



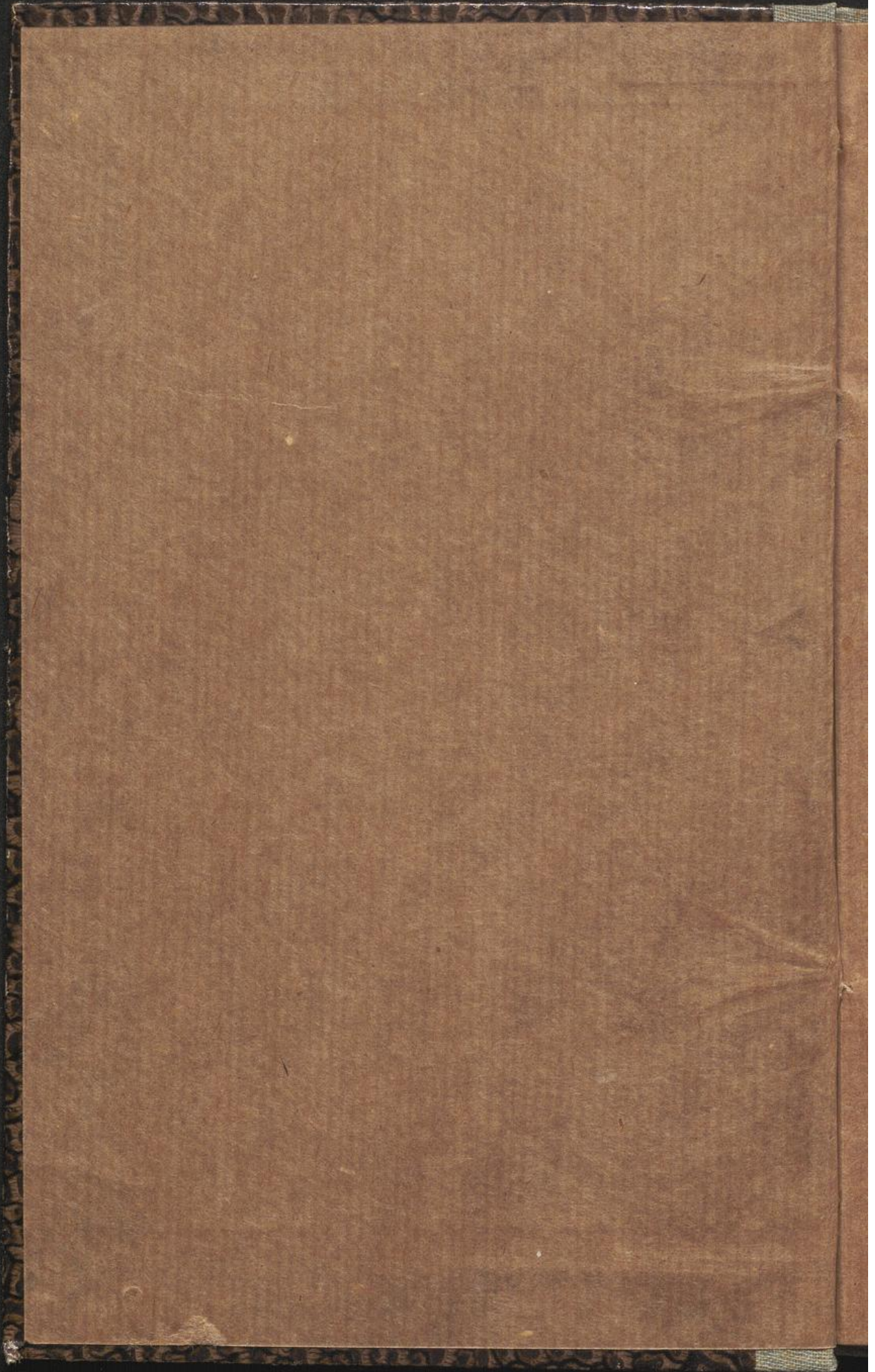
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

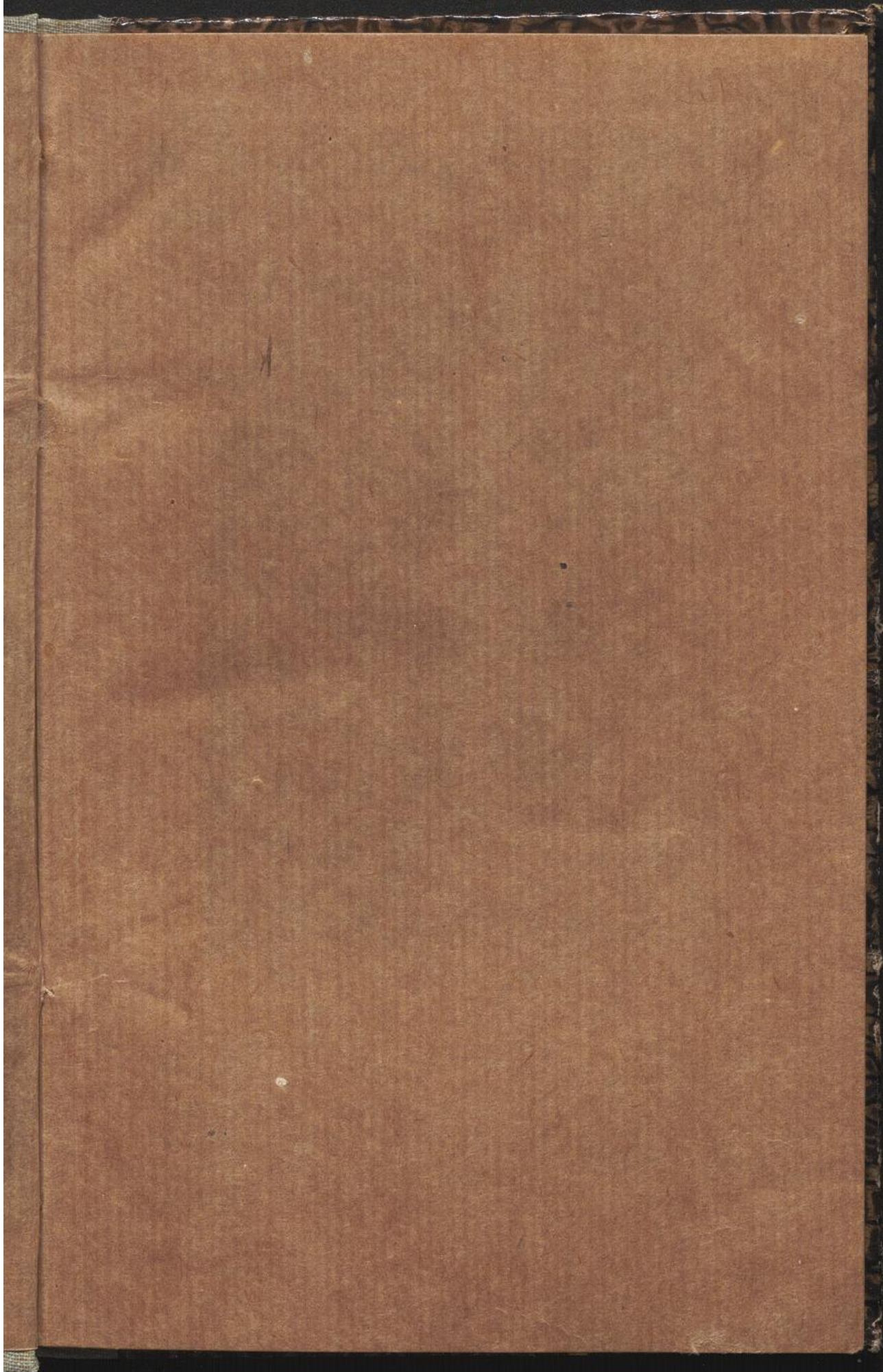
Caritasblüten aus der Mission

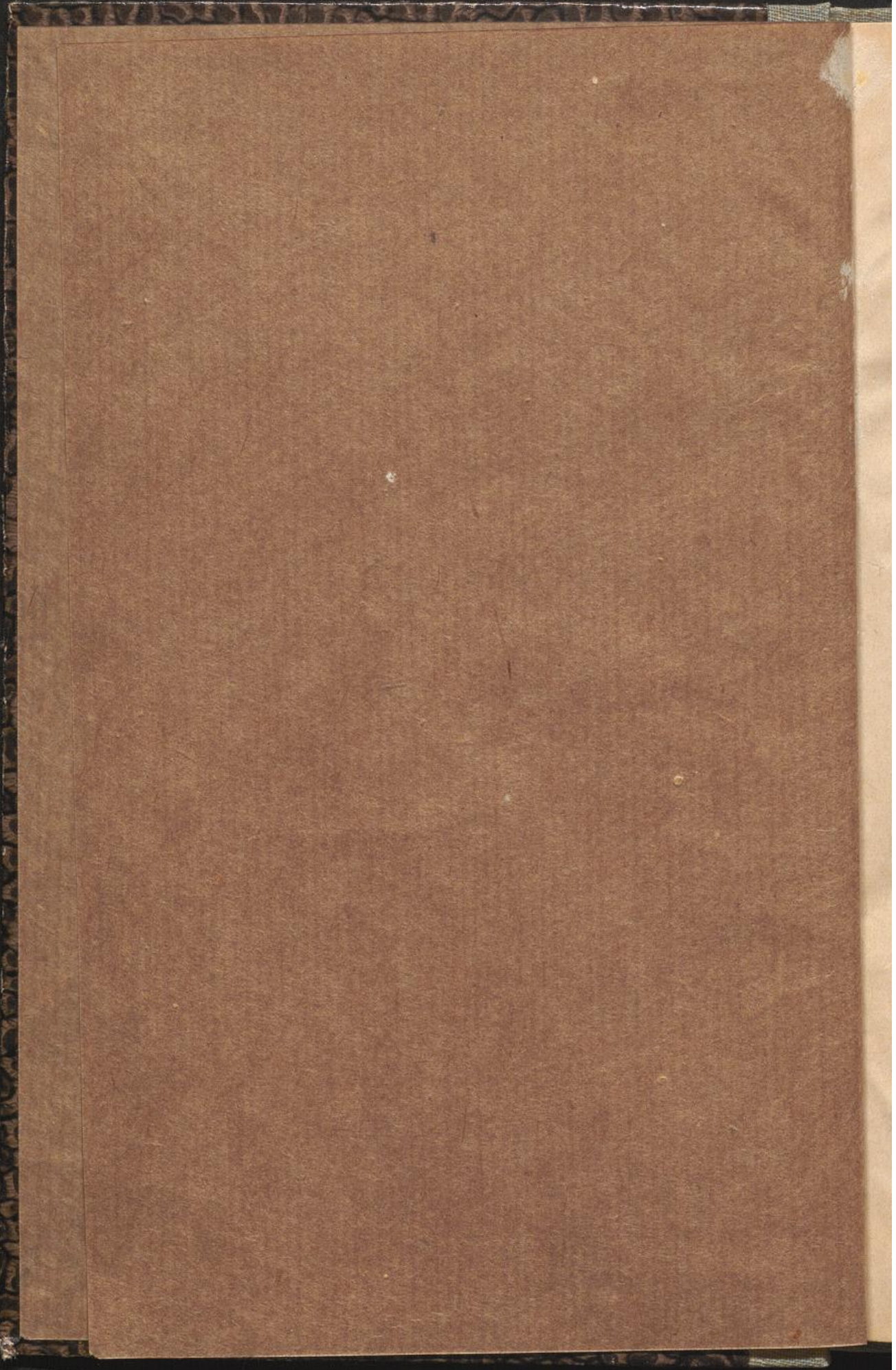
1932

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79088](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79088)

liten







Caritasblüten

Nr. 1

1932



Unsere lieben Lesern und Leserinnen ein
im wahren Sinne des Wortes

glückseliges neues Jahr!

Kann denn 1932 ein solches werden? Not, bittere Not ist in unser Vaterland eingekehrt; ein schwerer Sorgenhimmel schwebt über unsern Häuptern; ein Druck lastet auf allen Gemütern; es ist wie die Schwüle und Stille vor dem Sturm.

Und doch dürfen wir nicht verzagen. „Werfet alle Eure Sorgen auf den Herrn!“ Der Vater im Himmel wartet nur auf unser Gebet, auf goldene Treue im Glauben.

„Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut!“ Darum mutig in das neue Jahr hinein. Mit Gott!

Bleiben wir treu der Fahne Christi, und kein Feind kann uns schaden; seine Angriffe, seine scheinbaren Siege sind von kurzer Dauer. Die Kirche kann nicht überwältigt werden. Christus, König bleibt Sieger und seine Getreuen mit ihm!

3

Von Ost-Afrika nach Europa

(Schluß.)

Wenn man die lange Wasserstraße bedenkt, die unser Dampfer in sechs Tagen zurücklegte, muß man den Mut und die Sicherheit dieser Araber bewundern, die den Weg nur mit Segelboten machen. Aber wieviel Leid und tiefes Weh sah dieses Meer bei der stillen, stummen Menschenware, die hier transportiert wurde! All das gehört nun der Vergangenheit an. Nur ein alter Missionsveteran, Pater Gommenginger, lebt noch, der die traurigen Sklavenmärkte in Zanzibar mit erlebte und mit seinem Mitbruder Sklaven dort erhandelte, soviel es ihm die Hilfsmittel aus der Heimat erlaubten. Und wenn die Missionare dann nach Hause kamen, schmeckte ihnen kein Mahl mehr, weil sie die traurigen Augen der Kinder nicht vergessen konnten, die flehten, man möge sie loskaufen. Aber ach, ihre Mittel reichten nicht dazu; sie hätten Millionäre sein müssen, um alle zu retten. Ja — es ist nun vorüber und vergessen, aber die Orte erinnern stets an jene grausame Zeit. So rief das Rote Meer eine Menge Erinnerungen wach.

Wir durchsegelten dieses Wasser; der schwüle, heiße, drückende Luftzug von der großen Wüste Sahara her, welche hinter den Gewässern liegt, wirkte niederdrückend. Ein gewisser Hautausschlag, der sogenannte „rote Hund“, der durch diese Hitze entsteht, plagt die Passagiere, besonders Kinder leiden sehr darunter.

Die Wasserstraße wurde immer enger, und an beiden Seiten zeigten sich einzelne Gebirge, die „zwölf Apostel“ genannt, und dahinter in 2000 Meter Höhe der Berg Sinai. Wie kamen einem da wieder die Bilder der Bibel in Erinnerung und Gottes Wunder, die dem israelitischen Volke einen trockenen Weg durch die gewaltige Wasserstraße machten. Alles ist aber sehr öde und steinig, kein Grashälmchen weit und breit. Einer

der Passagiere meinte: da würden wir aber auch ganz sicher gemurt haben wie die Israeliten, die so lange durch den Wüstenand ziehen mußten. Wir zogen nun dieselbe Bahn auf einem ganz bequem eingerichteten Dampfer.

Donnerstag, den 16., abends, kamen wir nach Suez. Hier müssen alle Dampfer ihren Tribut zahlen, um den künstlichen Kanal durchqueren zu können. Eine große Summe muß erlegt werden, die zum Unterhalt dieser künstlichen Wasserstraße, welche 150 Kilometer Länge hat, dient. Rechts und links sind nur öde Wüsten und doch, wie heilig für ein christgläubiges Gemüt, denn hier auf dieser Strecke zog die hl. Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten. Noch sind zwei uralte Karawanenstraßen zu sehen, die von Palästina nach dem alten Ägypten führen; eine von ihnen muß der heilige Josef benutzt haben, ebenso der kranke König, der beim heiligen Petrus später Heilung suchte. In den heiligen Messen, die hier auf dem Dampfer gefeiert wurden, kehrte dasselbe Kind in Brotsgestalt wieder, das vor mehr als 1900 Jahren auf den Armen seiner Mutter die Flucht ergreifen mußte. Es kamen einem die Beschwerden der heiligen Familie so recht zum Bewußtsein, wenn man zu beiden Seiten des Kanals die große heiße Wüste sieht, nichts als heißer, trockener Sand, kein grüner Strauch oder Baum; nur hier und da kleine Oasen, Wasserstellen, wo die Karawanen rasten und ihre Kamele tranken. Diese Stellen sind selbst den Muselmännern heilig; so bald sie da absteigen zur Rast, ist ihr erstes Geschäft, daß sie niederknien und mit dem Angesichte zur Erde gebeugt „Allah“ preisen, der über alles herrscht und auch diese Wasserstellen den Menschen gab. Hätten doch alle Katholiken einen Glaubensmut wie diese Muselmänner. Sie verleugnen ihn nie. Zu jeder Tageszeit, ob allein oder von vielen gesehen, machen sie die vorgeschriebenen Zeremonien und sprühen ihre Gebetsformeln. Eigentümlich ist, daß niemand lacht oder sie verspottet.

Als ich vor 25 Jahren dieselbe Strecke reiste, entdeckten wir an einer Seite des Kanals, wo eine kleine Ansiedlung ist, ein Kapellchen, in welchem damals, gerade am Pfingstsonntag, Segensandacht war, so daß wir vom Dampfer aus den Altar im Kerzenschimmer und die Monstranz sehen konnten. Heute war es geschlossen.

Langsam fuhren wir dann nach Port-Said; hier mußte der Dampfer Kohlen laden. Das ist immer ein unangenehmer Tag, weil dann alles fest verschlossen wird, damit der feine Kohlenstaub nicht überall eindringt. Eine mir bekannte Schweizer Familie lud mich ein, mit ihr die Stadt zu besichtigen. Schön ist Port-Said nicht, aber interessant und echt orientalisches. Alle Menschenrassen sind vertreten, Europäer, Türken, Araber, Ägypter, Syrer, Neger usw. Schade ist es,

daß die europäische Mode die alte, schöne Tracht der Eingeborenen verdrängt; man sieht wohl noch manche dicht verschleierte Araber- und Türkenfrau, aber die Tücher sind schon kürzer geworden und lassen lange Seidenstrümpfe und Lackschuhe frei. Bis hierher durfte kein Mann eine verheiratete Frau sehen; nicht einmal in schwerer Krankheit hatte ein Arzt Zutritt zu ihr. Wir Schwestern dürfen sie zu Hause schon einmal unbedeckt sehen. Wie oft ist da wirklich ein schönes Angesicht hinter dem Schleier verborgen; und ist es mit der Schönheit nicht so weit her, dann wird mit Perlen und Edelsteinen nachgeholfen, worin sich eine orientalische Frau schon etwas leisten darf. Oft trägt eine orientalische Schönheit ein ganzes Vermögen an Edelsteinen in Nase und Ohren.

Hier bekam ich auch einen Einblick in ein Geschäft von kostbaren Spezereien. Ich sah nichts als wohlriechendes Wasser und Salben, nicht nach europäischen Begriffen, sondern nach einem uralten Geheimnis des Orients. Es erinnerte uns an die frommen Frauen wie Maria Magdalena, die den Heiland mit kostbaren Spezereien einbalsamierten. Das versteht man hier viel besser wie in Europa. Es war den Völkern ein Bedürfnis, durch Räuchern und Wohlgerüche sich das Leben zu verschönern, weil die Luft mit vielen starken Gerüchen von faulendem Obst, Zwiebeln u. dgl. durchschwängert war. Einen unangenehmen Eindruck machen die vielen Straßenverkäufer, Stiefelpuzer usw., die einen überall wie Fliegen umsummen. Und mitten durch den Straßenrummel schritten ruhig zwei Nonnen; es waren Franziskanerinnen.

Port-Said hat eine katholische Kirche neben der orthodoxen Kirche. O, du bunte Welt! Schon jetzt kam mir Heimweh nach unserer stillen Missionsstation und seinen einfachen Naturkindern.

Am 18. Oktober nachts verließ der Dampfer Port-Said und segelte ins Mittelländische Meer hinein. Es war stürmische See vorausgesagt worden, was auch wirklich eintraf. Noch in der Nacht kam der Steward, um die Kabinensenster zu schließen, damit kein Wasser hereinkäme; aber es war schon zu spät. Eine ganze Sturzwelle drang durchs Fenster; ich war naß wie eine Kage, und alles schwamm in der Kabine. Das war eine schöne Bescherung. Doch es kam alles wieder in Ordnung. Auch anderen Passagieren war es so ergangen; sie murrten nicht wenig, denn das salzige Seewasser verdirbt ja Wollkleider und Anzüge.

Als wir nach zwei Tagen in die Straße von Messina einliefen, war wieder alles ruhig und sonnig. An beiden Seiten sah man Berge mit Weinranken und Orangenwäldern; der feuerspeiende Berg Atna war im Nebel versteckt. Später sahen wir seinen Kollegen, den Stromboli, der etwas rauchte. Man

hält es kaum für möglich, daß die Menschen es doch immer wieder wagen, sich dort anzusiedeln.

Die Wasserstraße zwischen Messina und Sizilien ist sehr enge. Hier sah man den schönen italienischen Friedhof mit seinen herrlichen Monumenten hoch oben auf dem Berg. Die Insel Elba erinnerte mich an den großen Gefangenen „Napoleon“, dem die öde Steininsel nicht behagte. Zuletzt kam die Stadt Malta, und dann hatten wir Himmel und Wasser, bis wir am 22. Oktober morgens vor Genua lagen. Der ganze Hafen war besetzt mit großen und kleinen Dampfern, so daß unser Adolf Wörmann nicht anlegen konnte, bis ein anderer Dampfer Platz machte. Dadurch gingen einige Stunden verloren, so daß ich den geplanten Zug nicht erreichte, mit dem ich weiterreisen wollte. Die meisten Passagiere stiegen hier aus. Sonderbar wird es einer alten Afrikanerin zumute, wenn man die Leute in warme Mäntel und Pelze gehüllt dahergehen sieht, während ich noch vor zehn Tagen vor Hitze im Roten Meer nicht wußte, wo ich frische Luft holen sollte.

Der nächste Zug ging erst abends 7 Uhr, und so hatten wir nach Erledigung der Zoll- und Paßgeschichten noch einen halben Tag Zeit, um Genua zu besichtigen. So schön die Stadt auch ist, so war ich doch froh, als ich abends glücklich in einem Bahnabteil war, in dem ich sitzen bleiben konnte bis Köln. Ich nahm von dem hochw. Herrn Bischof und Pater Missionar Abschied, denn die beiden Herren mußten eine andere Route nehmen. Bald gesellte sich eine junge Mutter mit ihrem sieben Monate alten Kindchen zu mir. Sie kam auch von Afrika, und zwar aus dem Kongo, und reiste zur Großmutter nach Luxemburg. Sie war mit einem italienischen Dampfer in Genua angekommen. Weil wir beide aus Afrika kamen, war bald zwischen uns Freundschaft geschlossen. Die Kleine schlief ruhig und machte keine Störung, dafür kamen die Italiener aber fast jede halbe Stunde, klopfen an die Türe vom Abteil, machten auf, verlangten bald den Paß und das Billet, bis die Dame endlich fragte, was denn der Kondukteur eigentlich suche. Ich dachte, die Italiener müssen doch einmal nach Ost-Afrika reisen, wo abends im Zug die Abteiltür geschlossen wird und einen niemand mehr belästigt bis zum andern Morgen. Tatsächlich hatten wir keine Nachtruhe. Draußen regnete es, so daß man von dem schönen Italien und dem Schweizerland nichts zu sehen bekam als elektrische Lampen. Als es Tag wurde, waren wir in Basel. Die Dame mußte umsteigen, und ich konnte sitzen bleiben und war den ganzen Tag allein, bis der Zug in Köln einlief; da hatte ich Zeit und Muße, mir die bekannten und unbekanntenen Gegenden anzusehen, und ich muß zugeben, daß es auch in der deutschen Heimat noch schön ist und daß hier der Fleiß herrscht, weil hier kein Fleckchen Erde unbebaut ist. Die

Weinberge waren schon ziemlich kahl; die Landleute waren mit den letzten Feldarbeiten beschäftigt. In meinem schönen Rheinland machte sich schon der Herbst bemerkbar.

Mein Weg führte mich zum alten Mutterhaus nach Holland. Ich fragte, wann ich wohl in Helmond sein werde, der Endstation meiner Reise. Gegen 9 Uhr abends erreichte ich Venlo. Zum Glück fuhr eine Stunde später noch ein Zug bis Helmond. Mein Telegramm, das ich in Genua aufgegeben hatte, war nicht angekommen; somit wurde ich auch nicht erwartet. Aber ein guter Mann wußte Rat und brachte mich in ein gut katholisches Hotel, in dem man unser Mutterhaus kennt und mich deshalb liebevoll aufnahm. Morgens ließ man mich per Auto zum Mutterhaus bringen. Der Chauffeur sprang schnell heraus und läutete kräftig an der Pforte, so daß es mir unmöglich war, einen stillen Seiteneingang zu machen, um unbemerkt ins Haus zu kommen.

Bei dem frohen Wiedersehen mit unserer Würdigen Mutter Generaloberin und den guten älteren Schwestern und den jüngeren nicht minder, waren bald die Mühen und Unruhen der langen Reise vergessen, und ich fühlte mich glücklich und geborgen an der Stelle, wo ich meine ersten Ordensjahre verbrachte. Ich möchte das Haus nicht mehr verlassen, bis es wieder nach Afrika geht. Dann zieh ich noch freudiger aus wie das erste Mal, weil Afrika kein fremdes Land mehr für mich ist, ich weiß, daß es dort bei den vielen lieben Schwestern und den Kindern ein frohes Wiedersehen gibt. Schon jetzt schicke ich all meinen lieben afrikanischen Mitschwestern und der schwarzen Jugend und dem ganzen Volk die herzlichsten Grüße.

K

In der Natur

Es rauscht der Wald, die Quelle singt
Das alte Erdenlied,
Und lächelnd hört's das Menschenkind,
Das still vorüberzieht. -
Des Waldes Lied, der Quelle Mund
Sagt von Vergänglichkeit -
Das Menschenkind, der flücht'ge Gast,
Das lebt der Ewigkeit. -

B



Von links nach rechts:
Schw. M. Gisberta Bayer, Schw. M. Theodora Iffing, Schw. M. Regniata Hülsken.

Ausreise in die Mission

Am 15. Dezember schifften sich drei junge Missionarinnen in Rotterdam auf dem deutschen Dampfer „Ubena“ ein, der sie bis Kapstadt führt. Von dort aus haben sie noch eine lange Strecke per Bahn zurückzulegen. Von Bulawaya aus werden Schwester Theodora und Schwester Reginata auf eine Neugründung im Innern Afrikas gebracht, während Schwester Gisberta nach Monte Cassino in Rhodesia wandert, um dort als neue Stütze in die Reihe der Missionarinnen einzutreten.

Gott beschütze unsere lieben jungen Missionarinnen auf ihrer Reise und segne ihr Wirken! Möge er doch in unserm deutschen Vaterlande in viele junge Herzen Liebe, Verständnis und Begeisterung für die Mission hineinsenken, damit das Reich Christi ausgebreitet werden kann und der kleine König von Bethlehém überall herrscht und regiert.

Die Redaktion.

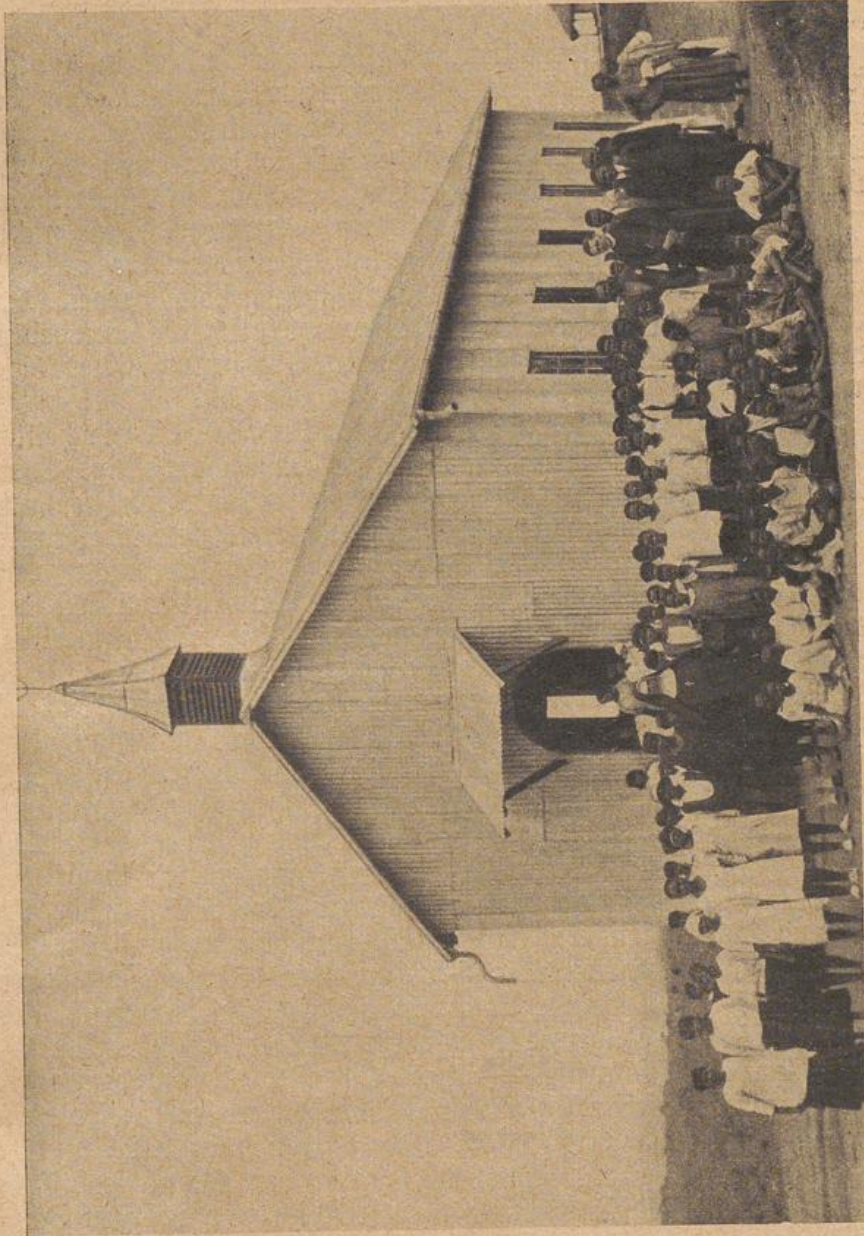
Erstkommunionfeier auf einem kleinen Missionsposten in Süd-Afrika, Natal

„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Sprachst Du, sanfter Kinderfreund.
Diese Worte sind so traulich,
Sind so herzlich gut gemeint.“

Es war Ende August, als unsere Schwester Oberin mir erlaubte, auf eine weitentlegene Außenstation zur Feier der ersten heiligen Kommunion mitzugehen. Da ich gleichzeitig den Auftrag erhielt, das dortige Missionskirchlein zu dieser hehren Feier ein wenig zu schmücken, so suchte ich am Tage vorher einige künstliche Blumen und Stoffreste zusammen, hoffend, Gottes schöne Natur würde mir gewiß Reichlicheres bieten zur Ausschmückung der kleinen Kirche.

Am Freitag, dem 28. August, mittags um 12 Uhr, ging es nun per Auto zum erstenmal hinaus in die Mission. Der hochwürdige Missionar war selbst Chauffeur. Unterwegs wurde zweimal haltgemacht, um die schwarzen Katecheten zu besuchen. Der letzte Weg, es war wirklich keine Straße mehr, gab uns recht viele unliebsame Rippenstöße, denn es ging bergauf, bergab, abgesehen von großen Furchen und Löchern, die der Regen gerissen hatte. Es war ja eine Missionsreise und keine Vergnügungspartie, also alles mit in den Kauf nehmen. Viele, schier nackte Heiden standen oder gingen auf der Landstraße einher. Endlich hieß es, bis hierher und nicht weiter. Wir waren wohl in Mavela, so hieß die Außenstation, doch noch nicht auf der Mission. Unser Auto mußte hier stehen bleiben, bis wir Sonntag zurückkamen, und wir mußten nun $\frac{3}{4}$ Stunden den Berg, nein, drei Berge hinauf und hinunter, bis wir endlich die Höhe erreichten. Kinder von der Missionsstation trugen unsere Koffer und Habseligkeiten auf dem Kopf den Berg hinauf. Es war eine kleine Karawane, die sich im Gänsemarsch den Berg hinaufbegab. Schwester Oberin und ich waren die letzten. Der Pater Missionar kletterte wie ein Hase, kein Wunder, da er als Schweizer mit Bergsteigen wohl bekannt ist. Auf einmal hatten wir ihn aus den Augen verloren, doch hofften wir, daß der Missionar schon den zweiten Abhang hinunter sei, als wir plötzlich von ihm aus einem am Wege liegenden Kraal gerufen wurden. Der liebe Gott hatte uns gerade zur rechten Zeit hierher geschickt. In Lumpen eingehüllt und auf einer Matte liegend fanden wir eine arme Sterbende. Schwester Oberin erkannte in der Kranken eine ihrer früheren Schülerinnen von Mariannahill. Vor 14 Tagen war sie Mutter geworden und nun stand sie am Rande des Grabes. Der Pater

Missionar versah sie mit den heiligen Sterbesakramenten und sprach ihr Mut und Ergebenheit in Gottes heiligen Willen zu. Der gute Hirte war auch diesem armen Schäflein nachgegangen, das schon zwei Jahre seine Weide gemieden hatte. Da auch



„Ein Kirchlein von Brettern, mit Blech beschlagen.“

das kleine Kind noch ein Heide war, so wurde auch dieses durch das heilige Sakrament der Taufe in den Schoß der heiligen Kirche aufgenommen. Voll Freude und Dank gegen Gott, daß er diesem armen Geschöpf diese große Gnade gegeben hatte, setzten wir unseren Weg fort.

Endlich waren wir am Ziele angelangt. Eine arme Missionsstation, ein Kirchlein von Brettern, mit Blech beschlagen, und genau so die Wohnung des Missionars. Die Kirche ist zugleich Schule und unter Umständen auch Schlafraum, wie sie es in diesen Tagen sein mußte, wo von weit her die Christen zusammenkamen.

Meine einzige Sorge war Umschau zu halten in Gottes freier Natur nach Grün und Blumen zur Ausschmückung der Kirche. Doch weit und breit keine Palme, kein Blümlein, außer einigen gelben Blumen an hohen Sträuchern mit scharfen Dornen. Und so leer war die Kirche, und da sollte Erstkommunionfeier sein? Mir tat das Herz weh, daß ich gar nichts für den lieben Heiland haben sollte. Weit unten im Tal, ja, da stand eine einzige Palme, die mußte geholt werden, das war mein fester Vorsatz. Es war schon ziemlich spät geworden, und da wir auch recht ermüdet waren, begaben wir uns bald zu Ruhe.

Am nächsten Morgen, Samstag, las der Priester die heilige Messe erst gegen 10 Uhr, da er hoffte, daß schon einige Christen heute zur Mission kommen würden. Und wirklich, der gute Pater hatte sich nicht getäuscht. Schon waren ziemlich Frauen herangekommen, empfingen das heilige Bußsakrament und gingen auch zur heiligen Kommunion. Das ist wirklich ein großes Opfer für die armen Schwarzen, die oft stundenweit kommen müssen und dann noch nüchtern sind.

Schon vor der heiligen Messe war ich mit mehreren Kindern den Berg hinuntergegangen, um die Palme heraufzuholen.

Nach der heiligen Messe brachte der hochwürdige Pater Vitalis der oben erwähnten Kranken die heilige Kommunion, währenddessen Schwester Oberin den Frauen einen Unterricht erteilte und ich für das Frühstück sorgte. Pater Vitalis sah bei Spendung der heiligen Kommunion zu seinem Erstaunen am Halse der Kranken ein Zauberfläschchen hängen, und in heiligem Zorn zerschmetterte er dieses an einem Stein. Doch sollte dieses noch eine kleine Unannehmlichkeit für ihn nach sich ziehen. Unvernünftigerweise war die Mutter der Kranken — sonst eine gute Christin — in der Angst und Aufregung zu einem protestantischen schwarzen Doktor gegangen. Dieser aber war ein Zauberer und — ob Zufall oder durch Wissen der bösen Geister — kaum hatte der Pater den Kraal verlassen, war er zur Stelle. Freilich, sein erster Blick war auf sein Zauberfläschchen, das er vergebens suchte. Nachdem er den Vorgang erfahren hatte, kam er mit der Mutter der Kranken hinauf zur Mission. Der Pater Missionar hielt gerade Unterricht für die Erstkommunikanten und ließ sich durch den Zauberdoktor nicht stören. Letzterer verlangte von ihm 5 Pfund Sterling, das sind 100 Mk. nach deutschem Geld. Freilich, für ein einfaches

Zauberfläschchen viel Geld, doch nicht dieses mußte bezahlt werden, sondern die voraussichtlich dadurch erzeugte Gesundheit, so ist es hier Sitte bei den Zauberdoktoren. Sie bekommen, falls ihre weisen Anordnungen und Medizinen helfen, einen Ochsen in diesem Werte. Der Pater Missionar ließ sich nicht lange in Händel ein, sondern ging seiner Arbeit nach.

Unterdessen war die Zeit herangerückt, wo ich meine Arbeit vollbringen sollte; zu meinem größten Leidwesen war die Kirche auch keinen Augenblick frei. Immer kamen neue Christen herangezogen, und der Pater hatte vollauf zu tun, von allen die heilige Beichte zu hören. Endlich um 8 Uhr abends ging's ans Werk, wobei Pater Vitalis und Schwester Oberin mithalfen. Wohl war es ziemlich schön geworden, doch ach, wie ärmlich sah es aus im Vergleich zu unserer schönen Heimatkirche, meiner lieben, unvergeßlichen Petruskirche.

Nun muß ich noch erzählen, wie die armen Kinder von der Nachbarstation zur Mission kamen. Vier Stunden weit mußten diese Kleinen und Großen gehen, bergauf, bergab, um zum lieben Missionskirchlein zu kommen. Da hätten sich die Erstkommunikanten daheim ein Beispiel daran nehmen können. Etwas Mundvorrat und eine Decke für die Nacht trugen sie auf dem Kopfe, so kamen sie truppweise anmarschirt. Sie gingen gleich zur Kirche, beteten dort kniend den heiligen Rosenkranz und bereiteten sich zur heiligen Beichte vor. Wie schade, gerade auf dieser entfernt liegenden Station kann der Missionar noch nichts erreichen bei der Männerwelt. Der dortige Häuptling erlaubt es nicht, weder Kirche noch Schule zu bauen; und weil dieser der katholischen Mission so abgeneigt ist, kommt auch kein Mann zum Übertritt. Sie leben noch heidnisch oder protestantisch. Eben daß sie etwas zivilisiert werden, das ist auch alles. Zur größten Freude des Missionars und von uns Schwestern kamen doch drei heranwachsende Buben mit zur Feier ihrer ersten heiligen Kommunion. Gebe der liebe Gott, daß die kommende Generation endlich den Weg zur wahren Kirche findet.

Der Sonntagmorgen brach an. Freundlich sandte die liebe Sonne ihre Strahlen zur Erde. Gleich als ob auch sie sich mit freuen wollte. Gegen 9 Uhr schmückten wir Schwestern die 28 Mädchen, groß und klein, mit einem weißen Kleid und weißen Kränzchen, letztere hatten leider von ihrer Schönheit schon viel verloren, doch waren die glücklichen Krausköpfchen, die ja zum erstenmal in diesem einfachen Schmuck dastanden, übergücklich. Den armen Buben konnten wir nichts geben, und es tat mir in der Seele weh, daß einige von ihnen gar so schlechte Anzüge hatten. Doch, so dachte ich, der liebe Heiland schaut ja nicht aufs Äußere, sondern ins Herz hinein, und ich glaube, diese Kinder der Berge waren wohl vorbereitet, wenn

auch nicht in vielem Wissen, so doch im Verlangen und der Liebe zum Heilande. Der Augenblick kam heran, wo die Erstkommunikanten zur Kirche geführt werden sollten. Ach, wie arm. Kein Kreuz, — keine Fahne —, nichts war da, um der Feier eine kleine Erhebung zu geben. Glockenklang und Orgelbrausen, alles dieses, was das Herz erhebt und festlich stimmt, müssen diese armen, weit in den Bergen zerstreut liegenden Christen entbehren. Wir führten nun die Glücklichen zur Kirche und gaben ihnen die Plätze — ja die Plätze — aber auf dem harten Boden, denn Bänke hatten wir keine. Die heilige Messe begann. Der Katechet betete die Vorbereitungsgebete zur heiligen Kommunion, die mit einigen schönen Liedern abwechselten. Nach dem Evangelium hielt der Pater Missionar die Festtagspredigt. Gewiß wird der liebe Heiland trotz aller Armut im Missionskirchlein gerne an diesem Morgen vom Himmel gestiegen sein, um zum erstenmal Einkehr zu halten in das Herz unserer 68 Erstkommunikanten. So nahe der glückliche Augenblick, wo diese, jung und alt, ja, alte Greisinnen, zum erstenmal hinzutraten, um den lieben Heiland, den großen Gott, in ihr armes Herz aufzunehmen. Nach Beendigung der heiligen Messe war nochmals Predigt, hierauf eine halbe Stunde freie Zeit, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, denn es war schon bald 12 Uhr. Mit einer kleinen Schelle wurden dann alle wieder ins Kirchlein zurückgerufen, wo nun eine kurze, sakramentale Andacht gehalten wurde. Nach derselben gingen noch einige Christen zur heiligen Kommunion, und nun war es wieder einsam im Gotteshaus. Der liebe Heiland war durch Auspendung dieser letzten heiligen Hostien wieder dem armen Kirchlein entzogen worden. Doch es muß so sein, denn nur sehr selten ist hier oben Gottesdienst, und zwar nur dann, wenn fünf Sonntage in einen Monat fallen. Somit müssen wir immer wieder beten: „Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg.“ Bald gingen alle Christen wieder nach Hause. Auch wir mußten die Mission wieder verlassen, um vor Abend in Mariannahill zu sein.

Zum Schlusse möchte ich alle Lieben in der Heimat, besonders auch die Erstkommunikanten, um ihr frommes Gebet bitten, daß doch auch bald hier eine Christengemeinde blühe.

Schwester M. Eugenia.



Schwerer Unglücksfall einer Missionschwester

C. P. S.

Shrwürdige Mutter Germalina, Provinzialoberin von Süd-Afrika, erzählt uns folgendes: Am Montag, dem 31. August vor. Jahres, überraschte und erschreckte mich ein Telegramm von Telgte in Griqualand-East: „Schwester Bona schwer verletzt infolge eines Unglückes am Samstag.“ — Da die Schwester an schulfreien Tagen öfters in die Mission hinausreitet, so rechnete ich mit einem schweren Sturz vom Pferde. Sofort beschloß ich mit unserem Missionsarzt hinaufzufahren. Ein zweites Telegramm änderte meinen Reiseplan. Ich erfuhr, daß ein Arzt zur Stelle und daß die Kranke nicht transportfähig sei. So reiste ich denn am nächsten Tag per Bahn und erreichte am Morgen des folgenden Tages die Bahnstation Zwartberg, wo das Auto eines Weißen wartete, um mich zur entlegenen Missionsstation zu bringen.

Wie traf ich die gute Schwester? Sie lag da in großen Schmerzen, unfähig, sich zu bewegen. Ein Auge war arg angeschwollen. Oberhalb desselben war der Stirnknochen erheblich eingebogen. Es war ein bemitleidenswerter Anblick. Was war geschehen?

Am Samstag, dem 29. August, war Schwester Bona, als eifrige Missionschwester, mit dem hochwürdigen Pater Rektor hinausgeritten nach einer einige Stunden entfernten Außenstation, um ihn in Erteilung des Religionsunterrichtes zu unterstützen. Der Priester hatte Beicht gehört und die heilige Messe gelesen. Es war schon spät. Die Schwester bat die Eingeborenen, hinauszugehen, damit der Priester ein Frühstück nehmen könne. So eine kleine Notkirche besteht ja nur aus einem Raum und dient gewöhnlich an anderen Tagen als Schulzimmer. Schwester Bona bereitete rasch das Frühstück. Eben wollte der Priester den Kaffee nehmen, als plötzlich ein orkanartiger Sturm das morsche Gebälk erschütterte. Mit einem Sprung stand er in der Mitte des Raumes. Schwester Bona blickt verwundert nach oben und im selben Augenblick fiel sie, von einem schweren Stück harten Lehmziegel getroffen, nieder. In wenigen Augenblicken war die Schwester von den Füßen bis an den Nacken im Schutt begraben. Das erste herabfallende Mauerstück hatte den Stirnknochen über dem Auge eingebogen, und ein Nagel vom herabfallenden Balken war zirka zwei Zentimeter tief neben der Schulter in den Arm eingeschlagen.

So bald das Niederfallen der Mauern aufhörte, war Pater Rektor mit Hilfe der Eingeborenen bemüht, die Schwester aus den Trümmern herauszuziehen. Man trug sie in den nächsten

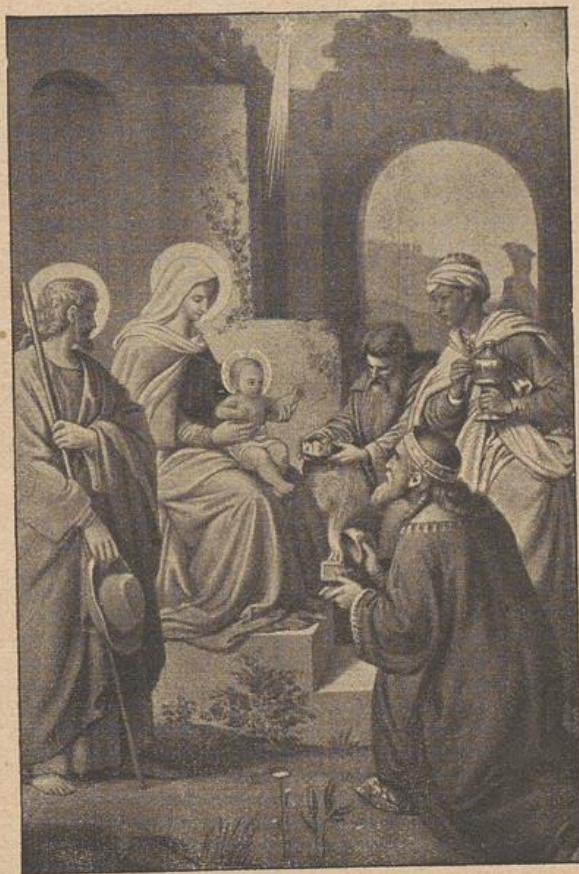
Kraal und als auch dieser unter den Stößen des wütenden Sturmes erzitterte, in eine dritte Hütte, die sicherer war. Obwohl der Missionar sogleich den Befehl gab, einen Arzt zu rufen, so kam derselbe erst nach drei Stunden zur Unglücksstätte. Nach einer Weile kam sogar ein zweiter. Der Arzt von Franklin brachte ein Auto mit und so konnte man auf weichem, frischgeschnittenem Gras einen Strohsack für die schwerverletzte Schwester richten und sie dann langsam nach Telgte zurückbringen. Lange hatten die Schwestern dort in banger Ahnung auf den Missionar und die Schwester vergeblich gewartet. Es war spät, als endlich das Auto mit der Schwerkranken eintraf. Welch ein Schrecken! Da gab es keinen frohen Sonntag. Schwester Oberin und die anderen Schwestern taten, was sie konnten. Der Arzt blieb drei Nächte dort in der Mission am Krankenbette, weil die Leidende in großer Gefahr war. Besonders die inneren Organe schienen schwer verletzt zu sein.

Wie freuten sich alle, als ich kam! Eine Woche blieb ich dort, um die Kranke zu pflegen, und als ich wegging, gab der Arzt mir die Versicherung, daß gute Hoffnung auf Genesung vorhanden sei, es sei nichts gebrochen. Ein Halbweißer brachte mich in seinem Auto zu unserem Herz-Jesu-Heim und nahm von dort eine Krankenschwester zur weiteren Pflege mit. Nach Ablauf einer Woche konnte diese berichten, daß die Kranke sich bedeutend gebessert habe, sie könne sich schon etwas bewegen, wenn auch nur mit großen Schmerzen. Tags zuvor, so berichtete die Krankenschwester, sei abermals der Arzt gekommen, und als er die Kranke so weit gebessert sah, freute er sich wie ein Kind. Es war ein katholischer Arzt.

Rührend war auch die Teilnahme, das Mitleid der Eingeborenen und der weißen Farmer der nächsten Umgebung. Täglich kamen die ersteren scheu ans Fenster, um zu fragen, wie es Schwester Bona gehe, und gar oft kamen die letzteren, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Sie kamen nie mit leeren Händen, — brachten unter anderem Leintücher, Verbandssachen, Wärmeflaschen, Früchte und Eßwaren für Kranke, d. h. Sachen, von denen sie vermuteten, daß dieselben in der armen Missionsstation nicht zu haben seien. Der liebe Gott lohne es allen!

Wir hoffen und beten, daß die liebe Kranke sich wieder erholt und daß sie, so Gott will, nächstes Jahr die Schule wieder besorgen kann. Es ist kein Ersatz für sie zu finden. O man fühlt so sehr den Verlust einer jeden arbeitsfähigen Schwester! 37 Missionsstationen sind zur Zeit in der Provinz Südafrika. Die überwiegende Mehrzahl der Schwestern sind schon Jahrzehnte im Missionsdienst, haben Pionierarbeit getan und emsig die Last und Hitze des Tages getragen. Aber Alter und Kränklichkeit macht sich jetzt da und dort geltend. Die Anfragen

nach Schwestern hingegen bleiben nicht aus. In der neuen Prä-
 fektur Amtata möchte man an mehreren Plätzen Schwestern
 für eine Neugründung, — woher Kräfte nehmen? Betet doch,
 daß der Herr Arbeiterinnen sende in seinen Weinberg, daß er
 mancher braven Jungfrau den Beruf zum Ordens- und Mis-
 sionsleben schenke. Wo bleiben heutzutage alle die tapferen
 Mädchen von Süddeutschland, deren wir in den ersten Jahren
 unseres Bestehens so viele hatten? Die Arbeit in der weiten
 Mission ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Alle
 sind eingeladen, sich an der großen Missionsarbeit zu beteiligen,
 welche guten Willen, guten Charakter, Gesundheit besitzen, seien
 es nun einfache Landmädchen für den Haushalt, für die Küche
 usw. —, seien es Lehrerinnen oder Krankenpflegerinnen. Alle
 sind herzlich willkommen!



O kleiner König wunderhold,
 Laß dich von Herzen grüßen.
 Wir bringen Weihrauch dir und Gold
 Und legen dir zu Füßen

Die Myrrhe, die von Opfer spricht,
 Ein Herz von gold'ner Treue,
 Das in des wahren Glaubens Licht
 Sich deiner Lieb' erfreue.

Verschiedenes aus den Missionen

Aus dem St. Mary's Krankenhaus in Mariannahill

Von Schw. M. Genesia

Ss drängt mich, den lieben Lesern einiges von unsern Allerärmsten zu erzählen. — Ein Schild über dem Bette mit dem Namen, den der Wohltäter wählen kann, gibt an, daß dem betr. Kranken eine mildtätige Seele geholfen hat. — Da lag vor kurzem ein halbergrauter Mann abgemagert; die Gesichtszüge verrieten große Schmerzen. Aus den Augen jedoch strahlte uns inneres Glück und Dankbarkeit entgegen. Petrus, so hieß der Mann, hatte früh seine Frau und Kinder durch den Tod verloren. Ein furchtbares Beinleiden mit großen Wunden hatte ihm das Sehen unmöglich gemacht, und so rutschte er in seinem Kraal herum, um sich das Nötige zu seinem Unterhalt zu verschaffen. Verwandte wollen mit solchen Kranken nichts zu tun haben und halten sich fern. Gute Nachbarn holten ihm das Wasser vom Fluß. Der Priester kam öfters vorbei und brachte ihm die heilige Kommunion; die Schwestern besuchten ihn ab und zu und versorgten ihn mit Kleidungsstücken und Verbandzeug. Dieser Zustand dauerte mehrere Jahre. Da hörte Petrus eines Tages, daß der Arzt einem Mädchen das Bein amputierte. Auch er war es leid, sein krankes Bein nachzuschleppen und ließ uns sagen, der Doktor möchte auch ihm sein Bein abnehmen. Wir überlegten, was zu tun sei, um ihm zu helfen. Unser Arzt war gerne bereit, den Armen mit seinem Auto zu holen und die Operation vorzunehmen. Peter mußte sich zwar noch zwei Wochen gedulden, weil der Arzt noch einige Untersuchungen an ihm vornahm, war aber ganz glücklich, als der Tag der Operation bestimmt war.

Der Patient war nicht wenig erstaunt, als dieselbe vorbei war und er von der ganzen Sache nichts gemerkt hatte. Er trug seine Schmerzen mit großer Geduld; er war ja an Schmerzen gewöhnt. Nach wenigen Wochen hatte ihm der Bruder Schreiner ein künstliches Holzbein angefertigt, und Petrus lernte wieder gehen wie ein Kind. Anfangs ging es mühsam, aber bald marschierte er ganz schön. Der gute Arzt brachte ihn wieder in sein armes Heim zurück.

Ich habe noch nicht viele Kranke gesehen, die so dankbar und froh fortgingen. Ich wünschte, die guten Wohltäter könnten es sehen.

Jetzt noch etwas von unserer kleinen Anna Melania; ihr früherer Name war Tshwalani.

Sie wurde vor einigen Jahren mit ihrem jüngeren Brüderchen ins Waisenhaus gebracht, weil das Verhältnis in der Familie kein gutes war. Tshwalani erkrankte und kam ins

Hospital. Man wußte erst nicht recht, was sie hatte, denn die Kleine klagte nicht besonders, hatte aber immer Fieber. Zuletzt stellte der Arzt Tuberkulose fest, und sie mußte von da ab in der offenen Halle liegen. Es wurden verschiedene Kuren angewandt; aber es ging immer abwärts mit ihr. Man suchte nach den Eltern, fand sie aber nicht.

Man legte Ishwalani auf ein Freibett, was inzwischen frei wurde, welches von einer mildtätigen Dame von England gestiftet war. Sie wurde auf den Namen „Anna Melania“ getauft und empfing später auch die heilige Ölung.

Wenn man auch nicht von Tugend sprechen kann bei einem siebenjährigen Kinde, so konnte man sich doch an dessen Ruhe und Geduld erbauen. Stundenlang lag es ohne jeden Zeitvertreib und sprach sehr wenig. Oft genügte es, wenn die Puppe neben ihr im Bette lag. Wie es bei den meisten derartigen Kranken der Fall ist, so hatte sie auch das Verlangen nach allen möglichen Speisen. Wenn die Köchin oder ihre Pflegerin ihr das Verlangte nicht verschafften, so schickte sie zur Schwester und ließ sagen, sie möchte heute einmal etwas ganz Gutes zu essen haben. Melania wußte ganz gut, daß sie dann etwas Besonderes bekam, denn man konnte dem armen Geschöpfchen nichts abschlagen. Es war elend und abgemagert wie ein Skelett. Die Kleine hatte auch bald herausgefunden, daß das geschieht, was der Arzt verordnet, und so brachte sie alle möglichen Wünsche bei seiner Visitation am Morgen vor. Einmal hatte sie einen großen Stock auf ihrem Bette liegen, und der Arzt fragte verwundert, was denn das zu bedeuten habe. „Ja,“ sagte sie, „der ist für die Katharina, wenn sie nicht brav ist.“ Sie wollte anscheinend Angst damit einjagen, denn sie war ja zu schwach, ihn zu gebrauchen. Sie war geweckt für ihr Alter, und man dachte daran, sie auf die heilige Kommunion vorzubereiten, was auch geschah. Wenige Tage, ehe sie starb, empfing sie die heilige Kommunion und schlummerte dann ruhig hinüber in die bessere Heimat.

Momentan liegt ein recht armer Bursche von ungefähr 22 Jahren auf dem St.-Josephs-Bett, das so genannt wird, weil das Almosen für die betreffenden Kranken am 19. März einlief.

Der Bursche ist blind und lahm und hat die Fallsucht. Von Eltern und Verwandten ist er deshalb verstoßen. Er ist ganz ergeben in sein Los, empfängt fast täglich die heilige Kommunion und betet gern und oft seinen Rosenkranz. Gewiß betet er auch viel für seine Wohltäter.

Wer kann und will ein Freibett stiften? Für 25 englische Pfund wird in unserm armen Eingeborenen-Krankenhaus ein Patient ein ganzes Jahr verpflegt.

„Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“

Fortsetzung.

Prächtig stieg die Sonne am andern Morgen über die Lagerstätte unserer Reisenden auf; ihre Strahlen zauberten reiches Leben. Von den Zweigen der Bäume erscholl das Gekreisch grauer Papageien, und es ertönte das Silbergelächter der schön gefiederten afrikanischen Lachtaube; kleine bläuliche Affen schwangen sich in neckischem Spiele von Baum zu Baum; geschäftigen Laufes eilte der Holzspecht den Stamm einer Akazie hinan, und der afrikanische Fink sandte sein glockenhelles Morgenlied aus dem dornigen Mimosenstrauche, während eine Art Kanarienvögel ihre eigenen Weisen anstimmte; im Lichte des jungen Tages puzten der grüne und der blaue Lori ihr Federkleid; durch das grüne Laubwerk eines wilden Feigenbaumes schimmerte das helle Rot des Prachtwebers, des Honigsaugers oder das bunte Kleid irgendeines andern, durch Schönheit des Gefieders ausgezeichneten Waldbewohners. Rotgefleckte große Heuschrecken erhoben sich schwirrend in die Luft; prächtige Schmetterlinge gaukelten über das volle, satte Grün der Rasenteppiche, und die durchsichtigen Flügel der Ameisenlöwen glänzten wie ein goldener Schleier im jungen Sonnenlichte.

Die Ochsen zogen tapfer; auch sie waren gut ausgeruht, und die Eingeborenen begannen ihre monotonen Gesänge und würzten sich ihre Wanderschaft mit fröhlichem Humor.

Die drei Herren ritten auf ihren prächtigen Pferden langsam voran; erst schweigend, ganz versenkt in Betrachtung der Natur. Jedem drängte sich unwillkürlich ein herzinniges Morgen Gebet auf die Lippen. Der Kapitän überdachte noch einmal ernstlich, wie er dem neugewonnenen armen Freund Mr. Brown wohl am besten helfend und ratend beistehen könnte.

Der junge Alfons pries im stillen den Herrn, daß er ihm so gute Eltern, eine so vortreffliche Erziehung gegeben hatte und machte die besten Vorsätze, die Eltern zu ehren und ihnen gehorsam zu sein. Wie wollte er sich bemühen, ihre Lebenstage zu verschönern; noch nie schwebte ihm das vierte Gebot Gottes so deutlich vor Augen wie jetzt nach dieser traurigen Geschichte von Fredy Brown. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlgerhe auf Erden!“

Der Afrikareisende Mr. Brown hatte heute ein so hoffnungsfreudiges Gemüt; es war ihm, als ob diesmal die Reise nicht vergebens sein werde.

Die Reisenden beabsichtigten zunächst über die Ienzi- und Stelengihügel nach den Drakensbergen vorzudringen, um bei dieser Gelegenheit die Stelle zu sehen, wo Prinz Napoleon, genannt „Lulu“, unter den Wurfspereen der Zulus sein junges Leben aushauchen mußte.

Je weiter sie sich von der Tugela entfernten, desto entschiedener änderte sich der Charakter der Landschaft. Jetzt wurde alles wild, öde, steinig. Tiefste Stille, die Stille des Grabes, lagerte ringsum; hoch in den Lüften wiegte sich ein schwarzer Geier, sonst belebte kein Tier, nicht einmal ein Käfer diesen einsamen, dumpfen Ort. Hier hatte der unglückliche Fürstsohn seine Seele, erst 23 Jahre alt, ausgehaucht. Wie ein kahler, nackter Rahmen schlossen die unbeweglichen Tafelberge dieses trostlose Stück Welt ab, welches in ergreifender Weise die Eitelkeit der Eitelkeiten verkündete.

Die Ochsen wurden müde; es mußte gerastet werden. Hier begegneten den Reisenden zum erstenmal, seitdem sie die Tugela hinter sich hatten, Zulus, und zwar Zulus noch ganz im Urwesen. Sie trieben ihre Herden zur Tränke. Anfangs waren sie über das Erscheinen derselben erstaunt, dann aber erhoben sie der Sitte gemäß die Hände zum Gruß über den Kopf. Das war gewiß ein gutes Zeichen, und die Reisenden freuten sich darüber.

Am Abend sahen sie in der Ferne den von blauem Dufte umwobenen Tzischluszaberg und die Kette der Drakensberge, ihr Reiseziel, auftauchen. Sie wollten nicht mehr weiter; sie nahmen ihr Abendbrot und zündeten sich, in vergnügtem Gespräche beisammen sitzend, ihre Pfeifen an. Das Dunkel nahm schnell zu, und das Wachtfeuer, das zum Schutze gegen wilde Tiere unterhalten wurde, schimmerte mit eigentümlichem Glanze in der Luft. Da stieß der Kapitän, der dicht neben Alfons am Wagen lehnte, einen dumpfen Schrei aus.

„Was gibt es?“ fragte Mr. Brown hastig.

„Sehen Sie dort,“ rief Alfons voll Aufregung mit gehauchter Stimme; „dort im Busche da funkelt's wie grüne Augen. Sehen Sie nicht?“

Mr. Brown blickte hin. Richtig! Unter dem dunklen Laub leuchteten, etwa erbsengroß, zwei Punkte.

„Sst“, machte der Kapitän, „das ist ein Raubtier, ein Leopard wahrscheinlich. Verhalten Sie sich ganz ruhig, meine Herren.“

Er wollte bei diesen Worten in den Wagen greifen, wo die schußbereiten Büchsen lagen; da ertönte ein kurzes, scharfes Gebrüll. Die Zulus fuhren erschrocken auf; die Zugochsen wurden unruhig und richteten sich in die Höhe. Auch Alfons, selbst Mr. Brown konnte eine Besorgnis nicht unterdrücken, denn wer vermochte zu sagen, ob sich das kecke Raubtier, das sich so nahe an uns herangeschlichen hatte, selbst durch den Glanz der Wachtfeuer zurückschrecken lassen würde vor einem verwegenen Sprunge in unsern Kreis.

Ehe der Kapitän noch Zeit gefunden hatte, seine Büchse gegen den Busch abzubrennen, wirbelte ein brennendes Stück Holz

durch die Luft und fuhr mit stiebenden Funken genau nach der Stelle, wo die grünen Augen drohend leuchteten. „Tsha, chui-paka, huju kwake ku me ni pendeza“ (Tsha, Leopardenkaze, dein Kommen hat mir nicht gefallen), ertönte es zugleich aus dem Munde Simbas, welcher mit kühner Hand den Brand nach dem Busch geschleudert hatte. Ein Schmerzensgeheul erscholl zurück und des gefleckte Fell eines Leoparden verschwand im Dunkel der Nacht.

Alle lobten den Mut und die rasche Entschlossenheit Simbas, der sich jedoch aus diesen Anerkennungen gar nichts zu machen schien, sondern sagte, es verstehe sich von selbst, daß ein Simba (Löwe) sich vor einem Leoparden nicht fürchte. Für die Reisenden aber war dieser Vorfall eine Mahnung, die Vorsichtsmaßregeln gegen das reißende Getier des Landes noch zu erhöhen. Es wurden daher die Wachfeuer vermehrt, und zwar in der Weise, daß sie fast einen zusammenhängenden Kreis bildeten. Von den Zulus aber mußten abwechselnd je drei Mann drei Stunden hindurch für den Unterhalt der Feuer sorgen; auch die Herren mußten sich vom Wagen aus alle zwei Stunden ablösen und mit geladenem Gewehr die nächste Umgebung bewachen. Die Nacht verstrich jedoch ohne einen weiteren Unfall. Gegen Morgen kam ein warmer Regen und verlöschte die Feuerhaufen. Trotz des Regens fuhren die Reisenden nach dem Frühstück ab. Jetzt lernten sie erst die Wohltat eines afrikanischen Ochsenwagens empfinden. Die Zulus aber, Simba mit einbegriffen, machten aber bald bedenkliche Gesichter.

„Es wird heute schlimm werden“, sagte er und zeigte auf eine große, schwarze Wolke, die sich drohend hinter den Drakensbergen gelagert hatte. Alfons fing an zu begreifen, was Simba meinte. „Ein Sturm?“, fragte er in zweifelndem Tone, denn die Wolke machte auf ihn nicht den Eindruck, als ob sie zu fürchten sei. Er war eben noch ein ganzer Neuling in afrikanischen Dingen.

„Ja, ein böser Sturm, Herr, ein sehr böser Sturm.“

Es dauerte nicht lange, da eilten die beiden anderen Herren rasch herbei. „Wir müssen uns sputen“, rief Mr. Brown, „um dort den Kraal zu erreichen.“ Die Zulus schlugen auf die Ochsen ein, und nun ging's dahin über Stock und Stein, daß man glaubte, der Wagen müsse jeden Augenblick in Trümmer zerbrechen. Die Tiere, durch ihren Instinkt angetrieben, vor dem drohenden Elemente Schutz zu suchen, rannten wie toll dahin. Es war eine wilde Jagd. Aber inzwischen war auch das Gewitter schon näher gerückt. Der Himmel war eine einzige schwarze Riesenwolke, die buchstäblich alles in undurchdringliche Finsternis hüllte. Die armen Reisenden hatten das Gefühl des nahenden Weltunterganges. Da zerriß ein Blitz die gräßliche Nacht, und wie endlose feurige Schlangen durch-

kreuzte es den Himmel; der Donner verstummte keinen Augenblick. Nichts aber glich der Pracht des himmlischen Wetterstrahles. Die südafrikanischen Gewitterstürme sind entsetzlich; aber sie toben sich, Gott sei Dank, rasch aus. In kaum zehn Minuten war die Wut der Elemente gestillt, und der Himmel legte wieder ein helles Kleid an; der Regen hörte auf, und Blitz und Donner verstummten. So bald das Gewitter sich verzogen hatte, kamen auch Eingeborene in Sicht. Einer der Diener, Upango mit Namen, brachte den Reisenden die überraschende Kunde, daß der große Umuzi oder Kraal dem Häuptling Inhlovudawana gehöre.

Mr. Brown, dem es darum zu tun war, etwas Näheres über die geheimnisvollen Drakensberge, von welchen man schon soviel gelesen, geschrieben und gesprochen hatte, aus dem Munde des schwarzen Königs zu hören, schlug vor, noch am gleichen Nachmittag, obwohl es schon spät war, denselben zu besuchen.

Simba, der aber alle die Sitten der Zulus gut kannte, schlug vor, denselben lieber am nächsten Morgen, und zwar angemeldet, zu besuchen; denn ein Sprüchwort der Eingeborenen lautet: „Die Nacht ist keines Menschen Freund; wer kommt des Nachts, der ist ein Feind.“

Simbas weiser Rat wurde dankbar angenommen, und so beschlossen sie hier zu übernachten. Nach dem Abendessen saßen die Reisenden wieder gemütlich beisammen, und diesmal war es der junge Herr Alfons, welcher den Vorschlag machte, Simba möchte etwas aus seinem Leben erzählen, das gewiß interessant für alle sein werde. Mr. Brown war dieses wie aus der Seele gesprochen, denn er fühlte sich schon gleich im Anfange zu dem intelligenten Neger hingezogen; außerdem empfanden alle eine gewisse Sicherheit, wenn Simba in ihrer Nähe war.

„Gentlemen, bwana (Herr), gerne bin ich bereit, Eurer, mich so hoch ehrenden Aufforderung zu willfahren. Jeder Eurer Wünsche ist mir Befehl, und schon lange wollte ich Euch etwas mitteilen, aber nichts von mir, einem armen schwarzen Sklaven, denn ein solcher war ich; sondern von einem der Eurigen, von einem weißen Mann, von meinem Freunde, der mich aus Trübsal und Elend errettet, dessen Bild ich in meinem Herzen trage, den ich suche und einmal noch im Leben sehen möchte, und ich hoffe ihn zu finden“, sagte Simba in feierlichem Tone.

Erstaunt horchten die Reisenden, und besonders Mr. Brown schnellte förmlich von seinem Sige auf und vergaß seine Pfeife zu stopfen. Simba aber machte eine lange Pause.

„Rede, Simba“, mahnte der Kapitän. Simba verneigte sich.

„Meine Geschichte ist kurz und traurig, aber dennoch war ich immer ein Liebling des guten Geistes“, hub er an.

Fortsetzung folgt.



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelfrieda

Ein Kindesherz soll sein
 Wie die Lilie so rein,
 Wie der Tau so klar,
 Wie der Spiegel so wahr,
 Wie die Quelle so frisch
 Und froh wie das Vöglein im Gebüsch.

Da üben unsere kleinen Negerchen mit Schwester Stefana ein Weihnachtsliedchen ein. Sie haben wohl keine so große, schöne Krippen wie Ihr, meine lieben Kinder, aber sie sind ja mit allem zufrieden, und sie freuen sich auf Weihnachten wie die Englein im Himmel. Das Christkind bringt ja immer etwas, und wenn es auch nur ein Hemdchen ist. Kinderhand ist schnell gestillt, und Ihr seht, wie lustig gestimmt unsere kleinen Trabantchen hier auf dem Bilde sind.

Auch unter den Palmen gibt es oft etwas Gutes zu schnabulieren, süße Bananen, die sehr nahrhaft sind und viel besser als die europäischen Süßigkeiten. Also, laßt uns wieder zusammenkommen in unserem Plaudereckchen, dann will ich Euch auch etwas vom Christkindchen erzählen, das auch zu den schwarzen Kindern nach Afrika kommt.

Stundenweit kommen die Leute in der heiligen Nacht daher; oft müssen sie einen ganzen Tag zu Fuß gehen, um das Kirchlein zu erreichen. Mit welcher Seligkeit schauen sie dann auf das Kripplein. Welche Opfer haben die Kinder gebracht! Sie sind mit den Eltern stundenweit gelaufen auf schlechten Wegen, mit bloßen Füßen; aber das liebe Jesulein sieht und weiß alles; es zählt jeden Schritt, und das Gebet dieser armen Kinder dringt durch die Wolken.



Wie glücklich sind diese Kleinen, wenn sie nach der Mitternachtsmesse auf der Missionsstation eine kleine Bescherung erhalten. Das solltet Ihr doch sehen, liebe Kinder, wie da die Augenlein strahlen und jede Kleinigkeit mehr Freude macht als in Europa die teuersten Spielsachen.

Dann singen sie aber auch aus Dankbarkeit alle Lieder, die sie wissen, und frohen und freudigen Herzens kehren sie wieder nach Hause zurück. Dann schallt es auf dem Wege aus den frohen Kinderkehlen in ihrer Landessprache:

„Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all,
Zur Krippe her kommet, in Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht!“

• 4

Gute Bücher

P. Rösch's Neues Testament gehört zu den erfreulichsten Symptomen unseres religiösen Lebens. Daß nun schon das 174.—193. Tausend vorliegt, zeugt sowohl für das große Interesse, das heute der Schriftlesung entgegengebracht wird, wie auch dafür, daß Rösch in seiner Übersetzung dem Verständnis der Leser am besten entspricht. P. Rösch arbeitet unermüdlich an der Verbesserung seiner Ausgabe. Keine ist aus seiner Hand hervorgegangen, die nicht einen Fortschritt zu der vorhergehenden bedeutet. Auch die neueste nicht. Gerade sie zeigt wieder so manche Vorzüge, die das Buch besonders lieb machen. So ist darin hauptsächlich auf guten sprachlichen Aus-

druck und leicht verständliche Form Rücksicht genommen worden, um so dem Leser möglichst weit entgegenzukommen. Zur Erleichterung des Lesens dienen auch die Einführungen in die einzelnen Bücher, sowie die beigelegten Überschriften und die erläuternden Anmerkungen. Vier Karten in Farbdruck und eine Tempelskizze vermitteln außerdem einen Überblick über die Welt der Bibel. — Ein besseres und gediegeneres Geschenk als dieses „Buch der Bücher“ kann es nicht geben. Es ist für jedermann bei treuer Benutzung der sicherste Führer und Ratgeber. In den Schulen Deutschlands und Osterreichs ist es bereits eingeführt und ministeriell genehmigt. Die einfachste Ausgabe kostet 2,— Mk., bei klassenweiser Einführung von etwa 20 Exemplaren ab sogar nur 1,80 Mk., dann folgen bessere Ausgaben zu 3,— Mk., 4,50 Mk. und höher. Eine weitere reich illustrierte große Ausgabe mit großem Druck macht diese Ausgabe noch zu einem Hausbuch für jede katholische Familie. Preis von 7,50 Mk. an. Erschienen sind alle Ausgaben im Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

3

Eingegangene Spenden

- Für Heidenkinder:** Bersbach 21 Mk., Maria Kunigunde; Bielefeld 21 Mk., Bernhard; N. N. 42 Mk., Anna und Maria; Schweinfurg 21 Mk.; Rhynern 21 Mk., Katharina.
- Für Missionszwecke:** Gelsenkirchen 20 Mk. und 5 Mk.
- Für die Ausfährigen:** Hindenburg-Zaborze 14,50 Mk.
- Für die Mission:** Römershag 3 Mk.; Schmerbecke 2 Mk.; Altötting 5 Mk.
- Almosen:** Markelsheim 7,50 Mk., Bobrek 5 Mk.
 Düren: um Erhörng in einem Anliegen 3 Mk.
 Hanau: zu Ehren der unbefleckten Empfängnis, des seligen Bruders Konrad und des heiligen Judas Thaddäus um Hilfe in einem Anliegen 1,50 Mk.
 Neidingen: zu Ehren des heiligen Antonius und zum Troste der armen Seelen, Antoniusbrot 135 Frs.
 Neidingen: von mehreren Wohltätern in ihren Anliegen 25 Frs.
 St. Bith: zu Ehren des heiligen Joseph, der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe in besonderen Anliegen 100 Frs.
 St. Bith: zu Ehren des heiligen Joseph in einem Berufsanliegen 65 Frs.
 Neidingen: Armenbrot für die Mission zu Ehren des heiligen Antonius 100 Frs.
- Für die Missionschule:** zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Trier 50 Mk., N. N. 180 Mk., Düren zum Dank für Erhörng in einem Anliegen 5 Mk., Neidingen 2,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott und frohe, gnadenreiche Weihnachten!

Diesen Wunsch legen wir in Dankbarkeit betend an der Krippe nieder. Ein Kripplein steigt aus tiefem Grunde, drin ruht ein holdselig Kind, Das bringt die gnadenreichste Stunde für die, die guten Willens sind.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Nr. 1. Ich selbst. Nr. 2. Das Kalb. Nr. 3. Zwei Pelze. Nr. 4. Auf dem Kopfe. Nr. 5. Die Mahlzeit.
 Drei, sie gingen hintereinander her.

Caritasblüten

Nr. 2

1932



Mutter M. Ebba
die neu erwählte Generaloberin der Missionschwestern
vom kostbaren Blut.

Wahl der neuen Generaloberin

Der letzte Tag des Jahres 1931 war für unsere Genossenschaft von großer Tragweite. Seit drei Tagen waren die Mitglieder des Generalkapitels, das in normalen Verhältnissen alle 12 Jahre stattfindet, im Missionshaus in Neuenbeken versammelt, um sich zur Wahl einer neuen Generalleitung vorzubereiten. Aus Süd-, Ost- und Westafrika kamen sie herbei, bewährte, erfahrene Missionarinnen und Missionsoberinnen, um nach reiflicher Überlegung und Beratung mit den europäischen Mitschwestern ihre Stimmzettel in die Wahlurne zu werfen.

Am 31. Dezember, dem Silvestertag, wurde der wichtigste Akt, die Wahl der Generaloberin, vorgenommen. Um 8 Uhr morgens erschien Se. Erzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. Kaspar Klein aus Paderborn, um persönlich die Wahl zu leiten. Ein feierliches „Ecce sacerdos“, gesungen von den Schwestern und Missionschülerinnen, begrüßte den hohen Oberhirten in der Kapelle, wo er dann die heilige Messe zelebrierte, während der Chor entsprechende mehrstimmige Lieder sang.

Nach einem kurzen Frühstück begab sich Se. Erzellenz in den Wahlraum, begrüßte jede Kapitularin aufs herzlichste, legte dann in schlichten, markigen Worten die Wichtigkeit des vorzunehmenden Wahllaktes auseinander sowie die Pflicht, die jeder Wählenden in dieser ernstesten Stunde obliegt.

Schwester Maria Ebba Tirpitz, die langjährige, bewährte Novizenmeisterin, ging schon beim ersten Wahlgang einstimmig aus der Wahlurne hervor. Von Dezember 1928 bis November 1930 hatte sie als Begleiterin der Würdigen Mutter Paula die Visitationsreisen in Süd-, Ost- und West-Afrika mitgemacht. Hier gewann sie den richtigen Einblick in das Missionswesen. Die göttliche Vorsehung selbst hat Mutter M. Ebba auf den schweren Posten vorbereitet.

Nach vollzogener Wahl fragte Se. Erzellenz die Neuwählte, ob sie das Amt annehme, worauf letztere, überrascht von dem Los, das sie getroffen, bescheiden erwiderte: „Ich will es mit Gottes Hilfe versuchen!“

Nun begaben sich der hochw. Herr Erzbischof und die Mitglieder des Generalkapitels in die Kapelle. Hier hielt Se. Erzellenz in Mitra und Stab eine feierliche Ansprache vor der ganzen Gemeinde, in welcher er den Namen der neuen Generaloberin verkündigte, die Wichtigkeit des vollzogenen Aktes betonte und der Neuwählten Mut und Vertrauen zur Übernahme der schweren Last einflößte. In rührender Weise hob Se. Erzellenz die großen Verdienste hervor, welche die Vorgängerin, unsere Würdige Mutter M. Paula, sich während ihrer schweren Amtszeit für die Genossenschaft erworben hat.



Die Mitglieder des Generalkapitels.

Unterste Reihe von links nach rechts: Schw. M. Ambrosia, Schw. M. Walburga, Generaloberin Mutter M. Ebba, Mutter M. Paula, Schw. M. Godelieva.
 Mittlere Reihe: Schw. M. Tertulla, Schw. M. Willibrorda, Schw. M. Theophana, Schw. M. Alexandra, Schw. M. Hermana, Schw. M. Bernadine, Schw.
 M. Eitelberta. Obere Reihe: Schw. M. Huberta, Schw. M. Albalda, Schw. M. Vermelina, Schw. M. Theonilla, Schw. M. Gaudiosa, Schw. M. Junipera.

Vierundzwanzig volle Jahre hat Mutter Paula, die unsern Lesern nicht unbekannt ist, das Steuer im Schiffelein der stets wachsenden Genossenschaft geführt und dieselbe durch viele Neugründungen mit zäher Ausdauer in der Kriegs- und Inflationzeit zur Blüte gebracht.

Dann legte die Neuerwählte feierlich das Gelöbniß der Treue an ihre Genossenschaft ab, worauf der hochwürdigste Herr Erzbischof ihr den goldenen Ring, das Abzeichen der Generaloberin, an den Finger steckte.

Zum Schluß erteilte Se. Erzellenz allen den erzbischöflichen Segen. Daran schloß sich eine sakramentale Andacht mit Ledeum an.

Nach der üblichen Begrüßung der neuen Generaloberin im Wahlsaal folgte eine feierliche Begrüßung an Se. Erzellenz von seiten der ganzen Ordensgemeinde und der Missionschule. Alles war in freudiger, traulicher Stimmung. Aus voller Brust sangen die jungen Schülerinnen ihre Begrüßungslieder. Der hochwürdigste Herr Erzbischof freute sich ganz besonders über diesen stattlichen Nachwuchs für die Missionstätigkeit. Wie ein Vater unter seinen Kindern weilte Se. Erzellenz bei der jugendlichen Schar zukünftiger Missionarinnen. Wiederholt drückte er seine Freude darüber aus, und bei seiner Verabschiedung gaben alle der frohen Hoffnung Ausdruck, den hohen Oberhirten bald wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Am 2. Januar fanden die Wahlen der übrigen Mitglieder der Generalleitung statt, unter welche auch Mutter Paula mit ihrer reichen Erfahrung eingereiht wurde. Darauf begannen die Verhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Genossenschaft.

Am 13. Januar kam der hochwürdige Herr Dompropst Dr. Linneborn aus Paderborn, um als Superior unserer Kongregation das Generalkapitel feierlich zu schließen. Durch schwere Krankheit verhindert, konnte Se. Gnaden die Eröffnung desselben nicht leiten; um so größer war seine Teilnahme, als er am Schluß in unsere Mitte kam. Ein feierliches Messopfer mit einer ergreifenden Ansprache, darauffolgendem Ledeum und einer sakramentalen Andacht bildeten den kirchlichen Schluß dieser Verhandlungen. Der hochwürdige Prälat brachte dann noch ein gemütliches Stündchen bei den seiner väterlichen Obhut anvertrauten Schäflein zu. Möge ihm Gott die erwünschte Gesundheit wiederschenken!

Ein inniges Dankwort an dieser Stelle Sr. Erzellenz dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Paderborn und dem hochwürdigen Herrn Prälaten Prof. Dr. Linneborn für die rege Teilnahme an den Interessen unserer Genossenschaft, die für die Ausbreitung des Reiches Christi durch stille Arbeit im Werk der Seelenrettung ihr Ziel zu erreichen sucht.

In Dankbarkeit gedenken wir stets der unermüdliehen und erspriesslichen Tätigkeit unserer allverehrten Mutter M. Paula. Unserer neuerwählten Generaloberin Mutter M. Ebba wollen wir dasselbe volle Vertrauen schenken in der Überzeugung, daß sie ihren Schwestern eine kundige Führerin im Ordensleben und eine kluge Leiterin für die Missionstätigkeit sein wird.

Ad multos annos! Die Redaktion.

K

Lichtstrahlen

Von Schw. M. Engelberta

Freierliches Glockengeläute kündete für nah und fern, daß ein ganz außergewöhnliches, noch nie dagewesenes kirchliches Fest in Kilema gefeiert werde. Freudige Festtagsstimmung ist es, welche die Christen eiligen Schrittes frohgemut zur Kirche ruft. Der Altar strahlte im Blumenschmuck und Kerzenschimmer. In der Mitte saß der hochwürdigste Herr Bischof Gogarty; vor ihm knieten, demütig das Haupt in seinen Schoß geneigt, die ersten zwei Theologen, welche die Tonsur erhielten. Die Erstlinge dieses Volkes am Kilimandjaro, Söhne der Wadschagga, welche vor 50 Jahren noch im wilden Heidentum lebten.

Vom Chore ertönte der prachtvolle Gesang des wohlgeschulnten Seminaristenchores, von ihrem hochw. Herrn Professor Pater Albrecht geleitet.

Es war ein herzerhebender aber zugleich wehmütiger Anblick, diese hohe, überschlanke Gestalt des hochwürdigsten Bischofs mit den marmorbleichen Zügen, dem vergeistigten Blick, der schon mehr dem Jenseits galt. War es nicht, als ob schon himmlische Lichtstrahlen um sein edles Haupt mit der silberweißen Mitra einen Heiligenschein gewoben hätten? War es nicht zum letzten Male, daß die bebende Stimme des heiligmäßigen Dulders durch die große Kilema-Kirche hallte? — Zum letzten Male, daß der Oberhirte mit zitternder Stimme zu seinen Schäflein sprach und sie segnete. Wie mochte er dankbaren Herzens gebetet haben, als er das viele andächtige Christenvolk in Kilema so vor sich sah?

„O Aufgang, Glanz des ewigen Lichtes und Sonne der Gerechtigkeit, komme und erleuchte die, welche noch in Finsternis und Todesschatten sitzen!“ —

Nun ist ja das Licht längst rings um den Kibo aufgegangen in der so reich gesegneten Mission Kilema, denn gleichzeitig wurde auch das 50jährige, goldene Jubiläum des hochwürdigsten Herrn Superior und Gründers von Kilema, Pater August Gommenginger, gefeiert. Auch seine hochehrwürdige Gestalt, kerzengrade, im schneeweißen Haar, war dabei, und der Kerzenschimmer und Lichterglanz umspielte sein Haupt.



Letzte Aufnahme des hochw. Herrn Bischofs Gogarty am 15. September 1931. Rechts hochw. Herr Pater Superior und Gründer von Kilema feierte sein goldenes Jubiläum; links der gute Großonkel hochw. Herr Pater Rohmer, ebenfalls schon 50 Jahre in Afrika. Dahinter zwei erste Theologen Johannes und Alfons.

Die Kilema-Christen hatten noch nie eine solche Feier gesehen, und sie schätzten sich glücklich, ihre Knaben und Jünglinge im Priesterchor zu Füßen ihres Bischofs zu sehen. Daß diese Feier großen Eindruck machte, war daraus zu ersehen, daß nach derselben mehrere Väter stolz ihre Knaben beim Professor des Seminars anmeldeten.

Von den Missionaren, welche für ihre jährlichen Exerzitien gekommen waren, nahm der hochwürdigste Herr Bischof Gogarty Abschied, als wäre es der letzte, und alle Angelegenheiten ordnete er aufs genaueste, denn er wollte Ende September noch die Reise nach Rom antreten und in einem Sanatorium in der Schweiz Genesung für seinen kranken Körper suchen. Am letzten Sonntag im September läuteten die Abschiedsglocken, und Anfang Oktober schiffte sich der treue Oberhirte in Begleitung des hochwürdigen Paters Simon und unserer Provinzialin Mutter Ubalda in Tanga ein. Ganz Kilema war in wehmütiger Stimmung, vertraute jedoch auf den Beistand und die Fürbitte der Rosenkranzkönigin. Alle hofften, daß der treue Hirt eine glückliche Reise habe und die erwünschte Genesung finde. Aber plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam die Todesnachricht von dem Ableben

des hochwürdigsten Herrn Bischofs Gogarty, welcher am 10. Dezember in dem Sanatorium in der Schweiz unerwartet schnell ins Jenseits hinübergegangen ist. Die Bestürzung über diese Nachricht war allgemein. Der hochw. Herr Bischof hatte sein Leiden heroisch getragen, und früh vollendet, viel geleistet. Das Christenvolk betet fleißig für seinen Oberhirten, und es scheint, als wäre die Mitra auf der schwarzen Totenbahre von den Lichtstrahlen der Kerzen wie mit einem Heiligenschein umflossen.

Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
So weint mir keine Träne nach,
Denn wo ich weile, dort ist Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!

3

Mädchenschule in Kiboscho

Von Schw. M. Gertraud

Manches hat in den letzten Jahren der mit ewigem Schnee gekrönte Kilimandjaro oder „Kibo“, wie der Volksmund ihn kurz nennt, von sich reden gemacht. Kühne Flieger versuchten zum ersten Male ihn zu überfliegen und seine Geheimnisse vor der Welt zu enthüllen. Die Geheimnisse des Berges! Eine lohnenswerte Arbeit. — Ist es nicht auch lohnend und begehrenswert, die Geheimnisse der Menschen, die seine Abhänge bewohnen, zu erforschen und zu enthüllen?

Am südlichen Abhange des Kilimandjaro dehnt sich die seit mehr als 40 Jahren bestehende Missionsstation „Kiboscho“ aus, die zweitgrößte katholische Mission im nördlichen Tanganyka-Territory. Vierzig Jahre Missionsarbeit! Nur wer selbst im Missionsleben gestanden, weiß, was diese Worte bergen: eine Unmenge von Gebet und Opfern, Mühe und Arbeit, beständiger Kampf mit den Mächten der Finsternis; denn wer läßt sich gern die Herrschaft rauben! Und sie haben hier geherrscht seit Jahrtausenden und haben die Menschen bis unter das Tier erniedrigt, bis sie — ihnen sklavisch untertan — das Verbotene für erlaubt und das Gute für Schwäche und Dummheit betrachteten. „Den niedrigsten Trieben folgen“ wurde Losungswort. Arme Heidenseelen!

Doch niemand im Heidentum ist ärmer als das Kind, der Kranke und die Frau. Wie manches Kind wird vom unbarmherzigen Vater mit grausamer Hand getötet oder den wilden Tieren preisgegeben, weil es mit irgendeinem Gebrechen behaftet zur Welt kam — darum weist das Heidentum keine Krüppel auf. Wieviele siechen als Opfer der Sünde oder der Dummheit ihrer Eltern dahin in langen, stumpfsinnig er-

tragenen Krankheiten. Man sucht ja in etwa den Kranken zu helfen, so wie ein verfinsteter Verstand es eingibt. Man schneidet seinen Körper mit scharfen Messern, um das schlechte Blut oder „den bösen Geist“, der in ihn gefahren ist, herauszutreiben und macht aus den Kranken so etwas wie einen Märtyrer; oder man bringt ihn zum „Mganga“, Zauberdoktor, damit er seine Kunst und Heilmittel an ihm versuche, der in echt menschlichem Egoismus natürlich zuerst an seine eigene Tasche denkt. Wenn all dieses jedoch dem Kranken nicht hilft, überläßt man ihn in stummem Fatalismus seinem Schicksal, gegen das anzukämpfen doch vergebens ist.

Wie bedauernswert ist erst die Frau im Heidentum. Angesehen als ein Wesen ohne Seele, bar jeden Denkens und Willens, ist sie geboren zur Arbeit, gar zu oft nur der brutalen Willkür des Mannes preisgegeben, der sie kauft, wie man ein Stück Vieh kauft — wehe dem Mädchen, das es in heidnischen Zeiten gewagt hätte, ein energisches „Nein“ entgegenzuhalten — um sie eventuell beiseite zu werfen, wenn er ihrer überdrüssig geworden.

Konnten solche jahrhundertlange, alte Sitten etwas anderes erzeugen, als willenlose, schlaffe Frauen, die stets nur am Boden lagen, ohne je wieder Lust noch Kraft zu finden, sich zu erheben?

Da brach auch für Kiboscho und das umliegende Land der Tag der Erlösung aus erstickendem, erniedrigendem Heidentum an: Die ersten Missionare betraten den Boden. Die milde Sonne des Christentums beleuchtete die im Heidentum erstarrten Seelen der Menschen; das Licht der Gnade erleuchtete den Verstand so mancher, die doch „guten Willens“ gewesen, nur im Dunkel der Nacht den rechten Weg nicht hatten finden können. Die Kraft der Gnade machte Mut, mit jahrtausendalten Gebräuchen zu brechen und der neuen lichten Lehre des Gotteskindes sich anzuschließen.

Getreu ihrem Namen als „katholische Kirche“ nahm sie sich als rechte Mutter vor allem der Ärmsten an: des Kindes, des Kranken und der Frau.

Des Kindes: Jetzt wurde den Eltern das geheiligte Recht eines jeden Kindes auf sein Leben und auf eine Erziehung, die es zu einem rechten Glied des menschlichen Organismus machen soll, erklärt. Mit welchem Staunen hörten sie zu! Der Kindesmord nahm ab, und es erstanden allerorts Schulen.

Die Pflicht, die Kranken zu pflegen, wurde ihnen deutlich ausgelegt. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.“ Apotheken und Krankenhäuser halfen die Not und das Leiden der Kranken lindern.

Die Frau! Sie wurde als gleichwertiges Wesen neben den

Mann gestellt, eine Seele besitzend, fähig des Denkens und des Wollens, geschaffen ebenso zur Verherrlichung Gottes und zur Teilnahme an seiner ewigen Herrlichkeit und Schönheit, wie der Mann.

Ja, in weiser Fürsorge suchte die Kirche besonders die kleinen Mädchen an sich zu ziehen, um sie an dem Unterricht und der Erziehung der Knaben teilnehmen zu lassen, die selbst heidnische Eltern nur den Knaben mit Freuden gewährt hatten. Die Kirche weiß, daß ein großer Teil der Arbeit schon getan sein mußte, ehe das Kind fähig wird, dem öffentlichen Unterricht zu folgen. Erst dann kann das Christentum mehr Eingang in den Herzen der nächsten Generation finden. Es ist



Schwester M. Gertrud mit ihren Zöglingen in Riboscho.

die Mutter, welche die erste Aussaat des Christentums in das Herz des Kindes legen muß.

Sie lehrte dich den frommen Spruch,
Sie lehrte dich zuerst das Reden,
Sie faltete die Hände dein
Und lehrte dich zum Vater beten!
Sie lenkte deinen Kindessinn,
Sie wachte über deine Jugend;
Der Mutter danke es allein,
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend!

Die ersten Eindrücke haften fest im Herzen des Kindes; sie können später verwischt werden, für eine Zeitlang gar vergessen scheinen, aber ausgelöscht werden sie wohl nie. Wieviele haben nach langen Irrfahrten wieder den rechten Weg ge-

funden, weil eine gute Mutter einstens auf ihrem Schoße dem kleinen Kind den Weg zum himmlischen Vater gewiesen hatte.

Soll aber eine Mutter diese ihre so wichtige Erziehungsarbeit wenigstens einigermaßen leisten können, so muß sie selbst erst erzogen und herangebildet worden sein. Darum begünstigt die Kirche so sehr die Entstehung von Mädchenschulen und Mädchenpensionaten.

Seit einigen Jahren besteht eine solche Art Mädchenpensionat — freilich nicht im modernen Sinne —. Es hat mittlerweile in Riboscho auch Anerkennung seitens der Regierung gefunden. Aus kleinen, fast entmutigenden Anfängen hervorgewachsen, beträgt die Anzahl der Kinder jetzt zirka 50, zu denen sich noch etwa 50 Mädchen des Dorfes als Tages Schülerinnen gesellen. Allerdings sind diese Zahlen für Europa erstaunlich klein; wer jedoch die Schwierigkeiten afrikanischer Verhältnisse kennt: die Abneigung selbst christlicher Eltern gegen die Mädchenerziehung, der Stumpfsinn und die Willenlosigkeit des eingeborenen Mädchens —, der nennt diese Zahlen schon einen kleinen Erfolg.

Vielleicht interessiert es manchen Leser, manche Leserin, ein Weniges über das Leben und Treiben dieser 50 im Pensionat versammelten Mädchen zu erfahren.

Wie beigefügtes Bild zeigt, finden Mädchen im Alter von 6 bis 16 und mehr Jahren Aufnahme. Manche wurden von ihren Eltern gebracht, die mit saurer Mühe und vielem Fleiß langsam für die neue Sache gewonnen worden waren. Andere sind auf rauhen und harten Wegen hierhergekommen: arme Waise oder Halbwaise, um die sich niemand gekümmert, Heiden, die dem väterlichen Kraal entliefen, um dem Zug der Gnade folgen zu können in den Schoß der katholischen Kirche. Mitunter geschieht es dann auch, daß ein solches Kind, das sich schon geborgen fühlt hinter schützenden Missionsmauern, von seiner heidnischen Familie wieder geraubt wird.

Bei ihrer Ankunft erhalten die Schülerinnen eine einheitliche Kleidung: ein weißes Kattunkleid mit hellblauem Besatz und eine ebensolche Mütze mit dem Abzeichen der Schule „A M“ (Ave Maria), die von den älteren Schülerinnen angefertigt werden. An Sonntagen ist es erlaubt, eigene Kleidung zu tragen; doch kommen die meisten ohne „Zubehör“.

Dreimal am Tage versammeln sie sich zur gemeinsamen Mahlzeit auf ihrer „Baraza“ (Terrasse). Das Essen muß von den größeren Mädchen selbst zubereitet werden, und es besteht entweder aus einem festen Maisbrei, in welchen an Festtagen saure Milch hineingegossen wird, aus einer Art Suppe, „Ribulu“, aus Bananen und Bohnen oder aus einer der vielen Arten von einheimischen Kartoffeln. Als Zugabe gibt es Tomatensoße, Gemüse usw. und an Festtagen Fleisch. Daß diese

Kost eine gesunde ist, kann jeder feststellen, der die Kinder bei der Ankunft und beim Weggang beobachtet.

Der Unterricht der Kinder erstreckt sich auf alle Fächer der Volksschule und des Haushaltes. Am Vormittag sind sie in ihren einzelnen Schulräumen versammelt, vereinigt mit den Tageschülerinnen, um nach einem von der Regierung festgelegten Lehrplan unterrichtet zu werden. Die Schule umfaßt sieben aufsteigende Klassen und entspricht unsern europäischen Volks-, zum Teil Mittelschulen. Nach Absolvierung der Schule und einiger praktischen Arbeiten im Unterrichten wird das Mädchen von der Regierung als Lehrerin für Dorfschulen anerkannt.

Die übrige Zeit des Tages dient zur Erlernung aller Arten von Hausarbeit, wie Nähen, Waschen, Bügeln, Kochen, Garten- und Feldarbeit, Vieh- und Geflügelzucht.

Ein großer Teil des Unterrichtes beschäftigt sich naturgemäß mit Gesundheitslehre und Kinderpflege, sowohl theoretisch wie praktisch, um die künftige Mutter für ihre Berufsarbeit fähig zu machen, denn nachweislich stirbt ein erschreckend hoher Prozentsatz der Kinder im ersten Lebensjahr infolge der Dummheit und Unsauberkeit der Mutter. Ordnung und Reinlichkeit sind eben Worte, die der Neger in seinem Sprachschatz nicht aufzuweisen hat, und es kostet unendliche Mühe und Geduld und viel Zeit, um die großen und kleinen Kinder allmählich daran zu gewöhnen.

Weite Arbeitsfelder tun sich auf hier im fernen, dunklen Afrika auf allen Gebieten; aber leider muß Vieles brach und unbebaut liegen bleiben, weil es an den notwendigen Arbeitskräften fehlt. Welch ein Gegensatz! Hier eine Unmenge von Arbeit und wenige Kräfte, dort erschreckend traurige Arbeitslosigkeit. Ob nicht in etwa wenigstens ein Ausgleich möglic'h wäre? Kann es ein schöneres Leben geben, als ein Leben für Gott im Dienste der Ausbreitung seines Reiches? Aber wenn du nicht willst oder kannst, eines kannst du immer, lieber Leser, liebe Leserin! Du kannst helfen durch dein Gebet, daß Gottes Gnade auch dem armen, verachteten Afrikaner reicheres Licht bringe auf seinem oft so düsteren Lebensweg, hin zu Gott!

△

Willst du, eignen Schmerz zu tragen,
Dir die Seele kräftigen,
Lerne mit der Menschheit Fragen
Edel dich beschäftigen.
Wie die Seele sich erweitert,
Wird dein Leben auch erheitert.

S In einem Städtchen am Fuße der Pyrenäen lebte ein gelehrter und braver Arzt, den man den Doktor Fabas nannte. — Zu ihm kam eines Tages ein Mann, der am Beine eine Schußwunde hatte; die schon veraltete Eiterung bot einen ganz sonderbaren, schrecklichen Anblick. Umsonst bot der Arzt alle Mittel seiner Kunst auf, um die Wunde zu heilen. Eines Tages sagte ihm der Kranke: „Doktor, lassen wir es jetzt, geben Sie sich keine weitere Mühe; ich werd' doch daran sterben.“

„In der That,“ antwortete der Arzt, „das ist eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. Nie hab' ich so was gesehen, obschon ich bereits alt bin und genug merkwürdige Krankheitsfälle unter Händen gehabt habe.“ Und zum zwanzigsten Male fragte er den Kranken: „Wo haben Sie denn diese Wunde erhalten?“

„In Spanien,“ erwiderte er, „wie ich Ihnen schon so oft gesagt habe, aber ich hab Ihnen noch nicht gesagt, warum ich nicht gesund werde, das sollen Sie denn endlich auch wissen.“

Ich war 20 Jahre alt,“ fuhr er mit stockender Stimme fort, „als ich bei einem Armeekorps eintreten mußte; das der Konvent nach Spanien sandte.“

Wir reisten unser drei aus unserm Orte, Thomas, Franz und ich. Wir hatten natürlich die Ideen jener Zeit; wir waren ungläubig oder vielmehr gottlos und zogen dahin wie drei schlechte Kerle, die sich eine Ehre daraus machen, der Mode zu huldigen. Rasch hatten wir unsere heitere Reise beendet. Bald waren wir schon am Ziele, als wir, durch ein Gebirgsdorf ziehend, am Portal der Kirche ein Madonnenbild erblickten. Es genoß eine so hohe Verehrung, daß es trotz der Revolution unverstümmelt auf seinem Piedestal stehen geblieben war. Einer von uns kam auf den unglücklichen Einfall, diese Statue zu verhöhnen, um dem Aberglauben der Bauern eins zu versetzen. Wir hatten unsere Gewehre bei uns. Thomas machte daher den Vorschlag, auf die Statue zu schießen. Franz billigte unter lautem Lachen diesen Vorschlag; zaghaft und fürchtend, weniger kühn als meine Kameraden zu erscheinen, suchte ich sie von ihrem Plane abzubringen, der mir im Herzen zuwider war. Ich dachte an meine Mutter; aber man lachte mich aus. Thomas lud sein Gewehr und schoß. Die Kugel traf das Bild auf die Stirne. Dann zielte Franz und traf die Brust. „Nun“, sagten sie zu mir, „jetzt bist Du dran!“ Ich wagte nicht, nein' zu sagen. Mit Zittern legte ich an, unwillkürlich schloß ich die Augen, schoß und traf das Bild . . . — „Am Beine?“ fragte der Arzt. — „Ja, am Beine, unter dem Knie, gerade da, wo ich die Wunde habe. Sie sehen nun wohl, daß ich nicht geheilt werden kann.“ — Nach dieser Heldentat schickten wir uns an,

unfern Marsch fortzusetzen. Eine alte Frau, die uns gesehen, rief uns nach: ‚Zieht nur in den Krieg, was Ihr getan, wird euch schon heimkommen!‘ — Thomas drohte ihr. Ich war ärgerlich über unser Tun; auch Franz wollte nicht mehr froh werden. Wir hinderten Thomas, an der alten Frau seinen Mut zu kühlen, und unter Gezänke beendeten wir unsere Tagesreise.

Am Abend langten wir beim Regimente an, und einige Tage später stießen wir auf den Feind. Ich muß gestehen, mit Angst ging ich ins Feuer, und an das Madonnenbild dachte ich häufiger, als mir lieb war. Übrigens ging alles gut; wir waren bedeutend im Vorteil. Thomas sogar zeichnete sich aus. Die Schlacht war zu Ende, der Feind im Rückzug begriffen, und der Oberst gab eben den Befehl, die Verfolgung einzustellen, als von einem Felsen herab ein Flintenschuß krachte: Thomas drehte sich ein paarmal rund und fiel mit dem Gesicht platt auf die Erde. Franz und ich sprangen herbei, um ihn aufzurichten; er war tot. Die Kugel war mitten auf der Stirne zwischen beiden Augen eingedrungen, gerade auf der Stelle, wo seine Kugel einige Tage vorher die Statue getroffen. Franz und ich sehen uns an, ohne ein Wort zu sagen, aber bleicher wie der Tod. Im Lager waren ich und Franz in einem Zelte; er konnte nicht schlafen. Ich wartete, bis er sprechen würde, um ihm zu raten, ein Gebet zu verrichten, aber er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und ich wagte nicht, das Gespräch auf Dinge zu bringen, die uns beide wach hielten.

Des andern Morgens machte der Feind einen erneuten und verstärkten Angriff. Als die Schlacht anfang, drückte Franz mir die Hand und sagte: ‚Heute ist die Reihe an mir; Du hast zum Glücke schlecht gezielt.‘ Der Unglückliche hatte sich nicht getäuscht. Diesmal wurden wir zurückgeschlagen; wir kämpften lange. Franz war, wie ich, noch unverwundet, aber eitle Hoffnung! Aus einem Graben schoß ein zum Tod verwundeter Spanier noch sein Gewehr ab und, Franz fiel mit durchschossener Brust. Ach, lieber Doktor, welch ein Tod! Als er zur Erde fiel, wünschte er noch einen Priester. Die Umstehenden antworteten mit Achselzucken. Er starb und blieb auf dem Wege liegen. Nun war ich überzeugt, daß auch ich bald getroffen würde, und ich beschloß, meine verruchte Tat dem ersten Priester zu beichten, den ich finden würde. Zum Unglücke fand ich keinen. Da übrigens mehrere Kriegsereignisse ohne Mißgeschick für mich vorübergegangen waren, ließ allmählich meine Angst nach, und damit schwand auch mein guter Vorsatz. Als wir nach Frankreich heimkehrten, war ich Gefreiter geworden, und ich dachte nicht mehr an Sünde, noch Buße, noch Strafe. Doch alles kam mir wieder ins Gedächtnis, als wir eines Tages an der Statue vorbeimarschierten. Durch einen unerklärlichen Zufall entlud sich in unsern Reihen ein Gewehr und

traf mich dort, wo ich die Wunde habe. So ging die Weis-
sagung der alten Frau in Erfüllung; die uns nach unserer
Schandtath — ich meine, ich hörte sie noch — zurief: ‚Zieht nur
in den Krieg, was ihr gethan, wird euch heimkommen!‘ Meine
beiden Kameraden waren tot, ich kam verwundet zurück. Die
Wunde schien übrigens gar nicht gefährlich. Der Chirurg
versicherte mir, nach einigen Tagen im Lazarett würde ich
schon geheilt sein. Ich glaubte es selbst nicht. Wie groß aber war
sein Erstaunen, als er in der Öffnung diese unvertilgbaren Würmer
entstehen sah, die auch Ihrer ganzen Wissenschaft Troß bieten.

Zwanzig Jahre schon hab' ich diese Wunde; alle Heilmittel
hab ich versucht, aber keines wollte helfen. Zwar bitte ich Gott
immer um meine Gesundheit und hoffe auf seine Barmherzig-
keit, aber doch darf ich mich nicht beklagen und tue es auch nicht.
Diese Wunde war die Arznei für viele Seelen und zumal für
die meinige. Ich weiß, wenn ich so sterbe, wie es sein muß,
d. h. als reuiger Christ, daß ich dies nur meiner schrecklichen
Wunde zuschreiben kann. Dann werde ich mich freuen, gehinkt
zu haben; wenn ich auch an meiner Heilung zweifle, so
zweifle ich doch nicht an Gottes Barmherzigkeit, und fest hoffe
ich, zu sterben in der Gnade Gottes durch die Fürbitte der-
jenigen, die ich beleidigt habe.“

Steh' fest!

Ein schlechter Christ, der wankt
Dem Schiffe gleich, das schwankt
Im Sumpf am stillen See;
Wer gleich der Blum' sich leicht
Auf schwankem Stengel neigt,
Wann leises Lüftchen streicht
Durch grünen Wiesenklee!

Steh', wie der starke Turm,
Der stolz im schwersten Sturm
Den Helm hebt himmelan!
Steh' gleich der Eiche fest:
Wohl schüttelt sie die Äst',
Doch nimmer rütteln läßt
Der Stamm sich vom Orkan!

Steh' fest im Christentum,
Such deinen Erdenruhm
In fromm erfüllter Pflicht!
Den starken Glaubensheld,
Der nicht in Zweifel fällt
Und Gott im Herzen hält,
Besiegt der Satan nicht!

38

Steh' fest im Gottvertrau'n!
Die betend auf ihn bau'n,
Erdrückt kein Mißgeschick;
Er gibt dein täglich Brot,
Er hilft aus jeder Not
Und schenkt dir nach dem Tod
Das ew'ge Himmelsglück!

Steh' fest in heil'ger Lieb'!
Denn unertwidert blieb
Nie heil'ger Liebe Glüh'n;
Schickt Gott auch Leid u. Schmerz,
Dich liebet stets sein Herz:
Und er will himmelwärts
Aus Vaterherz dich zieh'n!

Steh' fest, mein lieber Christ;
Denn wer beharrlich ist,
Erringt des Sieges Kron';
Steh' fest zu jeder Zeit,
Zum Guten stets bereit,
Steh' fest im letzten Streit:
Und groß ist sich'rer Lohn!

Verschiedenes aus den Missionen

St. Josephs Convent, Zanzibar

Von Schw. M. Hermenegildis

Am 21. Juni 1931 wurde auf einer Außenstation, die dem heiligen Antonius geweiht ist, dessen Fest feierlich begangen. Wir fuhren morgens etwas nach 5 Uhr mit einem vollgepackten Auto vom Konvent ab; die zwei Lehrerinnen, die in der Stadt bleiben mußten, um die Schulkinder in der Kirche zu beaufsichtigen, sandte ich zum Schiff, um Schwester Annuntiata, die aus Europa kam, abzuholen. Uns folgte Auto auf Auto, beladen mit Soanesen, die alle zum Fest fuhren. Nach einstündiger Fahrt kamen wir im St.-Antonius-Viertel an. Überrascht waren wir beim netten Anblick desselben. Die Eingeborenen hatten sich wirklich alle sehr angestrengt, und es war ihnen gelungen, Kirche und Kirchplatz sauber und wirklich schön geschmückt anbieten zu können. Wir hatten alle Freude. Der hochwürdige Pater Superior ging sofort in den Beichtstuhl, d. h. er setzte sich auf einen Stuhl in dem an die Kirche angebauten Zimmer, und die Leute standen in der Kirche an der offenen Türe und hielten sich die Ohren zu auf eine Weise, die uns immer zum Lachen reizte. Die Ohrmuscheln wurden einfach unbarmherzig zusammengekrümpelt und feste gedrückt. Wir Schwestern deckten und richteten den Altar usw. Um 8 Uhr war ein ganz der Mission entsprechendes feierliches Hochamt. O es war so schön! Daran anschließend wurde die Sakramentsprozession gehalten. Der Heiland wandelte durch die Palmen-Alleen, die noch von den Eingeborenen mit hübsch geflochtenen Palmblättern verziert waren. Nach der Prozession war feierlicher Segen.

Nun machten wir uns an das Abräumen und Einpacken. Da kamen aber die Christen angestürmt: „Nein, Ihr müßt hier bleiben zum Mittagessen und dürft vor heute abend nicht zurück.“

Leider konnten wir nicht darauf eingehen. — Die schwarzen Krausköpfe bekamen ein Stück Brot und eine Hand voll Datteln; wir nahmen ebenfalls schnell ein Frühstück zu uns und fuhren zurück zum Konvent, wo Schwester M. Annuntiata als neuangekommene Missionarin auf uns wartete.

Aus Driefontein in Rhodesia

Von Schw. M. Vera

War das eine Freude, als die beiden Schwestern Epiphania und Theresiana von Salisbury zurückkamen. Da wollte das Fragen und Erzählen kein Ende nehmen. Ja, eine Bischofsweihe haben nicht viele daheim gesehen, und nun hier in Afrika und dazu noch in Rhodesia, wo es überhaupt noch nie einen Bischof gegeben hat, da war das ein besonderes Ereignis.

Wie war die Kathedrale geziert? Fast ausschließlich mit den herrlichen afrikanischen Lilien, deren blendendes Weiß, mit zartem Grün umrankt, sich wundersam verschmolzen haben muß mit den reinen edlen Formen des gotischen Stils, in dem sie erbaut ist. Und dann die vielen, vielen Menschen, von denen nur ein kleiner Bruchteil im Gotteshause Platz fand; die Ergriffenheit und Spannung, mit welcher alle den drei Stunden währenden sinnreichen Zeremonien folgten, der herrliche Gesang, das Orgelgebräus, das man hierzulande so selten hört! Man kann sich leicht vorstellen, welche Arbeit das Fest mit sich brachte, und der Löwenanteil dieser Arbeit fiel natürlich den Schwestern zu, den ehrwürdigen Dominikanerinnen, die nicht weit von der Kathedrale ihr Mutterhaus haben. Bei diesen waren unsere Schwestern auch einquartiert. Diese gingen in die Kathedrale und dann in die Stadt, um ja nicht im Wege zu sein. Natürlich kannten sie sich nirgendwo aus und fühlten sich wie verlorene Schafe — bis dann bald der gute hochwürdige Pater Ketterer, der uns schon zweimal Exerzitien gab, daherkam. Die Schwestern sehen — und ihnen mit gewinnender Freundlichkeit die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen, war eins.

So kamen sie denn auch nach Hartmannshill, wo die hochwürdigen Jesuiten das Kolleg „St. Georges“ haben. Dieses Kolleg ist wohl das imposanteste Gebäude der ganzen Stadt, mit gotischen Zinnen und Erkern und steht an Lage und Bauart dem stolzesten Ritterschloß des Mittelalters kaum nach. Der Hügel, auf dem es erbaut ist, verdankt seinen Namen dem hochwürdigen Jesuitenpater Hartmann (Tiroler), einem der ersten Missionar-pioniere, der bei der weißen und schwarzen und besonders bei der englischen Regierung sehr beliebt war. Dem Wirken dieser Pioniere ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die katholische Kirche in Rhodesia in so hohem Ansehen steht und immer neue Anhänger gewinnt.

Doch nun zurück zu unsern Schwestern. Auf die Bitte von Pater Ketterer war einer der Brüder gleich bereit, sie nach Chishawasha zu bringen. Das ist eine der ältesten Missionsstationen und nur wenige Meilen von der Stadt entfernt. Die dort wohnenden Dominikanerinnen nahmen sie freundlich auf und führten sie ins Sprechzimmer. Doch welche Überraschung! Da saßen die hochw. Herren Bischöfe, im ganzen waren es etwas über 20. Da fühlten die armen Schwestern sich doch etwas beklommen.

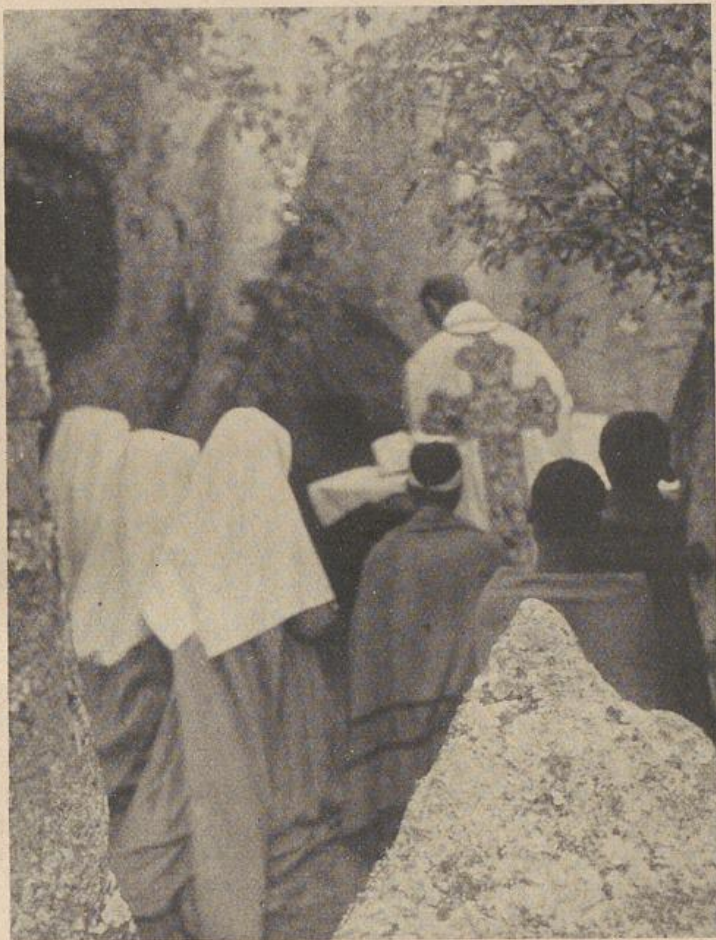
„Ah, da kommen die roten Schwestern“, sagte einer der Herren, und ein anderer: „Da kommt ja Mariannahill.“ Die Schwestern atmeten etwas auf. Nun steht einer auf und kommt ganz freundschaftlich auf uns zu.

„Ich bin ein Deutscher, wo kommen Sie denn her?“

„Von Mayen.“

„Von Mayen? Da kennen Sie ja auch — —“, er nennt ein winziges Dörflein in der Nähe. „Ja, und da ist noch ein Deutscher und dort noch einer und da noch einer.“

Und dann hebt eine solch urgemütliche Unterhaltung in Deutsch an, daß der letzte Rest von Scheu vergeht, wie der



**Pater Colliges S. J., Superior der Missionsstation Driefontein
liest in einer Felsenkluft die heilige Messe.**

Herr Alois Böser aus Nordkirchen besuchte seine Schwester in Rhodesia und erfreute uns durch die Zusendung obenstehender Aufnahme.

Nebel vor der Sonne; und Schwester Theresiana flüstert Schwester Epiphana zu: „Wenn das aber so geht, dann wäre ich ja nicht bang, mit dem Heiligen Vater selber zu sprechen.“

„Ja,“ sagt Schwester Epiphana, „die Bischöfe schwören nicht umsonst bei der Weihe, daß sie ein wahres Vaterherz für alle Menschen haben wollen. Das haben sie auch wirklich!“

Und da sitzen die andern hohen englischen Herren da-

bei, sichtlich interessiert und erfreut der Unterhaltung zuhörend, von der sie kein Wort verstehen. Ist das nicht schön? Ja, das ist auch nur möglich in der katholischen Kirche, die alle Menschen als Brüder betrachtet und das zarte Band der Vaterlandsliebe, weit entfernt es zu zerstören, vertieft und veredelt.

(Schluß folgt.)

5

Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

„Ost-Afrika ist mein Heimatland; zu Füßen des Pare-Gebirges bin ich geboren und verlebte meine erste Kindheit glücklich mit meinen guten Eltern und Geschwistern. Ja, wir waren reich an Viehherden, und tüchtige junge Frauen besaß unser Stamm. Das reizte unsere Feinde, die Araber, welche immer von Zeit zu Zeit ins Land kamen und sich die Besten und Hoffnungsvollsten stahlen, an die Ketten banden und in die Sklaverei trieben. Viele der Suaheli flohen vor den Sklaventräubern hoch, ganz hoch hinauf ins Pare-Gebirge, wo es den Händlern zu beschwerlich wurde, hinauf zu kommen; aber die Felder mußten wir doch unten haben, und wir arbeiteten unter Angst und Schrecken. Eines Tages war ich mit meinen Brüdern und Schwestern auch auf dem Felde, und als wir gerade heim, hinauf ins Hochgebirge wollten, kamen mehrere Araber, fesselten uns und trieben uns in der Nacht noch weg. Ich war noch ein Knabe und bekam deshalb nicht die schweren Ketten an, sondern wurde nur mit einem Stricke gefesselt; aber ein Araber schnitt mir das eine Ohr in drei Stücke, zum Zeichen, daß ich ein Sklave sei.

O Herr, wie weinten meine Schwestern, als sie mich, ihren jüngsten Bruder, sehen mußten, wie ich so geheßt hinterher lief, denn obwohl ich keine drückenden Ketten an den Füßen hatte, so war ich doch schon kaum mehr imstande, dem Zuge nachzukommen. In der Nähe des Tipe-See, am Fuße des Paragebirges, wurde in der Nacht haltgemacht. Ach, es war ja noch gar nicht so weit von unserer teuren Heimat, der wir so grausam entrissen wurden. Ich kannte mich sehr gut aus und sann bereits auf Flucht. Die Araber machten sich Feuer und schienen etwas ruhen zu wollen. Nun begann ich mit meinen scharfen Zähnen die Fesseln aufzubeißen; es gelang mir ganz schnell, schneller, als ich dachte. Ich wußte einen Zufluchtsort, einen wohl verborgenen; aber wie sollte ich da ungesehen hinüber kommen, über den Tipe-See? — Es blieb mir nur ein Weg — über den tiefen, tiefen, stillen See zu schwimmen, aber ach, ich wußte, wieviele Krokodile sich in demselben befanden.

„Bwana, Herr, ich war kaum 14 Jahre alt, aber schon groß und stark, ein tüchtiger Schwimmer. War es schließlich nicht einerlei, ob ich in den Rachen eines Krokodils oder in die grausamen Hände dieser Araber, in lebenslängliche Sklaverei kam.

War es nicht besser, daß mich ein Krokodil oder Flußpferd tötete? Ich überlegte nicht lange, warf mich in den nachtschwarzen See und schwamm mit Todesverachtung hinüber.

Ich kannte eine Stelle, wo ich oft zu fischen pflegte und meine Fische einem edlen Menschenfreund anbot. Ich wußte, wenn ich auch mitten in der Nacht an sein vergittertes Fenster klopfte, er wird mich einlassen, denn er war ja ein Freund aller Verlassenen und Unglücklichen. — Schauerlich war diese Nacht: das gräßliche Geschrei und Geheul der Raubtiere, die hier in dieser ganz einsamen Wildnis einander anfallen und aufessen. Vom nahen Walde herüber schrie und heulte es bald in lang gezogenen Tönen, bald in kurzen, scharfen Stößen; ich hörte das gräßliche Lachen der Hyäne, das heisere Gekläffe des Schakals, dann wieder das Gekreisch aufgeschreckter Affen und Papageien, und von weitem her tönte es wie hohe Trompetentöne von den Elefanten, die durch den Wald brachen, um an den See zur Tränke zu trotteln. Und nicht zuletzt kam ein fürchterlicher Grundton, das dumpfe drohende Rollen der Löwenstimme. In Ost-Afrika gibt's ja viel mehr wilde Tiere als hier in Süd-Afrika.

Aber ein guter Geist hatte mich wunderbar beschützt; ich kam glücklich durch all diese schrecklichen Gefahren und wanderte dann den schmalen Fußpfad entlang, welcher mich zu einem Blockhäuschen führte, das ganz versteckt mitten in der Wildnis, dicht an einen Felsen gebaut war. Wie jubelte mein Herz, als ich schon von weitem ein schwaches Lichtlein aus dem winzigen Gitterfensterchen schimmern sah. Leise klopfte ich an, um den lieben „Rafiki ya Mungu“ (Freund Gottes) nicht zu sehr zu erschrecken. Er nahte sich dem Fensterchen und leuchtete mir in mein sehr verstörtes Gesicht, erkannte gleich seinen Fischerknaben und ließ mich ein.

„Gentlemen, bwana! Könnt Ihr verstehen, wie ich mich ihm weinend zu Füßen warf, ihm stoßweise mitteilte, daß ich ein eingefangener Sklave bin? Ich zeigte ihm den dreifachen Ohrenschnitt, sagte ihm, daß ich in finsterner Nacht entflohen und über den breiten Tipe-See geschwommen sei, um zu ihm meine Zuflucht zu nehmen, — zu ihm, dem weisen Europäer, der die Sterne des Firmamentes zu nennen weiß und die Tiefe der Wasser mißt, der die armen schwarzen Heiden nicht verstößt, der uns liebt, und wenn wir krank sind, wunderbar schnell heilende Medizinen gibt für unsern Körper, der unsere Seelen weise machen möchte und soviel zum Mungu betet.“

Dieses alles stieß ich in einem Atemzug heraus, dann aber sank ich ermattet um. Als ich wieder zu mir kam, hatte er mich mit Essig gewaschen und Wein auf meine Lippen geträufelt; da lag ich auf einem kitando (Bett), und er kniete vor seinem kleinen elenden Holztisch vor seinem Kreuz, daneben der harte Stein, auf dem er immer saß. Als der Rafiki ya Mungu (Freund Gottes) merkte, daß ich wach wurde, kam er wieder zu mir, setzte sich auf den Rand des Bettes und sah mich so unsäglich traurig, so voll Erbarmen, so unendlich liebevoll an, daß mir armen, gehezten Sklaven ganz wohl und getrost ums Herz wurde. Ich habe ihn noch nie so schön gesehen, so nahe über mich gebeugt; seine blauen Augen, tief wie ein See, schwammen in Tränen des Mitleids; seine feine weiße Hand — er mußte noch nie schwer gearbeitet haben — lag auf meinen von den Stricken eingeschnittenen Händen, und er schickte sich an, die Wunden und Beulen und blutigen Rize zu waschen und zu salben.“

„Bleibe fortan bei mir, Mtoto yangu (mein Kind); hier in meiner weltverborgenen Klause wirst Du sicher sein vor den Sklavenräubern, unbekannt und vergessen gleich mir, wird Dich niemand finden. Bin zwar arm, mein Knabe, aber zum Leben wirst Du haben; Wurzeln und Kräuter wachsen vor unserer Hütte; Fische liefert uns der See, und von den wilden Bienen bekommen wir den Honig. Geistige Schätze kann ich Dir bieten, und wenn Du mein gelehriger Schüler sein willst, so wirst Du und kannst Du groß werden, reich an Seele und Gemüt, — denn edel sei der Mensch, hilflos und gut!“

Simba heißest Du; bist ein tapferer Knabe, wie du jetzt bewiesen; ein guter Geist leitet Dich. Bleibe also hier; bei mir wird es Dich nicht gereuen.

Noch manches sprach er beruhigend zu mir, der gute Rafiki ya Mungu; dann aber fing ich an einzuschlafen. Im Traum muß ich noch recht unruhig gewesen sein; habe mit Löwen und Tigern gerauft und auch einige Male die Namen meiner geraubten Geschwister, besonders ‚Mana‘ (Blume), den meiner Lieblingschwester, schmerzlich ausgerufen. Als ich erwachte, saß der gute Einsiedler besorgt an meinem Bette und kühlte meine heiße Stirne. Er hatte immer seinen rauhen, wollenen Rock an, mit einem dicken Strick gebunden, und seine Kapuze etwas zurückgeschlagen, so daß ich seine welligen Haare sehen konnte, seine hohe, weiße Stirn und das sanfte, aber vergrämte bleiche Angesicht.“

Simba schwieg eine Weile und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Seine väterliche Freundschaft war wie eine stille Insel, wie ein Hort. Was soll ich noch weiter sagen?“

Ich blieb bei ihm in der stillen, verborgenen Waldklause am

Tipe-See. Er lehrte mich, erzog mich zu einem furchtlosen Jüngling, zeigte mir sein ganzes hochedles Herz, seine Weltverachtung und heilige Himmelssehnsucht. Er sagte mir, daß die Welt sehr schlecht sein kann, daß man sich vor ihr hüten müsse, um sicher stehen zu können, um nicht zu fallen. Er sagte mir, daß er nie, nie mehr in dieselbe zurückkehren wolle, daß er reich gewesen wäre, aber alles den Armen gegeben, und daß man ihn noch immer suche, daß er sich aber verbergen wolle. Er lehrte mich den heiligen Glauben kennen, las mir die Heilige Schrift vor und sagte, wenn ich genug wisse, müsse ich zum Kilimandjaro hinauf, dort sei eine katholische Mission im Entstehen, dort könnte ich getauft werden, aber erst sollte ich alles gut, sehr gut verstehen und ein heiliges Verlangen danach empfinden. Ich lernte mit Eifer alles, tat ihm auch alle Dienste, wie ein guter Sohn seinem Vater tut. Zuweilen fühlte ich wohl Heimweh zum Paregebirge, aber er ließ mich nicht gehen. Er sagte, ich würde jetzt, wo ich so groß und stark geworden sei, wieder geraubt werden. Ich gehorchte meinem väterlichen Freund.

Ein treuer Freund ist ja ein starker Schutz. Wer einen solchen fand, hat einen Schatz erworben. Mit einem treuen Freunde ist nichts zu vergleichen. Wertlos ist gegen den Vorzug seiner Treue Gold und Silber. Ein treuer Freund ist Heilmittel für Leben und Unsterblichkeit zugleich. (So steht es geschrieben Sirach 6, 14—16.)"

Simba machte eine lange Pause. „Wollen wir schließen für heute, meine Herren, die Nachtlust ist kühl; sie könnte Herrn Alfons schaden. Auch ist mein Herz traurig, und möchte ich das Weitere heute nicht erzählen.“

Gedankenvoll erhoben sich die Weißen; wahrlich, solch eine gedankentiefe Erzählung hätten sie von einem Schwarzen, einem Eingeborenen Afrikas, nicht erwartet. Wie edel mußte dieser einsame Waldmensch, dieser Einsiedler, gewesen sein, der diesen Knaben geistig so hoch erhob. Wer mochte nur dieser weltverachtende Gelehrte sein, der den Ehren und dem Reichtum, der Heimat und dem Vaterland entflohen ist, der sich jahrelang einsam in einer hölzernen Blockhütte verborgen hielt? Doch Simba mahnte dringend zum Ausbruch; er sagte: „Die Nachtlust ist zu rauh und die Gegend voll von Moskiten, welche den drei weißen Herren leicht schweres Fieber bringen könnten.“ So gingen sie still, mit tiefsten Gedanken zur Ruhe.

Am tiefblauen Himmel schwamm der Mond wie eine rote, riesige Scheibe; das südliche Kreuz schimmerte in seiner leuchtenden Pracht; es herrschte tiefes Schweigen, nur in den Lüften summten Tausende von purpurglühenden Feuerfliegen, und das afrikanische Heimchen zirpte traulich im Grase. Alles weckte in den Reisenden Erinnerung und Sehnsucht nach der Heimat.

Fortsetzung folgt.



F ü r d i e K i n d e r

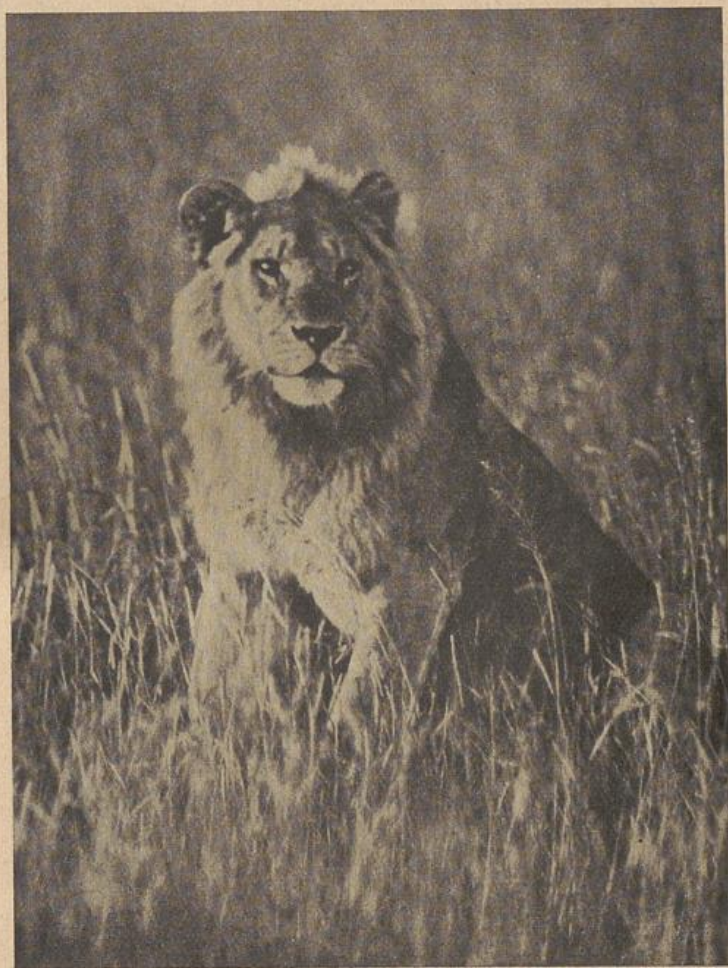
Von Tante M. Engelsrieda

Liebe Kinder!

Heute wird die Kinderecke ganz klein, aber dafür bekommt ihr etwas Interessantes zu hören. Ein Farmersbube aus Morogoro schreibt mir: „Liebe Afrikatante! Du erzählst den weißen Kindern so viele schöne Geschichten. Nun wollen wir Dir auch eine erzählen, eine ganz sonderbare; ist wirklich wahr. — Vor einigen Wochen kam ein großer Löwe und holte unsern Hund und hat ihn aufgefressen. Nun denke Dir, liebe Tante, am andern Abend kam er wieder und holte unsern Teddy-Bär; den konnte er nicht fressen.

Wir wohnen ganz allein auf einem kleinen Hügel, nahe bei der schönen Mission Morogoro, wohin wir oft Sonntags zur Kirche gehen. Hier herum gibt es oft Löwen, die arg brüllen. Plötzlich, ich war schon im Zimmer, kam der Löwe auf die Veranda und holte sich unsern Hund; dieser bellte heftig und dann ging der Löwe mit ihm ins hohe Gras, und wir sahen nichts mehr von ihm. Das tat uns sehr leid. Am andern Abend, als wir schlafen gehen wollten, brannten noch überall Laternen; auch an der Verandatreppe stand eine. Unser Teddy-Bär saß allein auf der Veranda neben einem Wasserfilter; da kam der Löwe wieder, schlich die Treppe herauf, an der Laterne vorbei, direkt auf unsern Teddy-Bär zu. Er mußte an Tisch und Stühlen vorbei und faßte ihn in sein großes Maul, dann sprang er mit ihm wieder ins hohe Gras, riß dem armen Teddy-Bär den Kopf ab und zerriß ihn ganz; auffressen mochte er ihn nicht. Er muß wohl böse darüber gewesen sein, daß es kein lebender Bär war, denn unsere Mutter hörte ihn die ganze Nacht nahe beim Hause brummen und brüllen. Wir aber

haben gut geschlafen, denn Vater und Mutter lassen ihre kleinen Jungens nicht vom Löwen holen; und abends beten wir zum lieben Gott und zum heiligen Schutzengel, daß unsern lieben Eltern und uns kein Unglück geschehe. Morgens früh gab die Mutter acht, weil unsere Boys den Hügel heraufkommen, mußten an dem Löwen vorbei, und sie rief ihnen zu, schnell zu laufen, denn der ‚Simba‘ (Löwe) sei da. Die Jungens waren



mit ein paar Sägen oben. Der Löwe brummte noch arg, er war aber nicht zu sehen, und seitdem kam er nicht mehr.

Liebe Tante! Hast Du schon einmal gehört, daß der Löwe einen Teddy-Bär geholt hat?

Wir haben die Schwestern sehr gerne und grüßen Dich und die weißen Kinder draußen.

Gerard und Joseph Weber, genannt die Dickerle."

Zum Schluß, liebe Kinder, habe ich Euch ein Bild von einem Löwen geschickt, damit Ihr das grausame Tier kennenlernt.

Solchen Gefahren seid ihr nicht ausgesetzt. Ihr könnt Euch wohl denken, daß sich die schwarzen Kinder vor einem so bösen Tier fürchten. Sie beten aber viel zum heiligen Schutzengel, damit er sie vor diesen Gefahren bewahre.

Nächstes Mal erzähle ich Euch mehr.



Lustige Ecke

„Hör mal, Onkelchen,“ sagte der kleine Peter, als er eines Tages aus der Schule kam, „Du hast mir einmal eine Mark versprochen, wenn ich nicht mehr auf der letzten Bank sitze, und jetzt sitze ich nicht mehr auf der letzten.“

Onkel: „Du hast recht, mein Junge, hier hast Du eine Mark. Aber wie ging das zu, daß Du nicht mehr auf der letzten Bank sitzt?“

Peter: „Ja, sie ist weg zum Anstreicher, Onkel.“

Unmöglich! Ein schlecht gelaunter Apotheker befahl einem Lehrlingen, eine Flasche zu holen, die in einer Schublade stand. Als der Junge die Schublade herauszog, fiel die Flasche um und zerbrach. Der Apotheker kam sofort herzugelaufen. „Kannst Du nicht sehen, was in der Lade ist, ehe du sie herausziehst, Du dummer Junge.“

„Nein, das ist unmöglich, Herr Apotheker“, antwortete der Knabe höflich.

„Willst Du den Mund halten, wenn Du mit mir sprichst!“ sprach der Apotheker.

Botanik: Lehrerin: „Elise, erzähle von der Familie der Ranunkeln.“

Elise: „Das wage ich nicht zu tun.“

Lehrerin: „Warum denn nicht?“

Elise: „Meine Mutter hat mir streng verboten, über andere Familien zu schwätzen.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder Merten 21 Mk., Augusta; Elbing 21 Mk., Gertrudis; Würzburg 21 Mk., Katharina; Heiligenstadt 21 Mk., Maria; Uebach 42 Mk., Theresia vom Kinde Jesu, Hubertus; Ahfen 21 Mk., Hedwig; Uchberg 21 Mk., N. N.; Horrem 21 Mk., N. N.

Missionszwecke: Paderborn 10 Mk.; Chrumezüß 5 Mk.

Missionsalmosen: Elbing 29 Mk.; Weihnachtsgabe Würzburg 15 Mk.; Halberstadt 5 Mk.; Hermeskeil 5 Mk.; Oberkeil 5 Mk.; Wieschowa 5 Mk., Weihnachtsgabe Horrem 6 Mk.; Elgermühle für einen Missionsaltar 10 Mk.

Armenbrot für die Mission: Neidingen 11,73 Mk.

Almosen: Neidingen 38,15 Mk.; Barenfell 5 Mk.; Kahl zum Dank 2 Mk.; Bremen 1 Mk.; Paderborn 20 Mk.; Uchberg 2 Mk.; Gütersloh 9,50 Mk.

Für die Missionschule, zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Neidingen 10 Mk., Elsdorf 36 Mk., Düren 5 Mk., Brüssel 4 Mk.; Saarlouis 50 Frs.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Caritasblüten

Nr. 3

1932



Heiliger Joseph

Sankt Joseph

Im fernen heil'gen Morgenland,
Auf königlichen Auen,
Vor Zeiten eine Rose stand (Maria),
Wie war die schön zu schauen!
Sie blühte wie der Purpurschein,
Ihr Duft war süß, ihr Glanz so rein
Wie stilles Morgenleuchten.

Ein Gotteshauch geht durch's Gefild:
Da senkt aus Himmelsauen
Ein Tröpflein Tau zur Ros' sich mild,
Das glänzt wie Demantstrahlen (Jesus).
O Ros', o Tau, du Himmelskind,
Wer wehret von euch Glut und Wind?
Wer bietet Schutz und Schatten?

Sieh', dort sie steht, die Palme hehr,
Von Gottes Hand gezogen,
Daß sie der Ros' sei Schutz und Wehr,
Dem Demant mild gewogen.
Sankt Joseph diese Palme ist,
Der Demant-Tau der liebe Christ,
Die Rose Sankt Maria.

Sankt Joseph, welche Seligkeit,
Wozu du auserkoren!
Den Gott, der Herr der Ewigkeit,
Aus seinem Schoß geboren,
Er war samt deiner Himmelsbraut
Dem heil'gen Schutz dir anvertraut;
Drob sei der Herr gepriesen!

Da glichest du der Palme klar
Zum Schutz gen Glut und Winde,
Du botest kühlen Schatten dar
Maria und dem Kinde:
O sieh nun auch auf jene Braut,
Die sich dein Jesus auserschaut,
Erkauft mit seinem Blute.

O dehne deine Zweige weit,
O wehe Stärkung nieder;
Die Kirche steht im Trauerkleid,
Sie seufzet Trauerlieder.
Zum Schutzherrn hat sie dich ersehnt!
Erhör' der Kirche klagend Fleh'n,
O Joseph, milder Vater!

Bericht aus dem Mutterhaus

Das Fest Mariä Lichtmeß war wieder ein Freudentag in Heilig Blut. Dem Welterlöser, der sich auf den Armen seiner Mutter dem himmlischen Vater für die Rettung der Seelen aufopferte, wurden am Vorabend neue Bräute zugeführt in den 17 Postulantinnen, welche das Ordenskleid erhielten. Am Festtage selbst legten 15 Novizinnen die ersten zeitlichen Gelübde ab, während eine kleine Anzahl den Schwur der Treue für ewig vor dem im hl. Sakramente gegenwärtigen Gott leistete. Die ergreifenden Zeremonien lassen die tiefe Bedeutung dieses Aktes erkennen. Möchte die Anzahl dieser glücklichen Missionarinnen wachsen, damit der Hunger von Millionen Heiden nach Wahrheit und Erlösung aus den Ketten Satans in etwa gestillt werden kann!

Eingekleidet wurden am 2. Februar 1932:

Post. Marg. Rohrmüller,	Schw. M. Ludwiga,	aus Bayern
" Franziska Seufert,	" " Kaveris,	" "
" Josefina Mennicken,	" " Reginaldis,	" Preußen
" Klara Littner	" " Leonora,	" Baden
" Margar. Jakobs,	" " Maura,	" Preußen
" Martha Heckmanns,	" " Chantal,	" "
" Wilhelmine Drilling,	" " Wiltrudis,	" "
" Gertrud Rutschke,	" " Edwina,	" "
" Elisabeth Baudoux,	" " Elmara,	" Saargebiet
" Anna Altrath,	" " Ingeborg,	" Preußen
" Maria Funke,	" " Gilberta,	" "
" Elisabeth Risse,	" " Theofrieda,	" "
" Franziska Hunecke,	" " Claver	" "
" Anna Rittmüller,	" " Pazzis,	" "
" Maria Häner	" " Candida,	" "
" Christ. Grundhöffer,	" " Cordula,	" "
" Katharina Inanger,	" " Ursulata,	aus Steiermark, Öst.

Erste Profess:

Schw. Mirjam, Schw. M. Thomasa, Schw. M. Hilaria, Schw. M. Arnoldis, Schw. M. Engelmara, Schw. M. Oskara, Schw. M. Humilia, Schw. M. Rotkera, Schw. M. Adelbera, Schw. M. Vitalis, Schw. M. Brenata, Schw. M. Rosamunda, Schw. M. Edeltraud, Schw. M. Fidesta, Schw. M. Victima.

Ewige Gelübde:

Schw. M. Ildefonsa, Schw. M. Adelgundis, Schw. M. Evangelista, Schw. M. Ludwigis, Schw. M. Luisiana, Schw. M. Johannita, Schw. M. Irmtraud, Schw. M. Florentia.

In Afrika: Schw. M. Rosalia, Schw. M. Ludgarda.

St. Joseph hilft

Ein Arbeiter wurde in der Gemeinde E. in einem Wassereimer stehend in einen 70 Fuß tiefen Brunnen heruntergelassen. Während der Hinabfahrt fielen ihm einige Kieselsteine auf den Kopf; er fürchtete, der Brunnen könnte einstürzen und er verlangte, in Angst versetzt, wieder hinaufgezogen zu werden. Aber kaum hatte er gerufen, als der Brunnen zusammenstürzte und eine Unmasse von Steinen und Erde den armen Mann begruben. Die Arbeiter, welche Augenzeugen des fürchterlichen Ereignisses gewesen, zweifelten nicht, daß ihr Gefährte tot sei; allein W. war noch unverletzt. Sobald er die Gefahr bemerkte, schrie er mehr mit dem Herzen als mit dem Munde: „Jesus, Maria, Joseph, rettet mich!“ Und siehe, zwei große Steine blieben 13 Meter von der Öffnung und 10 Meter vom Grunde des Brunnens entfernt hängen und bildeten so ein Gewölbe, worauf nun 180 Kubikfuß Erde ruhten. Damit aber der himmlische Schutz noch sichtbarer werde, geschah es, daß ein Stein, der in den Wassereimer fiel, worin sich W. befand, mit solcher Kraft dessen linke Seite preßte, daß er, um sich davon zu befreien, sich eines Hebeisens, das er bei sich führte, bedienen mußte.

W. war ein guter Christ und verlor das Vertrauen auf Gott nicht. Durch das Gebet ermutigt, verläßt er den Eimer, der ihn trug, schwingt sich am Seile bis zum Gewölbe hinauf und bemerkt mit Hilfe einiger Zündhölzchen, die er bei sich trug, daß sein Gefängnis gänzlich geschlossen sei. Vertrauend auf Gottes Hilfe und ergeben in seinen heiligen Willen, beschließt er, ruhig seine Befreiung abzuwarten. Er dachte an das Schicksal seiner drei Kinder, welche ihn tot glaubten, und an seine Frau, die daran war, zum vierten Male Mutter zu werden.

„Herr“, sagte er, „der du mir so viele Beweise deiner Liebe gegeben hast, heilige Jungfrau und du, glorreicher Joseph, tröstet meine Frau und Kinder, flößet ihnen Hoffnung ein, daß sie mich wiedersehen werden, wie ich hoffe, bald in ihren Armen zu liegen.“ So betete er; allein dessenungeachtet bedeckte kalter Angstschweiß seine Stirne und seinen ganzen Körper. Seine Lage war ja entsetzlich!! Vorsichtig, wie er war, bedeckte er den Kopf mit seiner Schürze und band den Leib mit seinem Sacktuch an das Seil, aus Furcht, vor Ermattung und Schlaf in den Brunnen zu fallen. Und in dieser Stellung verblieb er 34 Stunden, von Dienstag, den 27. Februar, nachmittags bis Donnerstag, den 1. März, vormittags. — Das Hebeisen legte er der Quere nach über den Eimer, es diente ihm so zum Schutz und machte es ihm möglich, von Zeit zu Zeit seine Lage zu wechseln.

Aber was taten unterdessen die Einwohner von E.? Man würde ihnen großes Unrecht tun, wollte man meinen, sie wären untätige Zuschauer des Unglücksfalles gewesen, obwohl der größere Teil mit Recht befürchtete, nur den verstümmelten Leichnam hervorzuziehen. Einige jedoch, welche Vertrauen auf Gottes Vorsehung hatten, sagten: „Wenn er Zeit hatte, die seligste Jungfrau oder einen Heiligen Gottes anzurufen, ist er gewiß gerettet, und wer weiß, ob wir ihn nicht ohne Verletzung aus dem Brunnen hervorgehen sehen?“ — Sie beteten recht inbrünstig um seine Rettung, unterließen aber nicht, angestrengt zu arbeiten und den Schutt hinwegzuräumen. Während 24 Stunden strengte man unausgesetzt alle Kräfte an, um in die Tiefe zu dringen und dem Unglücklichen zu helfen. Immer traten neue frische Arbeiter an die Stelle der ermüdeten, und während die einen beteten, arbeiteten die andern. Man hatte bereits soviel Schutt weggeräumt, daß W. vernehmen konnte, was über ihm vorging, ja, er hätte alle Spatenstiche zählen können, selbst die Gespräche der Arbeiter konnte er hören, und ihre Stimme unterscheiden. Das belebte wunderbar seine Hoffnung, und der immer mehr wachsende Mut der Arbeiter erhöhte sein Vertrauen. Diese lösten sich Tag und Nacht ab, alle drei, vier oder fünf Stunden, je nachdem die Arbeit mehr oder weniger ermüdend war. Am 28. Februar, da sie nur mehr fünf Meter von dem Verschütteten entfernt waren, versuchte W., sich vernehmbar zu machen, und wurde wirklich von einem Arbeiter gehört. „Horchet,“ sprach dieser zu seinen Mitarbeitern, „mir scheint, ich höre die Stimme des W., Stille, stille!“ Man hörte ihn rufen. „So bist Du denn nicht gestorben?“ rief ihm einer seiner Freunde zu. „Nein,“ erwiderte W., „ich bin unverletzt, nur Mut gefaßt.“

Jedermann wird sich leicht vorstellen, mit welch' einem Feuereifer man jetzt arbeitete und die Arbeit fortsetzte, um den schon Totgeglaubten dem Leben wiederzugeben. Schon konnte der Gefangene durch einige Ritze das Firmament sehen; welche Freude für ihn! Er verdoppelte seine Gebete und sagte Gott Dank für seinen sichtbaren Schutz. Die Arbeiter ahmten ihm nach. Tausende von Menschen waren herbeigeeilt, um das Wunder zu sehen und näherten sich der Öffnung, welche bedeutend vergrößert war. Endlich konnten auch die zwei Steine, welche das Gewölbe bildeten, weggeschafft werden, und W. stieg aus seinem Grabe hervor. Voll Freude und Dankgefühl gegen Gott fiel er mit der ganzen Volksmenge auf die Knie nieder und lobte und pries mit lauter Stimme die heilige Familie, und alles schrie wie mit einer Stimme: „Wunder!“ Ein Jahr war noch nicht verflossen, und das ganze Tischlergewerbe, zu dem er gehörte, wählte auf Anregung W. den heiligen Joseph zu seinem Schutzheiligen.

Die Friedensflagge

Von Schw. M. Friedberta

Hamiesi, ein echter Mohammedaner, lebte mit seiner Frau Ascha-binti-Matata auf einer Farm, etwa fünf Meilen von Walezo entfernt. Er liebte seine Frau und ertrug alles von ihr. Ascha dagegen fühlte nicht so viel Zuneigung zu ihrem Mann und schaute sich zuweilen nach einem andern um. Hamiesi hatte jedoch keine Angst, Ascha zu verlieren, „denn“, sagte er, „sie hat ja eine krumme Nase und sieht nicht gut. Niemand mag sie, nur ich allein.“

So vergingen mehrere Jahre; doch eines Tages sollte es Ascha gelingen, ihren Mann aus dem Hause zu bringen: Die rote Ruhr hatte Einkehr gehalten in ihrem Heim. Als ich eines Morgens wieder in Walezo ankam, saß das sonderbare Ehepaar unter einem Baum und bat um Aufnahme und Medizin. Mit Freuden wurde beides gewährt; bald war ein Zimmer bereitgestellt für Mann und Frau. Meine Enttäuschung war jedoch groß, als mir Ascha sagte: „Ich kann nicht mehr hier bleiben, ich muß nach Hause gehen, wo ich so viele Arbeit habe.“ Hamiesi hatte nichts zu sagen, er war ja auch zu krank und ließ deshalb seine Frau ruhig nach Hause gehen. Anfangs kam sie regelmäßig, um sich nach ihrem Mann zu erkundigen, doch nach und nach wurden die Besuche seltener, und zuletzt war Ascha nicht mehr zu sehen. Inzwischen wurde Hamiesis Gesundheit immer besser, und er fing an, die Tage zu zählen, seit er seine Frau nicht mehr gesehen hatte. Dann stellte er Nachforschungen an über ihr Treiben, und erhielt endlich die Nachricht, daß sie ihm untreu geworden sei.

Nun ließ er mich rufen und begann sein Klagelied.

„Höre, Schwester,“ sagte er, „Ascha ist mir untreu geworden, weil ich krank bin, aber ich werde ja wieder besser und habe es nicht verschuldet; Gott hat es mir geschickt. Siehe, was Ascha mir getan hat! Ich habe nur ein Auge, das andere hat sie mir im Zorn mit dem Kochlöffel aus dem Kopf geschlagen. Ich höre auch schlecht von den vielen Ohrfeigen, die ich von ihr erhalten habe. Wenn ich nicht Geld genug heimbrachte, schlug sie mich mit dem Stock. Das alles habe ich in Liebe ertragen, habe es ihr nicht zurückbezahlt, sondern war immer treu, und o, meine Ascha, was habe ich deinetwegen gelitten; und du bist mir jetzt untreu.“ So seufzte er tief und hielt wieder inne, ganz traurig und niedergeschlagen, dann fing er das Klagelied von neuem an: „Nicht nur von dir allein, Ascha, habe ich Schläge mit dem Stock bekommen, sondern auch von anderen Leuten, von denen ich für dich Geld geliehen hatte und es ihnen nicht zurückbezahlen konnte. Wenn du mich grob behandeltest, um Geld oder schöne Kleider zu bekommen, so bin ich gegangen und habe dir

dieses verschafft, und für alles das bist du mir untreu geworden.“ So murmelte er ständig vor sich hin.

Die meisten Schwarzen üben Rache, und so war es auch bei Hamiesi; er hatte keine Ruhe mehr. Mit der Liebe zu seiner



Neger von Nairobi vom Wafkuyu-Stamm.

Frau war es zu Ende. Er mußte nach Hause und Rache üben; alles Zureden, davon abzusehen, half nichts. Eines schönen Morgens fand ich das Bett leer, und andere Kranke sagten mir, er sei mit einem großen Messer und einem mächtigen Stock fortgegangen mit der Drohung, daß Ascha ihr Leben lassen müsse.

In wilder Hast eilte er nach Hause, und bereits stand er vor der Türe, wo er sich sagte: „Trefse ich zwei oder nur eine Person an? Sind es zwei, dann geht es mir schlecht; ich muß Vorsicht gebrauchen.“ Er schlich ganz leise ins Haus und fand seine geliebte Ascha schlafend. Da wurde es ihm doch weh ums Herz, als er sie so friedlich schlafen sah, und er faßte den Entschluß, sie nicht zu töten, sondern all ihr Hab und Gut mitzunehmen und dann die Türe fest zu schließen. „Nun kann sie schauen, was sie macht“, sagte er, „so ganz allein, ohne Wasser und ohne Essen in der Hütte.“

Gedacht, getan! — Hamiesi nahm alles mit, Kochtöpfe, Wasserkrüge und eine Henne mit Eiern, kurz alles; er ließ nichts in der Hütte und verschloß die Türe mit einem dicken Schloß. Nachmittags gegen 5 Uhr kam er schwer beladen nach Walezo zurück; die Henne mit den Eiern gab er mir, und auf die Frage, wo seine Frau Ascha sei, erhielt ich nur die kurze Antwort, sie sei fest eingeschlossen und käme nicht mehr zurück. „Sie wird schon an mich denken.“ Nur eines wiederholte er so oft: „O, wie hat die aber fest geschlafen; alles habe ich mitgenommen, und sie hat nichts davon gehört und hat sich nicht gerührt.“ Nach einigen Tagen hörte ich, daß man Ascha begraben habe; man hatte sie tot im Hause gefunden. Da wurde es mir begreiflich, daß sie nichts gehört hatte, als Hamiesi alles holte; sie war nämlich damals schon tot auf dem Bette gelegen, während Hamiesi meinte, daß sie so fest schlafe.

Nun hatte er Ruhe; er war allein, seine geliebte Ascha im Frieden unter der Erde. Und nun bat er mich, in Walezo bleiben zu dürfen, was ich ihm auch gerne erlaubte. Er war Baumeister von Beruf, und es fehlte ihm nicht an Arbeit; er mußte viele Hütten bauen und fühlte sich sehr geehrt, wenn man sagte: „Du bist ein ganzer Meister im Bauen!“

Eines Tages wollte er sich ein schönes Haus bauen, und zwar an der Straße, damit jedermann seine Arbeit bewundere. So fand ich ihn eines guten Tages mit Bauen beschäftigt. Ich sagte zu ihm: „Hamiesi, was machst Du da? Ohne Erlaubnis baust Du ein Haus gerade an der Straße?“

„Es ist ein Haus für mich, und schön werde ich es bauen, damit jedermann fragt; „wer hat das gemacht?“ All sein Bitten half nichts; er mußte sein Haus unten im Tale bauen, wo man es nicht so sehen konnte. Tief betrübt und gesenkten Hauptes zog er hinunter und dachte nun nach, was zu tun sei, damit seine Bauart bewundert werde. Er wußte Rat. Ein paar große weiße Lendentücher wurden zusammengenäht, an eine lange Stange befestigt und oben auf das neu gebaute Haus gesteckt. Stolz wehte diese weiße Flagge über Hamiesis Haus. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Unser Arzt und einige andere Europäer sahen die Fahne; das Auto wurde an-

gehalten, sie stiegen aus und erkundigten sich nach der Bedeutung der weißen Flagge. Hamiesi gab sofort Auskunft und sagte: „Das ist ein Haus, das habe ich gebaut; es gehört mir.“

„Ja, aber die Flagge, was ist das?“

„O,“ antwortete Hamiesi ganz stolz, „das ist die Friedensflagge. Die Wazungu, Europäer, haben Krieg miteinander und können sich nicht vertragen; aber wir hier in Walezo, wo so viele Nationen zusammen sind, wir halten immer Frieden, schnupfen alle aus einer Tabaksdose, und eine Pfeife dient oft für 20 Leute. So haben wir Frieden, und darum ist die weiße Flagge am Haus.“ Die Europäer lachten herzlich und erzählten mir diesen Vorgang.

4

Wer macht mir mein Kreuz?

In des Lebens schwülen Tagen
War mein Kreuz mir große Qual,
Wollte es nicht weiter tragen
Durch der Erde Tränental.

Aus der Stirne bittern Quellen
Quollen heiße Ströme auf,
Und der Augen Bäche schwellen
Glühend ihren schnellen Lauf.

Und ich sah noch ferne ragen
Meines Himmels steiles Ziel,
Und ich trat, dem Herrn zu klagen,
In des Kirchleins gastlich Kühl.

„Herr, es drückt zu schwer mich Armen
Meines Kreuzes Schulternlast;
Schenk in Gnaden mir Erbarmen,
Der du stets Erbarmen hast!

Hast du nicht vom Joch gesprochen,
Es sei süß zu jeder Zeit;
Hast du je dein Wort gebrochen
Von der Bürde Leichtigkeit?“

Da ertönt's aus engem Bitter
Vom Altare flüsternd her:

„Machst nicht du mein Joch dir bitter,
Selber dir die Bürde schwer?

O, vernimm die große Lehre:
Wie ein Kreuz nur dann sich fügt,
Wenn ein Balken in der Quere
Auf dem andern Balken liegt:

Also wird sich auf dich legen
Kreuzeslast in dieser Welt,
Wenn dein Wille dem entgegen,
Was dem lieben Gott gefällt.

Deinen Willen laß sich strecken,
Daß er wie mein Wille sei:
Wenn sich beide Balken decken,
Glücklich ist dein Kreuz entzwei!“

Und ich brachte mich im stillen
Fromm dem Herrn zum Opfer dar,
Legte meinen Eigenwillen
Mutig hin auf den Altar.

Plötzlich war ich froh und heiter,
Und der Herr den Segen gab:
Leichter zieh ich glücklich weiter
Mit des Glaubens Pilgerstab.

Verschiedenes aus den Missionen

Aus Mariannahill

Von Schw. M. Theobalda

Das Christ-Königs-Fest war in Mariannahill wirklich ein königliches Fest. In der St.-Josephs-Pfarrgemeinde wurde nämlich eine stattliche Zahl Katechumenen durch das Bad der Wiedergeburt dem himmlischen König als neue Untertanen zugeführt; 96 reine, glückliche Herzen huldigten beim feierlichen Hochamte dem Christus-König. Zweitägige geistliche Übungen gingen diesem Akte voraus.

Unter diesen 96 waren zirka 30 Konvertiten von verschiedenen Konfessionen. Wir lesen mit Freuden diese Zahl, doch mancher Leser ahnt nicht, welche Schwierigkeiten vielfach diese Glücklichen zu überwinden hatten; ich hole nur zwei Beispiele heraus.

Ein achtjähriger Knabe besucht die Tagesschule in St. Wendel; seine Verwandten wohnen in Durban und gehören einer andern Konfession an. Der Kleine wünscht nichts Sehnlischeres, als mit einigen andern der Schule den glücklichen Taufbewerbern beigezählt zu werden. Da besuchte ihn seine Mutter; auf alle eindringlichen Bitten des Kleinen hatte sie nur ein hartes „Nein!“ Sie wollte nicht, daß ihr einziger Sohn nun katholisch werde. Das Kind weinte Tag und Nacht; der sonst so heitere und geweckte Knabe war betrübt und traurig.

Nun geschah es, daß der z. J. in Mariannahill weilende Bischof von Salisbury der Schule in St. Wendel einen Besuch abstattete. Der leutselige hohe Kirchenfürst fragte jedes Kind nach Namen und Religion und hatte für alles Interesse. Als Se. Gnaden zu unserm kleinen Helden kam, brachen die mühsam zurückgehaltenen Tränen los, und als die Lehrerin dem überraschten hochwürdigen Herrn Bischof Aufklärung gegeben hatte, war derselbe von Mitleid bewegt und suchte den Knaben zu trösten.

Der liebe Gott wird dieses Kind gewiß zum Ziele führen! —

Ein junges, braves Mädchen von ungefähr 17 Jahren, das sich in unserer Schule auf das Lehrfach vorbereitet, hat ebenfalls keinen leichten Kampf. Sie ist die Tochter eines Häuptlings. Vor den letzten Winterferien bat sie brieflich um die Erlaubnis, ausnahmsweise die Ferienzeit hier verleben zu dürfen. Das kostete aber mehr als einen Brief, bis die ersehnte Erlaubnis kam. Nun rückte sie mit der zweiten Bitte heraus, den Laufkursus mitmachen zu dürfen. Auf einen zweiten und dritten Brief kam keine Antwort, und auch kein Geld für das neue halbe Schuljahr. Wollte der Vater sein Kind prüfen durch sein anhaltendes Schweigen? Raum war der Schulunterricht wieder im

Gang, als unerwartet die plötzliche Nachricht vom Tode des Vaters kam. Ob er eines natürlichen Todes starb oder ob er, — wie es bei Häuptlingen häufig vorkommt, — vergiftet wurde, wissen wir nicht. Für das Mädchen, das den Vater innig liebte, war es ein herber Schlag. Der Vater gehörte der Kirche der Konfirmisten an, war religiös gesinnt und ging, wie die Tochter sagte, jeden Sonntag zur Kirche. Hoffentlich gelingt es ihr jetzt, den nächsten Taufkursus mitmachen zu können.

Unsere 96 Täuflinge bereiten sich nun mit allem Eifer auf die erste heilige Kommunion vor.

*

Am 15. November gingen 200 Erwachsene und Schulkinder zum ersten Male zum Tisch des Herrn; alle Altersklassen waren vertreten, vom 7jähr. Kinde an bis zum alten Mütterchen. Durch zweitägige Exerzitien hatten sie sich bemüht, das Herz zu reinigen und zu schmücken. Die kleinen Mädchen und Jungfrauen waren mit einfachen Kränzchen geschmückt, während fast alle Frauen ein weißes Kopftuch trugen; sie meinen, wenn das Herz rein ist, dann soll man es auch nach außen zeigen. Sie kaufen sich deshalb diese weißen Tücher. Auch das männliche Geschlecht war gut vertreten.

Bei einer solchen Feier ist ein großer Volksandrang, denn Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Cousine usw., alle wollen sie an dem Glück teilnehmen und sich den Erstkommunikanten am Tisch des Herrn anschließen. Es ist das ein lobenswerter Brauch!

Aus Driefontein in Rhodesia

Von Schw. M. Vera

(Schluß.)

Nun aber kommt noch das Schönste! Unser neugeweihter Herr Bischof A. Chichester stammt, wie der Festredner hervorhob — aus einem Geschlechte, das schon im 14. Jahrhundert einen Bischof gleichen Namens aufweist und das in den schweren Zeiten der englischen Verfolgung der katholischen Kirche unverbrüchlich treu geblieben ist. Und dabei ist er so schlicht und väterlich und unparteiisch, daß er jetzt schon allgemeine Liebe und Zutrauen gewonnen hat. Natürlich war es nun die angelegenste Sorge des hochwürdigsten Herrn, daß alle an seinem Ehrentage oder doch bald nachher eine besondere Freude haben sollten. Da wurde niemand vergessen von den armen Waisenkindern von Emeraldhill angefangen bis zu den hochw. Herren Jesuiten hinauf. Und wir Schwestern sollten etwas haben, woran unsere kühnsten Träume nicht gereicht hätten; einen Ausflug nach den weltberühmten „Zimbabwe Ruins“. Das lautete für uns Schwestern, von denen einige kaum die nächsten Stationen gesehen hatten, fast zu schön, um

wahr zu sein. Und doch — schon nach wenigen Tagen sagte Schwester Oberin: „Nun geht's hurtig ans Packen, und ver-
geßt ja nichts, morgen gehen wir auf Reisen, wohl 70 Meilen
weit.“ Und richtig; etwas nach 8 Uhr kam schon das erste
Auto und dann das zweite, und hinaus ging's in die blaue
Ferne.

Bald machte das langweilige Steppenbild einem herrlichen,
stets wechselnden Panoramabild Platz. Das Auto schoß auf
den wohlangelegten Wegen dahin wie ein Pfeil, jetzt hin-
unter ins Tal, dann hinauf. Eine Hügelreihe neben und hinter
einer anderen mit wunderbarlich gestalteten Riesenkakteen und
andern palmartigen dickfleischigen Gewächsen, wie man sie
ähnlich auf mexikanischen Landschaften abgebildet sieht. Und
dann die wunderlichen Felsengebilde, wie auf unserer Station
Holy Croß, nur kühner und farbenprächtiger. Und da, ja,
was ist denn das? Das sind ja regelrechte Mauern, sonst
sehen die Felsen nur von ferne so aus. Regelrechte Mauern,
wie wir alle ganz bestimmt noch keine gesehen haben. Ja, wie
ist denn das möglich? Über dem Schauen all der Herrlich-
keiten haben wir ganz das Ziel der Reise vergessen. Wir
wollen ja doch zu den Ruinen. Sind sie das? Ja, und nun
aussteigen. Und da stehen wir schon vor den riesigen, halb
zerfallenen Steinkolossen aus uralter Zeit, deren Ursprung
trotz immer wieder neu aufgenommener Forschung in geheim-
nisvollem Dunkel liegt.

Die Ruinen bestehen neben zahlreichen weniger bedeutenden
Anlagen aus zwei Hauptteilen, der größere unten im Tal, der
kleinere und interessantere auf der äußeren Spitze eines Fel-
senberges. Der untere Teil sieht von weitem einer runden
Kirchhofsmauer täuschend ähnlich. Aber was für eine! Unten
sechs und oben vier Fuß breit und an der besterhaltenen
Seite wohl über 100 Fuß hoch. Die Steine sind sehr regel-
mäßig, wie große Ziegel, behauen und werden fast ohne Mörtel
zusammengehalten. Als Abschluß sind an der besterhaltenen
Seite die Steine zickzackmäßig aufgestellt, kleine Lücken lassend,
was sehr ornamental wirkt. An den Eingängen und oben sind
lange Steine wie Obelisken angebracht. Besonders die oberen
sehen wunderbarlich aus, ragen aus der Mauer hinaus nach oben.
Das sind die hölzernen Pfosten der Türen oder Fenster, die
im Laufe der Jahrtausende versteinert sind.

Aber nun noch etwas viel Merkwürdigeres. Wir treten
durch den Haupteingang ins Innere und sehen da zu unserm
Staunen eine zweite, gleiche, mit der äußeren parallel im
Kreis herumlaufende Mauer. Der Gang zwischen beiden ist
so eng, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können.
Nun weiter hinein in das geheimnisvolle Labyrinth. Da ist
wieder ein Eingang. Wir gehen durch, und da ist eine dritte



Schwester Engelberta, unsere Afrika-Tante.

Mauer, mit der zweiten parallel laufend und denselben engen Gang bildend; und so geht's fort, eine vierte, fünfte, sechste usw., bis der Mittelpunkt der geheimnisvollen Festung erreicht ist. Merkwürdigerweise sind die Mauern um so mehr zerfallen, je näher sie dem Mittelpunkt kommen. In der zweiten Mauer ist nach der besterhaltenen Seite der äußeren Mauer hin eine große Lücke gelassen, und diese ist ausgefüllt von einem engen, runden, nach oben allmählich enger werdenden Turme, fast so hoch wie die äußere Mauer. Zu dem Innern des Turmes scheint kein Eingang vorhanden zu

sein, und die Forscher zerbrechen sich die Köpfe über seinen Zweck. Die meisten nehmen an, daß er zu Opferzwecken gebraucht wurde. Solche Türme, nur nicht so gut erhalten, gibt es viele, ganz unregelmäßig verteilt durch das ungeheure Innere des Labyrinths. Etwa eine halbe Meile davon entfernt ist die andere Ruine auf der höchsten Höhe eines „Kopje“. Sie wird wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer griechischen Burg Akropolis genannt. Das Fundament dieser Burg bilden die natürlichen Felsen des Berges, riesenhaft an Ausdehnung; sie scheinen fast in einem zusammenhängenden Stück den Berg von allen Seiten zu umfassen. Das Merkwürdigste an diesen Steinmassen ist, daß sie fast alle rundlich, ganz glatt, und kaum Spuren von Verwitterung zeigen. Viele sind mit einer Art Flechten zartgrün oder zinnoberrot wie mit einem Malerpinsel übertupft; andere zeigen die berühmten Buschmannzeichnungen, wunderbar deutlich und klar erhalten in roter Farbe, gewöhnliche Zeichen von Springböcken oder ähnlichem Bild. In der Anlage gleicht die Akropolis sehr der Ruine unten im Tal, ist aber mehr zerfallen. Die natürlichen Felsen ragen an verschiedenen Stellen weit über die Mauern hinaus. Der Aufstieg zum äußersten Gipfel ist durch in die Felsen gehauene Stiegen erleichtert. Also hinauf! Der Atem ging uns fast aus beim Steigen. Aber das war auch der Mühe wert. Man glaubte in eine Märchenlandschaft zu schauen, und ich mußte unwillkürlich an einen Bericht des verstorbenen Paters Bichler, eines unserer ersten Missionspioniere, denken. Ich will hier wörtlich anführen (aus dem Englischen übersetzt), was Pater Bichler in einem hierzulande gebräuchlichen Schullesebuch schreibt:

„In den alten Büchern lesen wir von einem Goldberg, ‚Jura‘ genannt. Einer arabischen Überlieferung zufolge — die Araber bewohnten Rhodesia im 16. Jahrhundert — sandte König Salomon, als er den großen Tempel in Jerusalem zu bauen anfang, seine Schiffe durch das Rote Meer und die afrikanische Küste entlang bis zur Mündung des Zambesi. Einige von Salomons Leuten reisten weiter ins Hinterland bis zum Berg ‚Jura‘, welchen sie zu ihrer Festung machten. Dort trieben sie Tauschhandel für Gold, und wenn sie eine große Menge aufgehäuft hatten, wurde es mittels einer Karawane von eingeborenen Trägern, von Soldaten beschützt, zur Küste gebracht. Unser gegenwärtiger ‚Mount Darwin‘ in Rhodesia ist dieser Berg ‚Jura‘. Die herrliche Lage dieses hohen Berges ist derart, daß der Kaiser Munomotapa niemals einem Weißen erlaubte, ihn zu besteigen, damit nicht, wie er sagte, die Weißen, wenn sie die Reichtümer eines Landes sehen, es ihm entreißen möchten.

„Vor etwa 20 Jahren“, so erzählt Pater Bichler von sich, kletterte ich in Begleitung eines Offiziers und eines einge-

borenen Führers auf die Spitze des Berges Darwin. Zu der Zeit wußte ich noch nicht, wie die Eingeborenen den Berg nennen. Es war ein langer und mühsamer Aufstieg von etwas mehr als zwei Stunden. Wir wurden indessen reich belohnt für unsere Mühe. Auf halbem Weg am Abhang stießen wir auf zerfallene Mauern, aus rohen Steinen gemacht, und ziemlich hoch mußten wir noch über verschiedene solcher Mauern klettern, bis wir die Spitze erreichten. Von der Spitze aus hatten wir die großartige Aussicht auf das Land ringsherum, das sich wohl 50 Meilen in der Runde ausdehnte. Ich dachte dann unwillkürlich an den berühmten ‚Mount Tura‘, der so oft in den alten Büchern erwähnt ist.

Da fragte ich meinen Führer: ‚Wie nennt ihr diesen Berg?‘ ‚Tura‘, war die Antwort. — Und mich an meinen Gefährten wendend, sagte ich ihm, daß wir tatsächlich auf der Spitze des berühmten Goldberges saßen, wo die Königin von Sheba (vielleicht Saba) so viel Gold von verschiedenen Gegenden zusammengebracht, aufgehäuft haben soll. Rhodesia ist also das alte Goldland, von dem in den alten Büchern soviel geschrieben ist.“ —

Wir hatten einen herrlichen Ferientag und die erhebenden und interessanten Eindrücke desselben wie auch des Tages der Bischofsweihe werden uns unvergeßlich sein.

Solche Ferientage des apostolischen Arbeiters wirken wie das helle Aufflackern eines Feuers, das für gewöhnlich still, aber darum nur um so sicherer im Grunde der Seele brennt, das Feuer des wahren Seeleneifers, verbunden mit dem echten Gottesfrieden. Ja, es bleibt ewig wahr: „Wer Vater oder Mutter um meinetwillen verläßt, der wird Hundertfältiges schon in diesem Leben dafür erhalten und das ewige Leben besitzen.“ Aber auch jenes andere Wort ist noch immer wahr: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Jenes herrliche Land, das wir vom Gipfel des Zimbabwberges überschauten und noch viele, viele Meilen darüber hinaus bis zu den Ufern des Limpopo liegt noch im Dunkel des Heidentums. Nur hie und da gibt's kalvinische Sekten, die auch hier bei uns sich breit machen und selbst uns zu verdrängen suchen, was ihnen leider schon mehr als einmal gelang, da ihnen mehr Mittel und Kräfte zur Verfügung stehen.

Lieber Leser! Willst du uns nicht beten helfen zu Maria, der Ausspenderin der Gnaden und der „Königin des Zambesi“, daß der Heiland vielen die Gnade des apostolischen Berufes gebe? Wie gerne wird er solche Bitten anhören, jetzt in unserer Zeit des furchtbaren Gotteshasses und der grenzenlosen Versunkenheit ins Irdische, wo selbst solche, die noch Christen sein wollen, die Interessen Gottes dem Irdischen weit nachsetzen. Jetzt bewahrheitet sich das Gleichnis vom

Abendmahl, wo der Hausvater, erzürnt über die Gleichgültigkeit der Reichen, sagt: „Gehet hinaus auf die Landstraße und an die Zäune und führet die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein!“ O könntet ihr unsere Armen sehen, wie sie hungern nach dem Wort Gottes, dem Brot der Seelen; wie sie den Missionar anflehen um einen Priester, eine Schule und Katecheten, und wie es diesem die Seele zusammenschnürt, wenn er immer wieder absagen muß, weil es an Mitteln und Kräften fehlt. Es würde sich gewiß mancher junge Leser und manche junge Leserin angeregt fühlen, um die erhabene Gnade des apostolischen Berufes zu beten. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück, — denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigne Herz zurück!“ O wie sehr verdienen diese armen, bisher so stiefmütterlich behandelten Seelen einige Brotsamen, die vom Tische des „Herrn“ fallen. Wie heiß sind diese Armen vom Heilande geliebt; wie brennt er vor Verlangen, sie zu retten! Aber die Hände sind ihm gebunden; er hat ja die Rettung der Seelen an unsere freie Mitwirkung geknüpft. Er wartet auf großmütiges Vergessen unserer selbst und uneigennützigige Hingabe an seinen Dienst. Wollen wir ihm das verweigern?



Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Im Lager war alles in Ordnung; die Zulus hatten nichts Verdächtiges gesehen und gehört. Die Herren suchten daher ihre Betten im Wagen auf. Mr. Brown hatte noch nicht angefangen einzuschlafen, da weckte ihn ein dumpfes Gebrüll auf; es klang ganz in ihrer Nähe. „Der Löwe“, hörten sie draußen die wachhaltenden Zulus rufen, und im Nu waren alle aus den Betten, in welchen sie nie anders als völlig angekleidet schliefen. Mit den Gewehren in der Hand spähten sie zum Wagen hinaus. Da stand, vom hellen Mondlicht übergossen, im Glanze der Wachtfeuer, am Saume des nahen Waldes, kaum einen Steinwurf weit entfernt, der Gefürchtete. Mit dem Schweife wedelnd, betrachtete er das Schauspiel vor seinen Augen. Jetzt legte er sich nieder; wie im Zorn schüttelte er die gewaltige Mähne, dann drückte er den Rachen dicht an die Erde und fast feierlich ertönte sein Gebrüll. Die Zulus hatten sich mit ihren Affageis bewaffnet, innerhalb des Ringes zurückgezogen, welchen die Wachtfeuer bildeten.

„Was werden Sie tun?“, fragte der Kapitän Mr. Brown mit einer vor Aufregung zitternden Stimme.

„Ich werde ihn durch einen Schuß aus seiner behaglichen Stellung aufjagen.“

„Aber wenn er uns angreift“, meinte jetzt Alfons.

„Bah,“ machte Mr. Brown, „so nahe heran an den Wagen traut er sich nicht.“

Er feuerte sein Gewehr auf den Löwen ab. Doch der Schuß hatte das Tier nicht erschreckt, es vielmehr erst recht gereizt, so daß man hätte glauben können, es sei an den Pulvergeruch



Schwester M. Gaudioja Langenströer aus Paderborn
nach 21jähriger Tätigkeit in der Mission in Südafrika
mit ihrer 77jährigen Mutter.

längst gewöhnt. Der Löwe erhob sich, stieß ein kurzes Gebrüll aus und sprang mit einem fürchterlichen Satz auf den Wagen zu. Trotz des Wachtfeuers und des Geschreies der Zulus stand der Löwe bereits dicht vor Mr. Brown, der sich ihm mit der Büchse in der Faust entgegenstellte. „Schießen Sie nicht, um Himmelswillen!“, schrie ihm Simba zu; „bleiben Sie regungslos stehen!“ Aber die Warnung kam zu spät; der Schuß fiel

und traf sein Ziel schlecht. Im gleichen Augenblick lag Mr. Brown unter den mächtigen Pranken des Löwen, der ihn mit einem Schläge niedergeworfen hatte.

Es war haarsträubend, es war fürchterlich. Der Löwe maß mit funkelnden Augen die Schar der Gegner, welche sich anschickten, ihm die Beute zu entreißen. Der Kapitän, und noch mehr der junge Alfons, waren durch das Entsetzliche der Lage für einen Augenblick so betäubt, daß sie wie sinnverwirrt auf den Löwen sahen, der mit seiner rauhen Zunge das Blut zu lecken begann, welches aus der Armwunde des Afrikareisenden floß. Die Zulus schwangen die Speere, aber sie wagten sie nicht zu schleudern, aus Furcht, Mr. Brown mit zu treffen.

In dieser schrecklichen Not war es Simba, der sich allein den Umständen gewachsen zeigte und sich als todesverachtender Held erwies.

Mit einem brennenden Holze, welches er aus dem Feuer gerissen hatte, stürzte er auf das Raubtier los und schlug es über den Kopf, daß die Funken wirbelten und stoben. Der Löwe schien über diese Kühnheit geradezu verblüfft, und schon wollte der mutige Simba zu einem neuen Schlag ausholen, da ließ die Bestie plötzlich von ihrem Opfer ab und warf sich auf Simba, den er zu Boden schleuderte und dem er den linken Schenkel gräßlich zerfleischte. Die todesmutige Handlung Simbas riß den Kapitän zur Nachahmung hin. Er sprang vom Wagen herab, näherte sich dem Löwen von rückwärts und sandte ihm eine wohlgezielte Kugel durch das Ohr. Der Löwe sank auf der Stelle tot hin.

Nun wurden die beiden Verletzten aufgehoben und in Behandlung genommen. Dank der Geschicklichkeit des Kapitäns, der sich auf die Behandlung von Wunden aller Art gut verstand, wurde das Schlimmste von Simba, welcher arg blutete, abgewendet.

Der nächste Tag mußte ein Ruhetag bleiben; schon wegen der Verwundeten konnte der Ochsenwagen nicht weiterfahren, jedoch wählten sie einen andern Platz, wo es ihnen vor dem Besuche wilder Tiere sicher schien, denn an einem Fluß, wo die Tiere des Nachts zur Tränke gehen, da sind Löwen, Leoparden und Hyänen immer am nächsten.

Mit Gottes Hilfe erholten sich die beiden Verwundeten sehr bald, trotz des großen Blutverlustes. Simba war bald wieder frisch und lag in einem Liegestuhl neben Mr. Brown. Der Kapitän sowohl wie Alfons waren auch noch nicht in der richtigen Stimmung, sich auf die Jagden zu begeben, und so blieben sie alle gemüthlich beisammen im Wagen. Simba sträubte sich anfangs und wollte sich neben den Wagen außerhalb und unter denselben setzen mit seinem Stuhle, denn er sagte, es geziemt sich nicht für ihn. Doch die Herren protestirten und sagten,

er habe ihnen das Leben gerettet; auch habe er ja einen so hohen Bildungsgrad, wie sie anfangs eben nicht wußten; Herz und Seelen aber haben keine Farbe, und im Reiche des Ewigen wird nach dem Tugendgrad bemessen und nicht nach der Hautfarbe.

Erfreut richtete der arme Schwarze sein klares, schönes Auge, groß wie schwarze Samtkirschen, auf die weißen, edlen Europäer und sagte, sich anstandsvoll verneigend, in reinem Englisch: „Ich danke Euch, meine Herren, und es wird mich Eure Ehrung nicht stolz machen, denn was ich bin, bin ich durch die Gnade des Herrn und durch die Erziehung und Lebensführung jenes hochedlen, frommen Mannes. Simba (Löwe) ist zwar noch immer im Volksmunde mein Name, so wie ihn mir schon mein heidnischer Vater gegeben, aber mein eigentlicher Name ist „Gottfried“, so nannte und taufte mich mein väterlicher Freund, der Einsiedler als ich einmal feinetwegen in Todesgefahr kam und ihn aus der Umschlingung einer Riesenschlange rettete und von ihr gebissen wurde. Ich war erst ungefähr 17 Jahre, und er hatte mich im heiligen Glauben schon soviel unterrichtet, so daß er mich ruhig taufen konnte.“

Simba hielt inne und schwieg bescheiden. „Wir bitten Dich, rede weiter“, sagten tiefergriffen der Kapitän und Alfons wie aus einem Munde.

„Nicht von mir will ich reden, sondern von ihm, dem Einsiedler.“ —

„Wie hieß denn dieser geheimnisvolle Klausner, und woher und aus welchem Lande kam er?“, fragte Mr. Brown unterbrechend.

„Bwana, ich weiß es nicht. Niemals nannte er seinen Namen; auch seine Heimat verschwieg er. Nur sagte er mir einmal, daß er aus einem angesehenen Stamme sei, aber tot für die Welt, für alle. Auch nannte er sich einen armen Sünder und Bettler Christi. In unsern Augen, ich meine die armen Fischer, die in der Nähe des Tipe-See's wohnten, hieß er ‚der Freund Gottes‘ (Kafiki ya Mungu). Er betete viel und lange, und besonders, wenn der Himmel so schön voller Sterne war, dann war es mir immer, als spräche er mit diesen. Er nannte sie alle mit Namen und lehrte auch mich Vieles von der Sternkunde. Am Schlusse sagte er immer, zum Himmel aufblickend: ‚Nachdenkend vertiefen will ich mich in die Großtaten des Herrn... Du warst ja mein Führer von Jugend auf, drum bis zum Alter und ins Greisentum verlaß mich nicht, o Herr!‘ (Ps. 70, 16—18.)

(Fortsetzung folgt.)

B



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelfrieda

Meine lieben Kinder!

Aus Ruppichteroth bekam die Afrika-Tante eine ganze Portion Brieflein in einem dicken Kuvert. Nun muß ich aber der kleinen Anneliese W., welche für alle Kinder geschrieben hat, gleich antworten. Danke recht herzlich im Namen unserer lieben schwarzen Kinder. Freilich müssen die afrikanischen Kinder auch viel lernen, aber doch nicht alles so wie Ihr wißen. Sticken und so ganz feine Sachen ist für die Negerfrauen nicht so nötig.

In einem kleinen Brieflein lesen wir, daß recht viel Schnee bei Euch in Europa war, und daß die kleine fröhliche Emma Sch. tüchtig Schlitten gefahren ist. „Heina, heina, baridi kabisa“, sagten unsere lieben Schwarzen und frieren dabei nur in Gedanken auf Schnee und Eis, denn:

„Afrika ist Sonnenland,
Eis und Schnee fast unbekannt.“

Katharina Sch. erzählt in ihrem schön mit Steilschrift geschriebenen Brieflein von Theater und Fastnachtstagen. Davon verstehen unsere kleinen Negerlein in Afrika nichts; aber sie schicken Euch viele freundliche Grüße.

Die liebe Else K. schreibt auch und erzählt von der Näh-schule. O, wie freut uns das. Nur fleißig voran!

Die liebe Annemarie K. und die lustige Katharina M., welche soviel von Spiel und Spaß erzählen, wie auch die kleine Käthe D., welche ja schon eine förmliche Damenschrift hat; und die gute Josepha B. schreibt auch so nett.

Wir danken allen, allen recht herzlich für die lieben Brieflein und bitten auch, grüßt uns die lieben Schwestern in Ruppichteroth.



Schwester Juditha vor dem Schwesternhäuschen in Bura
mit der kleinen Mirjam.

Dann liegen vor mir noch einige Brieflein von einer kleinen braven Maria K. und noch einer anderen, deren Name jedoch undeutlich geschrieben ist, und den die alte Afrikatante nicht gut entziffern kann. Sie schreiben alle so lieb, daß sie für uns Schwestern und die lieben kleinen Neger zur kleinen heiligen Theresia beten wollen. Herzlichen Dank, liebe Kinder!

Heute schicke ich Euch die kleine Mirjam mit dem Truthahn, Schwester Juditha steht dabei.

Nun muß ich Euch noch etwas erzählen von der kleinen Liesbeth, die „heilig werden wollte“. Das ist aber ein Geschichtchen aus Amerika, wo unsere Schwestern sind.

Die kleine Lisbeth war bei ihren Großeltern, weil die Eltern eine weite Reise nach Amerika unternommen hatten. Sie hörte von der heiligen Margareta Alacoque vieles erzählen, und da nahm sich denn Liesbeth vor, auch eine Heilige werden zu wollen. Sie hatte vernommen, daß die heilige Margareta Alacoque am liebsten solche Speisen zu sich nahm, vor welchen sie einen besonderen Ekel hatte. Nun sann die kleine Elisabeth nach, wie sie das auch machen könnte.

In ihrer Nachbarschaft wohnte eine alte Jungfrau, welche vor der Haustüre immer eine Tonne mit Küchenabfall stehen hatte. Schon der Geruch ekelte das Kind an, und davon wollte es nun doch essen. Mehrere Tage kämpfte Lisbeth mit sich, bis sie an einem schönen Frühlingmorgen, als sie eben zur

Schule ging, eine solche Abtötung üben wollte. Lisbeth ging gerade auf diese Abfalltonne zu, blickte nach allen Seiten um, ob niemand ihr zuschauen, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß keine Menschenseele in der Nähe sei, schloß sie die Augen, griff in die Tonne, erwischte eine Pflaume und steckte sie in den Mund und schluckte sie hinunter. Schon meinte sie, daß die Speise wieder zurückkomme, aber, wenn sie „heilig werden wollte“, so dachte sie, muß ich mich überwinden, und das zweite Mal griff sie in die Tonne hinein, um noch etwas zu nehmen. Da wurde es ihr plötzlich übel im Magen, und im Kopf drehte sich alles; kaum konnte sie die Füße bewegen. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, und ohnmächtig sank das Kind am Wegrand nieder. Ein Arbeiter, welcher die kleine Lisbeth gut kannte, kam gerade des Weges; er nahm die Kleine auf seine Arme und trug sie heim zu ihren Großeltern. Diese wunderten sich über den Zustand der Kleinen, denn frisch und gesund war sie vor wenigen Minuten aus dem Hause fortgegangen. Als Lisbeth wieder zu sich kam, lag sie im Bettchen. Die Großeltern standen bei ihr und bestürmten sie mit Fragen, was denn eigentlich vorgegangen sei. Aber Lisbeth sagte nichts. Nun kam der Doktor und stellte Vergiftung fest. „Die Kleine“, sagte er, „muß etwas Verdorbenes gegessen haben.“ Aber auch er brachte mit all seinen Fragen nichts aus Lisbeth heraus. Beim Weggehen sagte er zu den Großeltern: „Wenn der Zustand sich bis 11 Uhr nicht gebessert hat, müßt Ihr den Priester holen, damit die Kleine beichten kann, denn dann ist sie rettungslos verloren.“ Lisbeth aber hatte Angst vor dem Sterben und Beichten; sie betete nur immer wieder: „Lieber Gott, laß mich nur wieder besser werden!“ Und der gute Vater im Himmel erhörte ihr Flehen und ließ gegen 11 Uhr eine Wendung zum Besseren eintreten. Noch einige Tage mußte sie das Bett hüten, und dann durfte sie wieder zur Schule gehen. Die Großmutter gab ihr nun viele Ermahnungen und sagte: „Jetzt paß doch auf, was Du in den Mund steckst, Du hattest Dich ja selbst vergiftet.“ Diese Gefahr war nun nicht mehr vorhanden, denn Lisbeth hatte nun alle Lust zum „Heilig-werden“ verloren.

Nach einigen Monaten war nun doch die Zeit gekommen, daß sie zur heiligen Beichte gehen sollte. Die Lehrerin, welche die Kleinen vorbereitete, sagte eines Tages: „Liebe Kinder, wenn Ihr einmal nicht wißt, ob etwas eine Sünde ist oder wie Ihr es in der Beichte sagen sollt, dann kommt nur zu mir, ich will Euch gerne helfen.“

Schon lange Zeit drückte die kleine Lisbeth die Frage: „Was muß ich sagen, wenn ich mich bald vergiftet hätte?“ Sie ging nun zur Lehrerin und fragte: „Was ist es für eine Sünde, wenn man sich vergiften wollte?“

„Aber, Kind,“ antwortete die Lehrerin, „das hast Du doch

nicht getan, denn das wäre je Selbstmord.“ Lisbeth dankte für diese Auskunft und stürmte davon.

„Also, Selbstmord habe ich begangen, nun weiß ich es!“ Oft und oft wiederholte sie es, um es nicht zu vergessen.

Die Zeit der heiligen Beichte nahte heran. Das Herzchen klopfte ängstlich, und als sie an die Reihe kam, trat sie in den Beichtstuhl und sagte mit großer Zerknirschung, was sie getan hatte. Der Priester fragte aber verwundert: „Kind, wie hast denn den Selbstmord begangen, das mußt Du mir erzählen.“ Ob Lisbeth wollte oder nicht, sie mußte heraus mit der Geschichte und wurde mit dem Gruße „Gott segne Dich, mein Kind, Du hast Buße genug getan“, wieder entlassen.

Einige Jahre später, als unsere kleine Lisbeth schon 11 Jahre alt war, las sie wieder die Lebensbeschreibung der heiligen Margareta Alacoque, und wieder kam der Gedanke: „Ich will auch heilig werden!“ Diesesmal nahm sie sich aber vor, zu fasten, wie es die Heilige jeden Samstag zu Ehren der lieben Mutter Gottes getan hatte. Sie wollte aber einen Tag wählen, wo es ihr Leibgericht gab, Sauerkraut und Bohnen. Freitags abends fragte sie die Tante: „Was kochst Du denn morgen?“

Der Tante fiel das Benehmen des Kindes auf, und sie sagte: „Was ist denn los mit Dir, daß Du schon heute abend wissen willst, was ich morgen koche?“ Am nächsten Tag hieß es: „Es gibt Sauerkraut und Bohnen!“ Lisbeth nahm sich nun vor, den ganzen Tag nichts zu essen. Der Morgen brach an; zur gewohnten Stunde wurde gefrühstückt; aber Lisbeth kam nicht, setzte sich ans Fenster, kreuzte die Arme und schaute zum Fenster hinaus. Auf die Frage: „Bist Du krank?“ sagte sie: „Nein“, und der Großvater bat sie nun: „Lisbeth, komm und isß.“ Lisbeth aber erwiderte: „Großvater, ich esse heute nicht.“

Es war Samstag, und Lisbeth mußte der Tante bei der Arbeit helfen; das ging aber sehr schlecht, denn der Magen und der Kopf schmerzten vor Schwäche. Die Großeltern und die Tante wußten nicht, was sie an dem Kinde hatten. Auch mittags erschien sie nicht bei Tisch. Die Großmutter machte nun nicht viele Umstände und sagte: „Ich will dem Kind die Grillen vertreiben!“ Lisbeth mußte der Großmutter in das Schlafzimmer folgen; da nahm diese aus einer Ecke den Stock und holte greiflich zum Schlagen aus. Beim ersten zuckten die Augenwimpern und beim zweiten Male tat die Hand schon — weh, und sie rief: „Da mag heilig werden, wer will, ich nicht mehr!“ Da war der Großmutter alles klar. Als nun der Weihnachtsabend kam, lag unter dem Weihnachtsbaum eine Lebensbeschreibung zum Heiligwerden für Kinder.

Später kam Lisbeth nach Amerika zu ihren Eltern, und jetzt ist sie schon 20 Jahre eine eifrige Ordensfrau, die viel für die armen kleinen Kinder wirkt.

Lustige Ecke

„Ach, Mutter, warum regnet es doch immer?“

„Ja, sonst wird die Erde nicht fruchtbar, und die schönen Äpfel und Pflaumen und Erdbeeren können nicht wachsen.“

„Ja, Mutter, warum regnet es denn auf dem Bürgersteig?“

„Else, kannst Du mir einige Briefumschläge leihen, ich will einen Brief nach Grönland schicken?“

„O, dann müssen sie wohl gefüttert sein?“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bewelsburg 42,— Mk., Maria und Antonius Joseph, in einem besonderen Anliegen. Büren 21,— Mk., Johannes; N. N. 21 Mk., Alfons; Plettenburg 21 Mk., Maria Elisabeth; Amelungen 25 Mk., Johannes Georg; Wormeln 21 Mk.; N. N., Bewelsburg 21 Mk., Heinrich Todokus; N. N., 21,— Mk., Binzenz; Diefflen 63,— Mk., Maria, Joseph, Maria; Colonnowska 21 Mk., Elisabeth; Alfen 21,— Franziska.

Missionsalmosen. Caldauen 5,— Mk.; Fulda 7,50 Mk.; N. N. für Inserat von Februar 3,— Mk.; Bewelsburg für die lieben Negerlein 25,— Mk.; Dillingen 1,50 Mk.; Humes 22,— Mk.

Antoniusbrot für die Mission. Zlatnik 0,50 Mk.

Für die Ausfägigen. Kahl 5 Mk.

Almosen. Frankfurt 5,—; Würzburg 7,50 Mk.; Gofesberg 2,50 Mk.; Brück 3,— Mk.; Güzénich 3,— Mk.

Für die Missionschule, zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen. Schröck 140,— Mk.; Rimbeck 7,50 Mk., Weeze 5,— Mk.; N. N. 10,— Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!
Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi.

Gebetserhörungen

Dank für Gebetserhörang. Veröffentlichung war versprochen.

M. G. in Gürzenich.

Dem heiligen Judas Thaddäus, dem heiligen Joseph und dem seligen Bruder Konrad herzlichen Dank für besondere Hilfe in einem großen Anliegen. N. N.

Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der immerwährenden Hilfe und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Erhörang in einem besonderen Anliegen.

Gute Bücher

Kalvaria. Der Leidensweg des Herrn. Von P. L. Perroy. Deutsche Übersetzung von E. Hartig, 235 Seiten, 3,80 Mk. geb. 4,80 Mk. (Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.)

Es gibt ein Evangelium des Herzens, das nicht niedergeschrieben, aber tief empfunden ist sagt der Verfasser. (S. 218.) Sein Werk liefert selbst einen glänzenden Beweis hierfür. Es besitzt Vorzüge, die sonst in der Passionsliteratur zu den Seltenheiten gehören, nämlich neue Gesichtspunkte, interessante Auffassungen, tiefgehende und ergreifende Anwendungen für den Menschen unserer Tage. Dazu kommt lebensnahe und lebensvolle Schilderung, erlauchte Schönheit der Gedanken und der Sprache und wundervolle Plastik der Darstellung, so daß man nach aufmerksamer Lesung das Gefühl hat, einen neuen Kreuzweg gewandelt zu sein, den ein gottbegnadeter Künstler aus innerstem Miterleben nach seiner Art und andachtsvoll geschaffen.

Caritasblüten

Nr. 4

1932



BONE PASTOR

Guter Hirte, nähr' uns Arme;
Jesus, unser dich erbarme;
Schirme uns mit starkem Arme,
Gib uns Freude, fern vom Harme,
Dort im Land der Lebenden.

Ein afrikanischer Ferienkurs in Mariazell

(Süd-Afrika)

Von Schw. M. Maximina

Miß Rowe, Inspektorin für Haushaltungsfächer, hatte ein Herz für die schwarze Bevölkerung. Zur Genüge hatte sie auf ihren Inspektionsreisen den allgemeinen Tiefstand der Schwarzen kennengelernt, und das bewog sie, ihre Ferien teilweise zum Opfer zu bringen und für die eingeborenen schwarzen Lehrerinnen im Juni 1931 einen Ferienkurs zu halten. In Begleitung von Fräulein Dr. Chubb, welche eine langjährige Erfahrung besaß, war es ihr möglich, die Art an die Wurzel zu setzen, um an der Hebung der Schwarzen zu arbeiten.

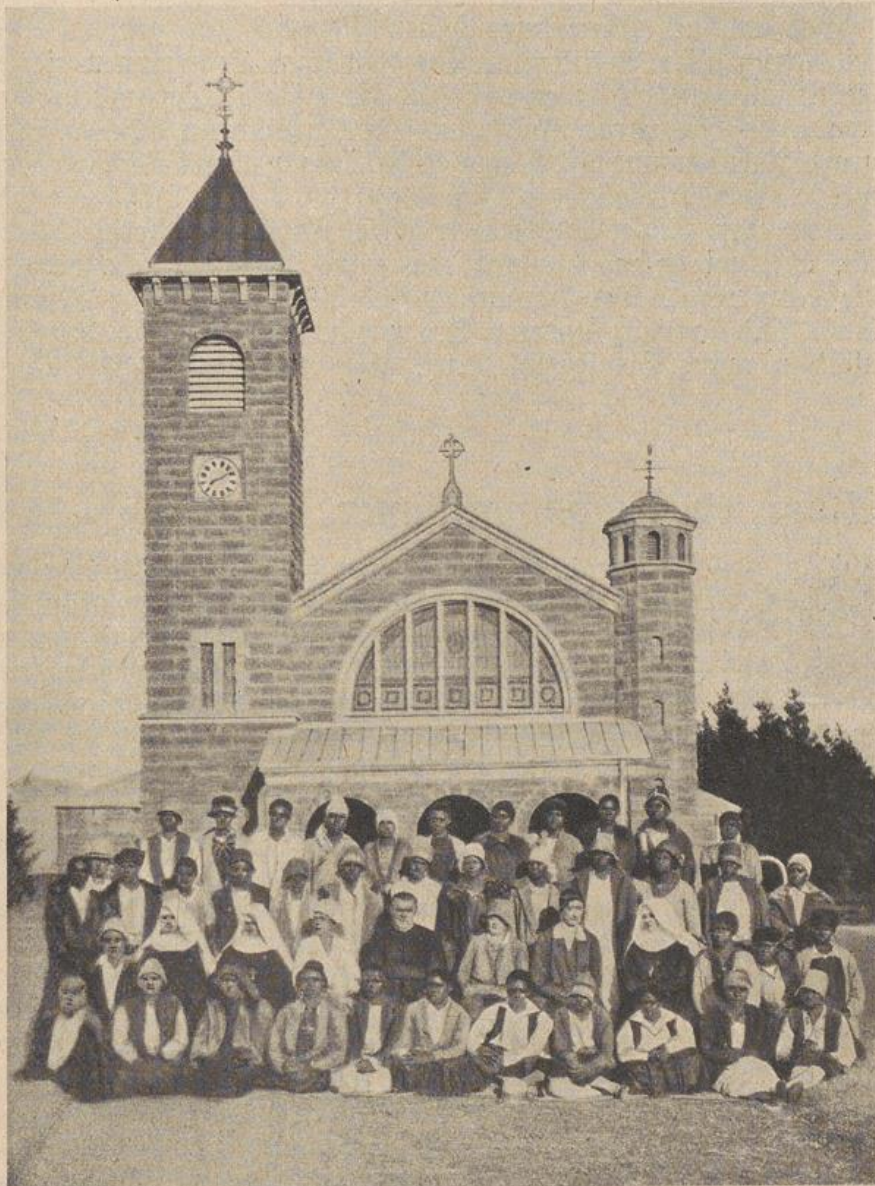
42 eingeborene Lehrerinnen fanden sich ein. Viele hatten sehr weite Wege zu machen. Der hochw. Herr Pater Reginald, Provinzial-Oberer von Süd-Afrika, eröffnete den Lehrgang. Die Lesung von Fräulein Dr. Chubb war sehr einfach und praktisch. Mit der ganzen Kraft ihrer Redegewandtheit versuchte sie, den notwendigen berechtigten Stolz des Frauengeschlechtes zu wecken, angesichts der hohen Aufgabe und Bedeutung, welche die Frau im sozialen Leben hat. Dann leitete sie über auf Physiologie und Gesundheitslehre, wobei sie beständig die abergläubischen Ansichten und Gebräuche der Eingeborenen im Auge hielt. Sie bekämpfte die unheilbare Sucht der Schwarzen, große Flaschen von angepriesenen und wertlosen Medikamenten zu kaufen und einzunehmen. Ob die Worte wohl wirkten? Missionare und Schwestern führen diesen Krieg schon seit Jahren, und noch immer läßt sich das einfältige Volk mit schön gefärbter Brühe betrügen.

Ich beobachtete, wie einige der schwarzen Lehrerinnen jedoch nach wie vor ihre Zuflucht zur großen Arzneiflasche nahmen.

Miß Rowe verlegte sich mit großem Eifer und Ausdauer auf das Kochen, die Näherei und Wäscherei. Diesen Fächern wurden täglich 5 Stunden gewidmet. Suppen, Gemüse, Puddings, Kuchen und Krankenkost wurden bereitet und dann auch von den Kursistinnen verzehrt. Eine Teilnehmerin sagte zu einer Schwester: „Ja, das könnten wir schon nachmachen, aber wie kann ich zum Beispiel einen Kuchen backen, wenn ich kein Mehl, Eier, Zucker und noch viel weniger einen Kochherd habe?“

Ja, da fehlt es bei den meisten Eingeborenen, und die lieben Leser werden begreifen, daß solche Lehrmethoden zugunsten der Schwarzen oft nicht viel mehr als auf Sand gebaute Häuser sind. Der dreibeinige Eisentopf, in dem der Eingeborene in dem offenen Feuer sein Mahl bereitet, läßt sich nicht mit unserm europäischen Vielerlei vereinigen; und an dieser Kultivierung zu arbeiten ist nicht leicht.

Die Unterrichte im Zuschneiden waren sehr praktisch für den Schulbedarf, aber ich war froh zu sehen, daß auch die gestrenge Inspektorin persönlich Bekanntschaft machen mußte mit der wohlbekannten Langsamkeit der Eingeborenen.



Ferienkurs in Mariazell, Süd-Afrika.

Die kurzen freien Nachmittagsstunden wurden teilweise auf dem von den Schwestern angelegten Spielplatz mit beliebten Wettspielen zugebracht, teilweise auch mit Ausflügen in die romantischen Bergketten. Abends gab es nützliche und interessante Lichtbilder-Vorstellungen, wofür der hochwürdige Herr

Pater Bernard praktische Apparate gekauft hatte. An einem der Abende wurden von den Kindern Spiele und Reigen aufgeführt, welche die Schwestern aus dem Deutschen übersetzt und mit den Kindern eingeübt hatten. Diese fanden sogar bei den verwöhnten Damen aus der Stadt großen Beifall.

So fand der Ferienkurs seinen Abschluß zur größten Befriedigung aller Beteiligten. Die schwarzen Lehrerinnen riefen einstimmig: „Was haben wir hier für schöne Tage zugebracht, schade, daß sie vorbei sind“, und die Inspektorin bezeugte ihre große Anerkennung durch eine große Schachtel voll Süßigkeiten, welche sie nachträglich noch schickte.

Für uns Schwestern waren diese Tage mit Arbeit übersät, aber wie gerne brachten wir zum Besten der Schwarzen diese Opferchen. Der Verlauf und die Wirkung solcher Ferienkurse sind ja ganz anderer Art wie in Europa und bringen nicht so rasche Erfolge wie dort, aber etwas nützen sie sicher.

3

Asani, ein Mohammedaner Von Schw. M. Friedberta

Asani war drei Monate hier in unserm Altersheim; er hatte die Schwindsucht und dazu noch die Wurmkrankheit. Er war gutmütig von Natur und immer gefällig gegen andere, nur war er nicht zu bewegen, zum Unterricht zu kommen. Hier in Zanzibar wurde er Mohammedaner, und an dieser Sekte hielt er fest. Sein Zustand wurde immer bedenklicher, und nach zwei Monaten war er gezwungen, das Bett zu hüten, denn an ein Aufkommen war nicht mehr zu denken. Im stillen beteten wir für den guten Kranken. Wenn das Gespräch auf die Religion kam, so erhielt ich immer die Antwort: „Alles würde ich für Dich tun, Schwester, aber den Mohammed lassen, das kann ich nicht. So schlich langsam die letzte Stunde heran. Die Gebete für den Kranken wurden verdoppelt, aber seine Antwort blieb immer dieselbe. Eines Morgens jedoch sagte er zu mir: „Ich will Dir einmal sagen, warum ich nicht einwillige, Christ zu werden. Als ich zum Islam übertrat, habe ich geschworen, in dieser Religion zu leben und zu sterben, und wenn ich diesen Schwur breche, dann wird es mir schlecht ergehen, so sagte mir mein Lehrer.“ Aber eine halbe Stunde kniete ich an seinem Bette, dann holte ich die Lehrerin der Eingeborenen herbei. Als er diese sah, griff der sonst so gutmütige Mann nach seinem Stock; und er hätte ihr in seiner Verbitterung einen tüchtigen Hieb versetzt, wenn ich sie nicht rechtzeitig auf die Seite gezogen hätte. Am nächsten Morgen, als ich wieder zu meinem Kranken kam, sprach ich gar nichts

von der Religion; ich war jedoch sehr ernst. Nachmittags ließ er mich selbst rufen, und ich ging freudig hin in der Hoffnung, daß er sich noch bekehrt. Dem war aber nicht so. Er sagte: „Schwester, bist Du traurig, hast Du Schmerz, warum lachst Du heute nicht?“

„Ja,“ sagte ich, „sicher habe ich großen Schmerz, weil Du den lieben Heiland, der Dich so sehr liebt, nicht lieben willst.“

Dann griff er nach meiner Hand und sagte: „Schwester, ich will Dich nicht traurig sehen, ich will Dir keinen Schmerz bereiten. Aber verzeihe mir. Alles würde ich tun für Dich, aber den Heiland lieben kann ich nicht.“ Nochmals wurde in der Kapelle gemeinschaftlich für ihn gebetet. Als ich vom Gebet zurückkehrte, lag schon der Todesschatten auf dem Gesicht; ich gab ihm Weihwasser und besprengte ihn damit. Ich hätte ihn gern auf den Namen Hermann-Joseph getauft und rief die beiden Heiligen nochmals an. Dann beugte ich mich über das Bett, sprach einige Stoßgebete, die er ganz ruhig anhörte; dann fragte ich ihn, ob er jetzt den lieben Gott liebe. Da schlang er plötzlich seine beiden Arme um meinen Hals und wollte mir den Schleier vom Kopfe reißen; aber er war zu schwach und rief mit gebrochener Stimme: „Ich will zu Mohammed gehen, laß mich in Ruhe; oft genug habe ich es Dir gesagt, bald werde ich ihn sehen.“ Und seine Worte waren wahr, denn am andern Morgen war er eine Leiche. Ich konnte nicht der Tränen nicht enthalten.

Wie sind die Mohammedaner so ganz besonders hartnäckig. Wir müssen den Himmel bestürmen, daß diejenigen, die in unserer Pflege sind, sich doch bekehren möchten.

Mit Asani waren es hier in unserm Hause zwei im Jahre, welche die Taufe verweigerten.

z

Wir gehen und wissen nicht wohin;
Vom Morgen- bis zum Abendrot.
Manch Menschenkind ereilt der Tod.
Soll jeder Gang drum sein Gewinn,
Auf Gott du richte deinen Sinn.

z

Bange nicht schon im Voraus, was geschehen wird; so lange wir das Kreuz nur noch aus der Ferne sehen, erscheint es uns schwer und entsetzlich, wenn es aber der Herr wirklich schickt, kommt er selbst mit, und dann können wir's tragen. e. G.

z



Untere Reihe von links nach rechts: Schw. M. Rufina Breittinger, Mutter M. Ubalda Raf, Schw. M. Renata Krause. Obere Reihe von links nach rechts: Schw. M. Januaria Ruck, Schw. M. Edeltraud Zeller, Schw. M. Majellis Heiler, Schw. M. Silvestris Winterling, Schw. M. Robertine Tschke, Schw. M. Reinolda Schmidt.

Mutter Ubalda, Prov.-Oberin in Ost-Afrika, trat am 14. März ihre Rückreise nach Afrika an. Sie sorgte für starke Begleitung, wie wir hier auf diesem Bilde sehen. Welche Freude für ihre afrikanischen Schwestern, daß die Mutter so viel Nachwuchs bringt.

(In der folgenden Nummer Näheres über die Abreisen unserer Schwestern.)

Die ersten Eindrücke bei der Ankunft im Missionsgebiet

Von Schw. M. Celine

(Im Anschluß an die Reisebeschreibung vom November vor. Jahres gibt Schw. Celine ihre ersten Eindrücke wieder, die sie bei der Ankunft im Missionsgebiet gewonnen hat. Die Red.)

Wir landeten in Durban, — eine ganz europäische Stadt — reich an schönen Gärten und ewigem Blühen. Wir hielten uns natürlich nicht lange auf, sondern steuerten unserm Ziele zu. Vor uns lag das Bergland, unten glänzte das weite blaue Meer; wir konnten uns nicht satt genug sehen an diesen herrlichen Schönheiten der Natur. Nach ungefähr dreiviertel Stunden waren wir in Mariannahill. Nun sahen wir die große Klosterpforte der hochw. Patres, die so oft in Kalendern und Zeitschriften abgebildet ist. Endlich stand das Auto still vor dem bescheidenen Schwesternhaus. Es ist ein langes niedriges Gebäude. Wie erstaunten wir, als wir die Pforte durchschritten hatten, den Klostergarten zu sehen, der mitten in dem Quadrat

liegt, ganz ein- und abgeschlossen, ringsherum ein Kreuzgang, in der Mitte die Mutter-Gottes-Grotte, schöne Palmen und Cypressen. Es herrschte eine feierliche Stille, denn die größte Anzahl der Schwestern war in Exerzitien. Alles schien uns neu und schön. Über dem Eingang ins Refektor hängt ein Bild von den fünf klugen Jungfrauen; weil wir gerade fünf Schwestern waren, dachte ich daran, daß wir fünf wohl sorgen müssen, auch glücklich zur ewigen Hochzeitsfeier zu gelangen. In der traulichen Kapelle fanden wir uns bald daheim.

Am nächsten Morgen durften wir die Niederlassung der Missionare besuchen. Da gab es wohl manches zu sehen: die Schmiede, Schreinerei, Schusterei, Schneiderei usw.; überall arbeiteten Schwarze tüchtig unter der Anleitung der Brüder. Sehr interessant ist das Museum mit seinen wertvollen Gegenständen: Tiere, Schlangen von allen Sorten, dann kamen wir in das photographische Atelier, das unser großes Interesse erregte. Endlich gelangten wir in den Garten, wo Orangen und Zitronen in Blüte und Frucht zu sehen waren. Dann kehrten wir wieder zurück in das Heim der Schwestern. Gegen 300 Kinder werden hier versorgt und beschäftigt, da war überall munteres Leben, es wurde genäht, gestrickt, gewaschen, Körbe geflochten usw. Die Schülerinnen lernten, die Kleinen spielten; alle beguckten neugierig die „Neuen“.

Am schönsten liegt das Hospital oder Krankenhaus für die Eingeborenen. Am Abend waren wir recht müde von all dem Hören und Sehen. Die Rekreation ist hier eine wirkliche Erholung. Die Schwestern sitzen im Kreuzgang im Dunkel, oben leuchten die Sterne am tiefklauen Himmel. Besonders ergreifend ist es, wenn die ganze Schwesterngemeinde vor dem Schlafengehen draußen an der Grotte die drei „Ave Maria“ betet. — Mit diesem herrlichen Sternenhimmel machte ich gleich Bekanntschaft. Am Morgen steht der Orion im Osten und bringt Grüße aus Europa.

Nach zwei Tagen besuchten uns Bekannte, welche mit uns auf dem deutschen Dampfer waren. Wir freuten uns, ihnen zeigen zu können, was hier Brüder und Schwestern geleistet haben.

Einen besonderen Eindruck auf uns machte das Begräbnis eines alten Missionsbruders. Wir hatten hier Gelegenheit, den Friedhof zu sehen. Im Eingang des Kirchhofes liegt das Grab unseres teuren Stifters. Wie traulich ist es doch, dieses Grab jeden Tag besuchen zu können. Während wir still vor demselben standen, begannen die Glocken zu läuten; man brachte den Bruder zu Grabe. Der Zug näherte sich, voran die schwarzen Jungens mit Kreuz, Kerzen und Weihrauch, dann folgten die Brüder, Kandidaten, Mitbrüder des Verstorbenen; den Schluß bildeten die Schulfädchen und Frauen. Alle beteten

den Rosenkranz in ihrer Sprache, die hochw. Patres und Brüder jedoch in Latein. Langsam näherte sich der Zug dem Grabe, und feierlich klang der Chorgefang durch die Abendstille, das letzte deutsche Lied.

Sanft legten sich die Abend Schatten über die Täler, dunkelrot verglühte die Sonne hinter den Bergen; alles atmete Frieden! Der treue Arbeiter, dessen leibliche Hülle der kühlen Erde übergeben wurde, konnte sich sicher schon des Lohnes erfreuen, der ihm verheißen ist; die Opfer des strengen Missionslebens sind ihm eine Quelle der ewigen Freude geworden, und alle Lieben, die er auf Erden verlassen, findet er wieder.

Als wir vom Begräbnis zurückkamen, hieß es Abschied nehmen von unseren Schwestern, welche nach Rhodesia weiter reisen sollten:

Keiner bleibt beim andern,
Alle müssen wandern!

Bald trug sie das Auto wieder fort nach Durban, und am nächsten Tage ging ihr Schiff wieder weiter. Unsere Mutter Provinzialin gestattete uns Neulingen einen Ausflug nach St. Wendelin, der nächsten Station von Mariannahill. Eines Morgens kletterten wir auf das Lastauto und ließen uns, so gut es ging, zwischen all den Kisten und Körben nieder; Bänke gab es ja nicht und Stühle noch viel weniger. Es war ganz nett, solange das Auto still stand, als es aber ins Rollen kam und bei jeder Gelegenheit einen Luftsprung machte, wurde die Fahrt doch etwas bedenklich, denn wir flogen samt den Kisten zuweilen in die Höhe. Vergeblich ermunterte uns Schwester Oberin, das Gepäck etwas zu heben, wenn das Auto seine Sprünge über Steinblöcke machte; wir waren froh, wenn wir selbst heil blieben und nicht herunterfielen. Diese erste afrikanische Reise dauerte eine Stunde. Wir dankten Gott, als wir den Lastwagen verlassen konnten.

In St. Wendelin trafen wir Schwester Hyazintha und Schwester Dulcissima und mehrere schwarze Schwestern, welche die Schule und die bischöfliche Druckerei versorgen.

Sehr interessant fanden wir Neulinge die ganze Reihe von Kraalen. In einem derselben lag eine kranke Frau, und zwei kleine Negerjungen spielten am Bett. Sie schauten uns scheu an und gaben uns die Hände, mit denen sie eben ihren Brei aus der Schüssel gekrakt hatten. Die Frau, eine gute Christin, erkundigte sich nach unserm Alter, nach den Eltern usw. In derselben Gegend gibt es noch sehr viele bössartige Heiden; trotzdem ist die Schule gut besucht. Gegen vier Uhr nachmittags nahmen wir Abschied von St. Wendelin. Die Luft war so klar, daß wir über die Berge ins blaue Meer sehen konnten.

Zurückgekehrt nach Mariannahill, wollte ich mit dem englischen Studium beginnen; aber der Mensch denkt ja oft anders,

als es kommt. Ich war kaum 8 Tage dort, als mir Mutter Provinzialin sagte, daß man in Maria-Zell dringend eine Lehrerin erwartet. Ich konnte nicht daran glauben, daß ich schon fort sollte, und sagte scherzend zu einer Schwester: „Ich glaube es erst, wenn ich im Zug sitze.“ Fünf Minuten später wurde ich an die Pforte gerufen und dem Missionar vorgestellt, mit dem ich schon am nächsten Tage nach Maria-Zell reisen sollte. Rasch wurde aus- und eingepackt, und fort ging's mit dem schwarzen Chauffeur bis nach Pinetown, von da per Bahn nach Durban, und dann begann die weite Fahrt nach Maria-Zell. Links und rechts sah ich große Bananenplantagen an den Hügelabhängen, blühende Bäume mit großen roten Blüten, Flammenbäume usw. Durban selbst liegt sehr tief und hat darum ein warmes Klima.

Der Zug führte uns nach Maritzburg; in großen Kurven kamen wir höher und höher, und es ging immer bergauf, vier Stunden lang. Die Aussicht wechselte beständig. Berge tauchten auf, Hügelketten verschwanden; hier und da tauchten Kraale auf so grau wie der dürre Boden; das Vieh streifte herum, und ich wunderte mich im stillen, was die armen Tiere eigentlich fressen wollten, denn ich sah nur dünnes, von der Sonne verbranntes Gras. Sobald wir aber Baumgruppen sahen oder schöne regelmäßige Felder, da konnte man auch darauf rechnen, daß eine Ansiedelung auftauchte.

In unserem Zugabteil waren noch drei Damen; eine davon war geborene Afrikanerin, die beiden andern Engländerinnen; alle drei erklärten einstimmig, Süd-Afrika sei ein wunderschönes Land, und ich würde mich bald zu Hause fühlen und kein Heimweh nach Europa mehr bekommen. Ja, das Leben in Süd-Afrika ist viel einfacher, freier und sorgloser. Gegen 5 Uhr hatten wir eine weite Hochebene erreicht, dann ging es plötzlich steil abwärts, dem tief gelegenen Maritzburg zu. Da es schon bald zu dunkeln anfing, konnte ich von der Stadt nicht viel sehen; ich merkte nur so viel, daß die Stadt nicht sehr groß ist, aber eine sehr schöne Umgebung hat.

Zum Schluß noch einiges über die afrikanischen Eisenbahnen. Dieselben sind gewöhnlich keine Staatsbahnen, sondern gehören einer Aktiengesellschaft an. Weil die Entfernungen sehr groß sind zwischen den Haltestellen, sind die Abteile auch für Lagerstätten für die Nacht berechnet. Sie sind ähnlich eingerichtet wie die Schiffskabinen. Es gibt drei Klassen, doch ist die dritte Klasse nur für Schwarze. Von einem ruhigen Schlaf im Zuge kann ich nicht sprechen, denn er rüttelte und schüttelte, daß man kein Auge schließen konnte. Nur wer an diese Züge gewöhnt ist, findet auch seine Ruhe. Da nachts an einer Maschine etwas defekt wurde, hatten wir drei Stunden Verspätung; das fällt hier nicht so sehr auf.

Als es gegen morgens 6 Uhr hell wurde, sah ich noch immer Hochland; das Bild wurde nur unterbrochen durch eine Farn, durch Viehherden, Kraale und einige Neger, sonst blieb die Landschaft sehr eintönig. Es fiel mir jedoch auf, daß die Leute alle gut gekleidet waren; übrigens sagte mir der hochw. Pater Provinzial, daß diese Basutos viel zivilisierter sind als die Leute in Natal. Außerdem hinderte die Kälte die Einwohner, nackt herum zu laufen. Daß es hier kalt sein kann, hatte ich schon nachts gemerkt; selbst als die Sonne kam, war es nicht so warm wie unten an der Küste. Gegen 10 Uhr sahen wir die Drakensberge. Ich war ganz erstaunt, da man sie wirklich als Wolken ansehen konnte; sie waren mit Schnee bedeckt. Erst gegen 12 Uhr mittags erreichten wir die Endstation Matatiele. Da war einer der Missionsbrüder von Maria-Zell, der uns mit dem Auto abholen sollte. Zuerst jedoch las der hochw. Pater Provinzial die heilige Messe, und ich konnte noch zur heiligen Kommunion gehen; darauf nahmen wir einen kleinen Imbiß, um uns für die Autofahrt zu stärken.

Matatiele liegt auf dem ungeheuren Hochland; in der Ferne sieht man Hügel und Bergketten, die fast das ganze Jahr hindurch kahl und fahl sind, ohne Gras und ohne Gesträuch. Es fehlt überall an Wasser.

Jetzt, wo ich dieses schreibe, bin ich schon drei Wochen hier in meinem Wirkungskreis und hoffe, recht viel für Gott und das Heil der Seelen wirken zu können.

3

Afrikanische Krankheiten

Kilema, Ost-Afrika

Unsere Mission zählt ungefähr 12—13000 Seelen, wovon ungefähr 7000 Christen sind. Täglich kommen 50, 60, 70 und noch mehr Kranke auf unsere Station, um Medizin zu holen. Abgesehen davon, daß hier auch dieselben Krankheiten wie in Europa vorkommen, gibt es hier doch noch eigene tropische Krankheiten. Eine gewisse Wurmkrankheit ist hier wohl am ärgsten, und zwar deswegen, weil die Leute meistens kommen, wenn es zu spät ist. Einen solchen Fall hatte ich lezthin mit einem Kind. Schon nach der ersten Verabreichung der Medizin starb das Kind; ein anderes hielt auch die Kur nicht mehr aus. Einfache Wurmmittel, wie man sie in Europa gibt, kommen hier nicht in Anwendung; hier müssen kräftigere Arzneien verabreicht werden.

Aber auch andere Krankheiten treten in großer Anzahl auf; z. B. ist die Ruhr oft ein unangenehmer Gast und fordert manches Opfer. — Als ein wahres Schreckensbild ist hier die

Tuberkulose zu nennen, welche hier durch das veränderliche Klima bei den Eingeborenen leicht eintritt. Unsere Mission liegt hier 1500 Meter hoch über dem Meeresspiegel, und über 2500 Meter hoch wohnen auch noch Menschen am Fuße des 6000 Meter hohen Kibo. Die Luft kühlt sehr schnell ab, und selbst in der heißesten Zeit haben wir noch kühle Nächte, und in der Regenzeit März, April, Mai, Oktober und November kann es hier so kalt sein wie ungefähr im März und November in Deutschland. Regen, Sonnenschein und große Hitze wechseln ab, und dann kommen Tage, an denen der Nebel sich sehr bemerkbar macht. Dieser Witterungswechsel ist von großem Einfluß für die Atemungsorgane.

So haben wir in diesen genannten Regenzeiten oft Hunderte mit Bronchitis und Lungenentzündung und Tuberkulose; diese werden auch noch beeinflusst durch die Nahrung und ganz besonders durch die Wohnungsverhältnisse der Schwarzen. Eine Hütte aus Stöcken und Gras gebaut mit einer einzigen Öffnung für Luft und Licht, was doch für die Gesundheit das Notwendigste ist. Diese Türe ist höchstens 1 Meter hoch und $\frac{1}{2}$ Meter breit, so daß man nur in gebückter Haltung in die dumpfe Hütte gehen kann. Dazu kommt, daß Menschen und Vieh in derselben Hütte wohnen, und zwar bleibt der kleinste Teil für die Menschen. Auch das offene Feuer zwischen 3—4 Steinen, das aus der Hütte eine Rauchkammer macht, wirkt nachteilig auf die Lunge.

Es wird ja viel von seiten der englischen Regierung getan, aber für die ganze Kilimandjaro-Gegend ist ein einziger Spezialist für Lungenleiden, welcher unmöglich alle Kranken besuchen kann, und dann wollen die Eingeborenen auch lieber in der Hütte bleiben, als weit weg in ein Sanatorium gehen; sie sterben lieber in ihrer Hütte, als daß sie so weit von der Heimat fortgehen. Hier müßten die Regierung und die Mission zusammenarbeiten, denn die Mission kann unmöglich allein die Kosten für solche Krankenhäuser und Medikamente aufbringen; auch können wir keinen Missionsarzt unterhalten.

Wenn ich an all diese Hindernisse denke, dann muß ich sagen, daß wir noch lange eine geregelte ärztliche Hilfe entbehren müssen. Ich bin schon froh mit dem, was ich habe, um den Menschen zu helfen; und doch können wir hier über keinen Platz verfügen, um einen Schwerkranken aufzunehmen und ihn so zu verpflegen, wie es sein müßte. Bereits dreimal haben wir mit einem kleinen Krankenhaus begonnen, ein Haus mit fünf Zimmern, jedes für zwei Kranke und Apotheke, aber wir mußten den Bau immer wieder einstellen wegen Mangel an Geld. Gebe der liebe Gott, daß doch bald die Zeit kommt, daß wir unsern lieben Lesern das Bild eines kleinen Krankenhäuschens schicken können. Wie mancher Fall von Tuberkulose wäre dann beseitigt.

Eine typische Krankheit in dieser Gegend ist die sehr peinliche Augenentzündung; sie dauert gewöhnlich 5—6 Wochen. Auch kommen von Zeit zu Zeit sehr viele schreckliche Wunden an den Beinen vor. Aus meiner Erfahrung sind diese mit Jodoform und Talgpuder zu behandeln, aber immerhin dauern diese Wunden oft jahrelang. Ja, es sind Patienten, welche schon 20 Jahre diese Wunden an den Beinen haben.

Ausflug kommt in unserm Distrikt ganz selten vor. An der andern Seite des Kilimandjaro ist ein Ausfäzigenhaus, wo diese Ärmsten der Armen mit ihrer Familie leben und, solange es gut geht, sich selbst verpflegen, während andere auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Eine unserer Schwestern besucht diese Kranken 2—3 mal in der Woche, um ihnen zu helfen und sie zu trösten.

Die Elefanten-Krankheit ist hier sehr selten; dagegen kommt sie an der Küste vielfach vor.

Sehr häufig kommen starke Brandwunden vor; das kommt aber durch die Unachtsamkeit der Eltern. Die kleinen Kinder fallen oft von selbst in das Feuer. Aus demselben Grunde der Oberflächlichkeit kommen auch viele Brüche vor. Vor einiger Zeit brachte man auf unsere Station einen Jungen, der von einem hohen Baume gefallen war und einen Schädel- und Armbruch hatte. Ich sagte sofort: „Ihr müßt den Jungen gleich nach Moshi ins Krankenhaus bringen.“ Die Antwort war aber: „Wie soll denn das geschehen?“ Da kam ein Auto mit einem Europäer. Ich bat ihn, ob er den Kranken nicht nach Moshi bringen wollte, was er gerne tat. Der Junge wurde auf einem Liegestuhl in den Wagen gelegt und ins Krankenhaus gebracht. Nach wenigen Tagen kam jemand, um bei mir Medizin zu holen für den Jungen, der wieder zu Hause war.

„Ja, ist er denn wieder gesund?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete man mir, „da wollte er nicht mehr bleiben, da bekommt er keine Medizin.“ Ich glaube, daß das Stillliegen dem Jungen nicht gefiel. Nach 14 Tagen war er tot. Daraus kann man sehen, wie groß das Bedürfnis nach einem kleinen Krankenhause ist.

Das gefürchtete Schwarzwasserfieber und die Malaria kommen hier nicht vor; letztere in ganz seltenen Fällen. Wenn jemand Malaria von der Küste mitbringt, dann sind es wohl auch schwere Fälle. Ich hatte hier einen Fall, wo der Patient trotz der sorgfältigen Behandlung und trotzdem alle Malaria-Parasiten verschwunden waren, noch eine ausgesprochene Lungentuberkulose bekam.

Ein noch größeres Arbeitsfeld liegt hier noch offen für Kinder- und Mütterverpflegung.

Es bleibt nur noch übrig, zu erzählen, wie die Eingeborenen sich in den vielen Krankheiten verhalten. Im allgemeinen

kann man von den meisten den Ausruf hören: „Amri ya mungu“, Gottes Wille! Die meisten kommen ja hierher in die Missionsapothek, aber viele gebrauchen ihre eigenen Mittelchen.

Sehr häufig sieht man hier unter den Schwarzen eine Art Aderlassen. An der Stelle, wo sie Schmerz haben, wird mit einem scharfen Messer ein Schnitt in die Haut gemacht und dann mit Pflanzensaft bestrichen. Oft kommen sie mit Kindern, welche kaum 2—3 Tage alt und schon geschnitten sind; man braucht dann nicht mehr zu fragen, wo das Kind Schmerzen hat, denn die Einschnitte verraten die peinliche Stelle.

Im allgemeinen ist der heidnische Arzt ziemlich teuer. Je nachdem es ein leichter oder schwerer Fall ist, verlangt er als Preis für seine Kunst eine Kuh oder einen großen Bock.

Bei anderen Volksstämmen wird gewöhnlich die Goma geschlagen, eine Art Trommel von Ziegenhäuten. Ist z. B. die Frau krank, so muß sie so lange nach dem Trommeln der Goma tanzen, bis sie bewusstlos niederfällt; dann geht der Mann weit weg, kauft Fleisch für die Frau, welches sie dann isst, und dann ist sie wieder gesund. In diesen Gegenden ist es jedoch schon so weit, daß sie zu einem europäischen Arzt größeres Vertrauen haben, als zu ihrer eigenen Medizin. Wenn die Arznei aus Pillen oder Tropfen besteht, und wenn sie sehr bitter ist, dann muß sie helfen. Großen Wert legen die Schwarzen auf Einspritzungen. Könnte man alle Medikamente durch Einspritzungen geben, so würde man den größten Teil der Eingeborenen gewinnen. Wenn zum Schluß der Kranke noch Fieber dazu bekommt, dann ist alles in Ordnung, dann hilft das Mittel sicher. Eigenartig ist es; wenn eine Medizin geholfen hat, dann kommt die ganze Nachbarschaft und will von dieser Medizin haben, auch wenn der eine oder andere eine ganz andere Krankheit hat.

Es ist noch nicht lange her, daß ich einem Patienten, welcher Schmerzen in den Beinen hatte, Kampferspiritus zum Einreiben gab. Acht Tage später kam ein Mann und sagte: „Meine Mutter hustet so schrecklich, und ich möchte so gerne die Medizin haben, die Du Otto gegeben hast.“ Natürlich gab ich ihm keinen Kampferspiritus, sondern ein Tränkchen für den Husten.

Zum Schluß muß ich noch wiederholen, wie leid es uns tut, daß wir so vielen Kranken nicht helfen können, weil wir keinen Platz dafür haben. Das kleinste Häuschen wäre schon eine große Hilfe. Möge der heilige Joseph doch bald dafür sorgen!

Von Schw. M. Lutwina

5



P. Deschwanden, Frauen am Grabe.

Osterfreude

Erster Strahl der Oster Sonne,	Wie, du Sünder willst nicht hören
Erster Alleluja-Ruf,	Der Millionen Jubelchor,
Weck des Tages schönste Wonne,	Läßest ferner dich betören,
Die der Mächt'ge liebend schuf!	Hältst verschlossen noch dein Ohr?
Alleluja! töne wieder,	Auf! Entflieh des Todes Banden,
Töne mächtig nah und fern!	Heut entriinn der Sünde Nacht:
Jauchzet, singet Jubellieder!	Auch für dich ist hehr erstanden,
Alleluja! – Lobt den Herren!	Der da rief: „Es ist vollbracht!“

Harter Fels, o laß dich spalten,
 Härter sonst als Felsgestein:
 Laß der Allmacht Liebe walten,
 Stimm' ins Alleluja ein!

Fortsetzung.

So waren etwa fünf Jahre vergangen, daß ich bei ihm war. Eines Tages kam ich vom Fischfang heim und fand ihn in einer großen Erregung. Er sagte mir unter Tränen, er müsse fliehen, er fürchte, er ahne, ja er wisse bereits, daß sein Aufenthalt hier in der Blockhütte entdeckt wurde, daß er wieder in Ost-Afrika entdeckt wurde, deshalb müsse er Abschied nehmen von mir und sich ein anderes Versteck suchen — er gehe nach Süd-Afrika. Mir riet er ebenfalls, sogleich vom Tipe-See fortzugehen, und er sagte mir, am besten wäre es, ich ginge nach Tanga, Daressalam oder Zanzibar; dort wäre es für mich am sichersten, der Sklaverei zu entgehen.

Mein Sohn, sprach er, der Gute, gehe mit Gott; sprich nie von mir, wenigstens nicht, bis zehn Jahre verflossen sind. Du hast viel gelernt, kannst Dich und später auch eine Familie gut ernähren; vorerst suche eine katholische Mission auf, damit Du auch nach Deinem Glauben leben kannst. Hier nimm dieses; es ist etwas Geld darin und auch der Schein, daß Du in Todesgefahr von einem Europäer getauft wurdest.

Er gab mir ein festes Kowert in die Hand, einen älteren, festen Mantel und einen breitrandigen Hut, einen eisernen Stock und eine Bettdecke. Ich war ein 19jähriger Jüngling, groß und stark, aber desungeachtet fing ich zu weinen an, wie ein Knabe, und konnte es nicht fassen, warum ich jetzt von ihm, der mir ein guter Vater, Freund und Bruder war, fort mußte. Aber der Rafiki ya Mungu drängte mich, voran zu machen; auch er weinte und zeichnete mir ein Kreuz auf die Stirn, Mund und Brust, mit den Worten: „Gottfried heißt Du, und der Friede Gottes sei mit Dir.“ Schluchzend erhob ich mich und sagte nur noch: „Also, nach zehn Jahren werde ich gehen und Dich suchen, Vater, und Gott wird mir helfen, Dich zu finden, lebe wohl!“ —

Dann eilte ich von dannen; vorerst hinauf ins Paregebirge, suchend, ob ich noch Bekannte fände; ich wußte, daß meine Eltern und Verwandten vor Schrecken über die Araber geflohen waren, aber wohin, das wußte ich nicht. Wirklich fand ich noch einige Familien ganz, ganz hoch oben versteckt im Felsgestein; diese sagten mir, meine Verwandten seien nach Natal (Süd-Afrika) ausgewandert, weil dort der Sklavenhandel vorbei sei.“

Simba machte eine lange, schmerzliche Pause. Dann fuhr er fort: „Meine Herren, glaubt es mir, es war mir schrecklich zumute. Da dachte ich wieder an all das Schöne und Herrliche, was mich der Freund Gottes gelehrt hatte. Harre auf den Herrn, handle stark wie ein Mann, Dein Herz bleibe fest und

warte auf den Herrn!" (Ps. 26, 14.) „Harre auf den Herrn und bleibe auf seinen Wegen, dann wird Er Dich erhöhen, und Du wirst das Land der Verheißung erben!" (Ps. 36, 34.)

So wanderte ich einsam dahin, mich bei Tag meist verbergend und mehr des Nachts weite Strecken zurücklegend. Viel betete ich auf diesen Wanderungen, aber mehr noch für ihn, meinen edlen Wohltäter, als für mich selbst. Hatte er mir doch immer das schönste Beispiel von edler ‚Selbstlosigkeit‘ gegeben.

Doch nun möchte ich etwas ruhen und mich meinen Gedanken überlassen, wenn Ihr es gestattet“, sprach er sanft.

Gern willfahrten die Herren seiner Bitte und stiegen aus dem Wagen; nur Mr. Brown mußte still liegen bleiben.

Der Kapitän und Alfons, sein junger Freund, beschlossen indessen, den Häuptling, der in dem nahen großen Umzi wohnte, zu besuchen. Auch wollten sie Näheres von den Drakensbergen erfahren und hofften, dem guten Mr. Brown irgendeinen Hoffnungsschimmer bringen zu können, denn so ein Häuptling weiß ja stets um alles Bescheid, was sich in seinem Revier zuträgt.

Snhlovudawana empfing sie mit dem üblichen Gruße „Sa ku bona“ (wir ehren dich) und mit jener ausgesuchten Höflichkeit, die einen hervorragenden Zug im Charakter des Julius überhaupt bildet, ja ihn wesentlich von andern Völkern Afrikas unterscheidet.

Die Hütte des Häuptlings war mit Neugierigen beiderlei Geschlechts gefüllt, und jung und alt strömte herbei, um die Weißen zu sehen. Der Häuptling selbst saß auf einer Matte. Wie alle seine Stammesgenossen war auch er von herrlichem Wuchse und maß fast zwei Meter; die breiten Schultern, die gewölbte Brust und die sehnigen Arme bekundeten eine Herkules-Stärke. Nichts war jedoch anziehender, als seine Gesichtsbildung und der Ausdruck seiner Züge. Abgesehen von der kaffeebraunen Hautfarbe des Mannes konnten nur seine etwas fleischfarbigen Lippen jenen Eindruck stören. Sein Blick verriet Scharfsinn, und der ganze Ausdruck kennzeichnete ihn als einen geistig nicht wenig begabten Mann. Er war sehr freundlich, jedoch gepaart mit hohem Ernste, und es freuten ihn besonders die Jagdgeschichten, die sie mit Simba und den Löwen hier in seiner Gegend erlebt hatten und daß sie soviel Interesse für die Drakensberge hatten. Von selbst fing er an, Geister- und interessante Spukgeschichten, welche sich in den Höhlen dort am Wasserfall schon zugetragen, zu erzählen und besonders von den unterirdischen Gängen, welche fast bis zu einem abgrundtiefen See, weit, weit entfernt von hier, führen. Durch den Ausgang dieser unterirdischen Gänge, welche das gehezte Volk in Kriegszeiten zur Flucht benützten, kamen sie in

ein anderes Land, wo zwar auch schwarze, dunkle Eingeborene waren, wo sie aber eine ganz andere Sprache redeten und wo schon viele Weiße wären, die schon ganze Städte gebaut hätten.

Der Kapitän fragte den Snhlovudawana, ob er selbst auch schon etwas Außergewöhnliches in den Drakensbergen erlebt hätte. Da überkam den Häuptling eine ganz weiche Stimmung. „Nkosi (Herr), o, yebo, ya, ya, yebo (das ist eine) indaba enkulukazi! (große Geschichte).“

Der Bierkrug (ukamba) mußte erst die Runde machen; dann begann er zu erzählen:

„Nizwo Nkosi yami! (Höre, mein Herr!). Ich jagte eine Bergantilope (Art Gemse), und hatte mich im Eifer in den Drakensbergen so verstiigen, daß ich mich von meinen Räten und Dienern, die mich stets zu begleiten pflegen, gänzlich entfernte. Auch mein Schreien und Rufen nach ihnen blieb ungehört. Der Wasserfall, der in die Tiefe rauschte, übertönte meine Hilferufe. Zuletzt rannte ich wie sinnlos hin und her und suchte nach einem Ausgang, einem Weg, aber es war umsonst. Zuletzt stürzte ich über einen Felsvorsprung tief in eine Schlucht und blieb besinnungslos liegen. Ich betete noch im Fallen, das weiß ich, zu den amadhlozi, den Geistern meiner Väter, sie möchten mich doch retten; dann wußte ich nichts mehr. Auf einmal fühlte ich weiche Arme, die meinen Kopf so linde hielten, und eine Hand, so fein und weiß träufelte mir einen erquickenden Trank auf meine Lippen, den ich Verschmachtender gierig einsog. Nach einer Weile fühlte ich mich getragen und auf eine weiche, grüne Rasenbank gelegt. Ich hörte neben mir eine Silberquelle rauschen; Vöglein zwitscherten in den Zweigen eines schattigen Baumes, unter welchem ich lag. Ein Reh sah mich mit seinen sanften, braunen Augen so treuherzig an, ließ nicht davon. — Wo war ich doch? — Wie wunderbar kam mir alles vor, als ich die Augen, neu gestärkt, aufschlug, die balsamische Luft, angenehmen Kräuterdunst einatmete, Blumen um mich herum sprießen sah, die ich noch nie gesehen; fremde Pflanzen wie aus einem andern Weltteil. Wo war ich doch? — Meine Wunden an den Knien und Füßen sowie meine Stirn waren sorgfältig verbunden mit reinen weichen Lappen. Ich versuchte, mich umzuwenden; da sah ich, daß die sanfte, grüne Rasenbank vor dem Eingange einer Felsenhöhle war. Oberhalb war ein Kreuz aus rohen Holzbalken angebracht; ein paar weiße Täubchen saßen daneben und äugelten ganz zahm auf mich herab. Lilien, weiß wie Schnee, standen links und rechts wie zwei Wächter vor dem Eingange. Es wurde mir so wohl, so sicher zumute; es war mir, als befände ich mich an einem heiligen Orte. Hier wehte Gottesfrieden mich an; hier kam mir eine Erkenntnis von einem Wesen klarer und deutlicher wie noch nie, von „Nkulun-

kuli', den wir den ,Großen, Großen' nennen. Aber wo ist er zu sehen? Wann kam er hierher, um mich zu pflegen, mir das Leben zu retten? —

Siehe da, auf einmal sprang das schöne, zahme Reh auf und eilte schwänzelnd vor Freude einem Manne zu, der mit einem Gefäß auf mich zutrat. „Nkosi yezulu!“ (Herr des Himmels) flüsterte ich ihm dankbar entgegen und suchte seine weiße Hand zu küssen. Da lächelte der schlanke, hochgewachsene Mann, sah mich mit seinen blauen Augen so lieblich und freundlich an und sagte: „Herr des Himmels, nein, der bin ich nicht, nur ein armer Erdenwurm; aber wenn Du willst, kann ich Dich bekannt machen mit dem Herrn des Himmels, der Dich, o Häuptling, so wunderbar gerettet hat! Du wirst Dich bald erholen; der Sturz war tief, aber der weiche, dicke Rasen, mein Gartenland hier, in dem kein Stein des Anstoßes liegt, wie so viele in der kalten, schnöden Welt liegen, und Dein Engel, der Dich getragen, auf Befehl des Nkosi yezulu (Herrn des Himmels) haben Dich vom Tode gerettet, auf daß Du leben sollst, Du und Dein Volk, ein Leben der Seele, die unsterblich ist.“ (Fortsetzung folgt.)

★

Wunderbare Erhörung durch den seligen Bruder Conrad

Schwester M. Solina schreibt: Ich wollte im Schlafzimmer die Vorhänge aufhängen, die Stangen reinigen usw., aber der Stuhl, worauf ich stand, brach plötzlich durch, und ich lag am Boden, Arme und Hand verletzt und am Bein kamen die Knochen heraus. Schwester Paschasia und Schwester Emanuele streckten mir den Fuß; ich hatte entsetzliche Schmerzen; Tag und Nacht machte ich Essigausschläge, aber ich konnte den Fuß nicht mehr bewegen. Am nächsten Morgen wurden Hand und Fuß wieder verbunden, was mir neue entsetzliche Schmerzen verursachte. Um 8 Uhr morgens kam Schwester Oberin zu mir und fragte, was sie denn mit den Kindern beginnen solle.

„Ich komme“, sagte ich.

Schwester Oberin erwiderte: „Sie können sich ja nicht bewegen vor Schmerzen.“

Ich legte ein Bildchen vom seligen Bruder Conrad auf meinen Fuß und sagte: „Seliger Bruder Conrad, hilf mir, denn ich habe viel zu tun.“ Plötzlich bekam ich einen Krampf durch den ganzen Körper und glaubte sterben zu müssen. Ebenso plötzlich hörten alle Schmerzen auf. Ich versuchte, selbst aus dem Bett zu kommen, und tatsächlich war alles vorüber. Ich stand auf, kleidete mich an und ging ohne Schmerzen umher. Alles war erstaunt über diese wunderbare Heilung, und wir stimmten sofort in der Kapelle das „Te Deum“ an.

So wunderbar hat der selige Bruder Conrad geholfen.

Weißer Sonntag

Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Der Tag des Lichts in Erdennacht,
Der Tag des Heils für groß und klein,
Der Tag des Glücks, wie keins so rein!

O weißer Sonntag! – süßes Wort –
In Sehnsucht zieht's die Seele fort,
Ja, bei so holdem Klang und Laut
Die Träne hell vom Auge taut. –

– Da kniet sie hin – die junge Schar –
Voll Andachtsglut am Hochaltar,
Und um sie strahlt's von Himmelschein,
Und in sie zieht der Heiland ein.

Das Lebensbrot im Abendmahl,
Der Himmelstau im Erdental,
Das Gnadenpfand der Ewigkeit,
Das Sakrament der Seligkeit!

Ein Freudenschauer – halb Gebet,
Halb Zittern – durch die Seele geht,
Wie allen nun des Priesters Hand
Reicht vom Altar das Lebenspfand.

O, knien nicht Engel ungeschen
Hier, jauchzend des, was heut geschehn,
Daß Herzen hier – ein jedes Kind –
Noch reicher als sie selber sind?

Sie beten an das höchste Gut,
Das ihr empfangt mit Fleisch und Blut,
Sie werfen – schauend nur – sich hin,
Euch wird er – eigen – zum Gewinn!

O Glückesstund, o Gnadentat,
Wo euch der Herr geladen hat,
Wo ihr des Himmels Gäste seid
Beim Hochzeitsmahl im Unschuldskleid.

So oft ihr dieses Tages denkt,
Euch treu dem Herrn aufs neue schenkt,
Daß euer Leben – ihm zum Lohn –
Sei eine heil'ge Kommunion!

So haltet euer Leben lang
Stets weißen Sonntag – sprecht voll Dank:
„Sei hochgelobt in Ewigkeit,
Du Sakrament der Seligkeit!“



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

Weil der Weißer Sonntag, der schönste Tag des Lebens, bald kommt, möchte ich Euch von einem kleinen schwarzen Knaben aus Triashill erzählen. — Als er noch nicht getauft war, hieß er Fansanyi. Er besuchte die Klasse, in welcher der Taufunterricht gegeben wurde. Wie oft sprach der kleine Fansanyi bei seiner Lehrerin von der großen Sehnsucht, die er nach der heiligen Kommunion habe. Nun wurde er krank und bekam eine bedenkliche Lungenentzündung. Er hatte aber nichts Eifrigeres zu tun, als um die heilige Taufe zu bitten. Sein Zustand verschlimmerte sich, und er war oft ganz ohne Bewußtsein. Der Pater Missionar fragte ihn eines Abends: „Wie willst Du denn heißen, Fansanyi?“ In seinem Fieberwahn sagte er: „Elias.“ Der Pater Missionar glaubte, daß das wirklich sein Wunsch sei und gab ihm bei der heiligen Taufe den Namen „Elias“. Am nächsten Morgen besuchte ihn seine Lehrschwester und gratulierte ihm zu seiner Taufe und zu dem neuen Namen „Elias“.

„Hermann heiße ich“, war seine prompte Antwort. „Mit dem Namen eines alten Propheten lasse ich mich nicht rufen. Wollt Ihr mich zwingen, einen Namen anzunehmen, der mir nicht gefällt? Ich heiße Hermann, und damit fertig.“ Daß er aber selbst im Fieberzustand den Namen „Elias“ gesagt hatte, konnte ihm niemand glauben machen.

Mit großer Andacht empfing Hermann mehrere Male in der Krankenstube die heilige Kommunion. Er genas wieder und durfte dann der heiligen Messe beiwohnen. Er fand es ganz selbstverständlich, als einer der ersten zum Kommuniontisch zu



Klein-Anni photographiert ihre Puppe

gehen, denn er hatte ja nichts Sehnlischeres gewünscht, als täglich den lieben Heiland empfangen zu können. Daß er das nicht aus sich selbst tun durfte, wußte er nicht. Gerührt durch einen solchen Eifer und der Fürbitte seiner Lehrschwester Gehör schenkend, gab sich der Pater Missionar die Mühe, den kleinen Hermann privatim zu unterrichten, und so durfte er dann später täglich zur heiligen Kommunion gehen, obwohl die andern Schüler, die mit ihm in der Klasse waren, noch lange auf ihren „Weißten Sonntag“ warten mußten.

Wenn ein Kind so eifrig nach dem lieben Heiland verlangt, dann könnt Ihr Euch wohl denken, daß der liebe Heiland gerne in ein solches Kinderherz kommt und dem Kinde hilft, immer gehorsam, fleißig und brav zu sein. Nicht wahr, liebe Kinder, wer von Euch noch nicht die erste heilige Kommunion empfangen hat, will sich nun auch alle Mühe geben, bald das große Glück zu haben wie der „keine Hermann von Triashill“.

Nun noch etwas anderes aus Ost-Afrika, aus Kiboscho. Da schreiben mir die lieben Schwestern, daß sie eine kleine „Kinderstube“ haben; in dieser Kinderstube sind 10 kleine Waislein, die ihre Mutter schon verloren haben ehe sie sie kannten. Sie haben alle zehn das Glück gehabt, auf der Mission getauft zu werden. Einige von ihnen können schon laufen und sind sehr drollig. Wenn manchmal morgens der Priester mit dem Allerheiligsten zu den Kranken geht, dann knien sie andächtig hin, falten die Händchen und klopfen an ihr Herzchen und wagen

kaum einander anzuschauen. Ja, sie wollen sogar noch niederknien, wenn der Pater untertags vorüber geht; dann klopfen sie mit ihren kleinen Fäustchen wieder an das Herzchen und sagen zu einander: „Knie hin, der Pater kommt!“

Ja, ich muß Euch noch mehr von diesen Kleinen erzählen. Wenn sie einmal eine Banane, eine gebratene Kartoffel oder einen Maiskolben bekommen, dann teilen sie das auch mit dem Hund und mit der Kaze, die ihre besten Freunde sind. Der kleine Joseph wollte einmal auf dem Hund reiten, das ließ sich dieser aber nicht gefallen, warf ihn ab und biß ihn in den Finger. Nun gab's ein Mordsgeschrei. Nach einer Viertelstunde waren sie alle wieder versöhnt.

Wenn am Morgen die Missionskinder aus der heiligen Messe kommen, dann stellen sich unsere kleinen Puten neben einander auf und geben jedem einzelnen die Hand und sagen „nambo“, d. h. „Guten Morgen“.

Hier und da nehmen die Schwestern sie schon mit in die Kirche, und dann müßtet Ihr sehen, wie die Auglein alle nach nach dem Priester sehen, der am Altare ist. Zwei sind darunter, die drücken sich schon in eine Ecke und spielen den Pater; sie sehen alles und machen alles nach. Wenn das Glöcklein geht, dann meinen sie immer, es läutet zum „Engel des Herrn“.

Nun helft uns beten, liebe Kinder, daß diese zwei Knäblein, welche so gerne Pater spielen, auch einmal „Pater“ werden.

*

Und nun noch ein Drittes.

In der Küche in Riboscho sind zwei Mädchen beschäftigt, Agnes und Agatha, die schwätzen so gerne mit einander. Einmal hatte Agnes das Fleisch für den Mittagstisch geschnitten; nun sprang sie schnell zu Agatha, die am Herd steht und die Suppe verkostet, um ihr eine Neuigkeit zu erzählen. Die Kaze, die nahe bei dem Tisch saß und schon lange den guten Bissen betrachtete, hat diesen günstigen Augenblick nicht unbenützt gelassen; sie sprang geschwind auf den Tisch und nahm die Hälfte von dem Fleisch zwischen die Zähne und verschwand mit Blitzesschnelle im Garten. Die plauderhafte Agnes war erschrocken, als sie zum Tisch zurückkam und bemerkte, daß gerade der Kazenschwanz im Türrahmen verschwand. Nun nahm sie einen dicken Knüppel und jagte der Kaze schnell nach in den Garten. Agatha kam mit lautem Geschrei hinterher, aber es war zu spät. Die Kaze kletterte auf einen Baum, und nun hatte sie Ruhe vor ihren Verfolgerinnen.

Raum hatten die beiden die Küche verlassen, um der Kaze nachzujagen, da sprang der Hund auf den Tisch und verzehrte mit Wohlbehagen die andere Hälfte, die bereits aufgeschnitten war und welche die Kaze nicht mitschleppen konnte.



Schw. M. Hermenegildis bei der schwarzen Jugend.

Da seht Ihr, was durch die Schwachhaftigkeit alles entstehen kann. Macht es nicht nach, liebe Kinder!

Und nun hätte ich bald vergessen, Euch ein recht frohes Osterfest zu wünschen. Wir wollen alle zusammen ein kräftiges „Alleluja“ singen. Und dann glaube ich sicher, daß Ihr alle Ostereier suchen geht. Viel Freude und guten Appetit dazu!

5

Gebetskreuzzug für Afrika!

„Besonders wertvoll für das Missionswerk ist das Gebet gottliebender Seelen“, so schreibt der Afrika-Missionar P. Ungerer an die St.-Petrus-Claver-Sodalität und fügt bei: „Das Bewußtsein, daß eine Schar gottliebender Seelen uns mit ihrem Gebete unterstützt, richtet unsern Mut auf und gibt uns die freudige Zuversicht, daß unsere Sache den Endsieg davontragen wird.“

Auch heuer wieder — da die Not in den afrikanischen Missionen so besonders groß ist infolge der wirtschaftlichen Weltkrisis — ruft die St.-Petrus-Claver-Sodalität zum „Gebetskreuzzug für Afrika“ auf. Sie möchte alle katholischen Christen bitten, mitzutun bei diesem Kreuzzug, der in einer Novene zum heiligsten Herzen Jesu besteht vor dem Schutzfest des heiligen Joseph (also vom 4. bis 12. April einschließlich). Das dabei gebräuchliche Sühngebet kann von der St.-Petrus-Claver-Sodalität gratis gegen Portoerlaß bezogen werden. Doch kann man sich am Gebetskreuzzug auch durch ein anderes Gebet beteiligen, das man auf dieselbe Meinung, die Bekehrung der Neger Afrikas, verrichtet.

Der Hl. Stuhl hat für jeden Tag der Novene 300 Tage Ablass verliehen und einen vollkommenen Ablass an einem beliebigen Tag der Novene unter den gewöhnlichen Bedingungen.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: N. N. 21 Mk., Agidius, Silvingen 21,60 Mk., Joseph Andreas, Uffen 21 Mk., Theresia, Schweinfurt 21 Mk., N. N., Trier 21 Mk., Franziskus, Ruppichteroth 21 Mk., Antonius, Landshut 22 Mk., Anton Maria, 22 Mk., Maria, Rosa, 22 Mk., Joseph, 22 Mk., Anna, 22 Mk., Konrad, 20 Mk., Petrus Alkantara, Amberg 21 Mk., Karl, 20 Mk., Mathilde Margaretha, Freiburg 20 Mk., Alfons, Unbekannt 21 Mk., Elisabeth Theodora, 21 Mk., Reginata Gertrud, 21 Mk., Edeltraud, Katharina, 21 Mk., Joseph, 21 Mk., Wilhelm, 21 Mk., Joseph, 20 Mk., Katharina, 21 Mk., Antonius, 21 Mk., Karl, 21 Mk., Karl Joseph.

Nachen: Vom Franziskus-Kaverius-Verein zum Loskauf von Heidenkindern 210 Mk.

Für die Mission: Kl. Strehlig 3,50 Mk., Mannheim 20 Mk., N. N. 2,50 Mk., Gütten 50 Mk.

Für Missionszwecke: N. N. 10 Mk.

Almosen: Imgenbroich 10 Mk., Fellen 5 Mk., Edwaldhausen 4,50 Mk.

Für die Missionschule: Zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Brotdorf Frs. 11,03.

Allen lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott!

Wer mit Jesus hat gelitten, wer mit Jesus hat gestritten,

Wer für Jesu Reich und seine Ehr nicht scheute Opfer und Beschwer,

Wird gleich Jesus glorreich auferstehn, wird zu seiner Rechten stehn,

Wenn er kommt mit Richtermacht dereinst am allerletzten Tag.

Gebetserhörungen

Unserer lieben Frau von Lourdes, dem hl. Antonius und dem seligen Bruder Konrad innigen Dank für Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Kl. Mettlach.

Dem guten Vater Joseph Dank für seine Hilfe in finanziellen Sorgen.

N. G. L.

*

Das Totenglöcklein mischt sich traurig und leise unter die frohen Klänge der Osterglocken, um den Caritasblüten-Lesern und -Leserinnen zu verkünden, daß am Nachmittag vor Mariä Lichtmess unsere liebe treue Förderin Frau Josephine Schleifer aus Recklinghausen im Alter von 68 Jahren ins bessere Jenseits hinübergegangen ist, um den Lohn ihrer Mühen und Opfer, die sie voll Liebe und Freude auch für die Ausbreitung des Reiches Gottes in den Heidenländern brachte, zu empfangen. Voll Dankbarkeit senden wir der teuren Verstorbenen gern unsere Gebete nach und bitten auch unsere lieben Abonnenten ihrer betend zu gedenken. — R. i. p.

Gute Bücher

„Der Rosenkranz“. 15 Scherenschnitte von M. Edelwida O. S. Fr. mit Versen von Johannes Schuck. — Verlag: Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg GmbH. Echter-Verlag. — Broschüre Mk. 1,20. 15 Postkarten Mk. 1,20.

Marienliebe, Bildkunst und Wortkunst haben hier zusammen ein Werkchen voll inniger Frömmigkeit und fesselnder Schönheit geschaffen. Wer diese Scherenschnitte mit ihren verhaltenen und doch so sprechenden Gebärden betrachtet und sich in die süße, oft volksliedhafte Poesie dieser Verse versenkt, der muß Maria noch mehr lieben und wird den Rosenkranz noch fester um die Hand schlingen und ihn noch lieber und andächtiger beten als bisher.

Caritasblüten

Nr. 5

1932



Komm, o Geist der Heiligkeit, Vater aller Armen du,
Aus des Himmels Herrlichkeit Aller Herzen Licht und Ruh,
Sende deines Lichtes Strahl. Komm mit deiner Gaben Zahl.



Wir beten für unsere liebe Mutter Ubalda, die nach Ulaya (Europa) gereist ist, daß sie doch gewiß wiederkommt.

Das Kind vor der Mutter

Wenn ich meine Blicke lenke,
O Maria, auf dein Herz,
Deiner Tugenden gedente,
Dann durchdringt mich bit'trer Schmerz.

So wie du, möcht ich entbrennen
Ganz in Liebe für den Herrn,
Seine Liebe anerkennen,
Sein ganz sein, so gern, so gern!

Aber meines Herzens Triebe
Sind für ihn so lau, so kalt,
Immer hat die eig'ne Liebe
In mir noch so viel Gewalt.

Mit der Unschuld Lilienblüte
Einigst du der Demut Fier,
Darum trugst du im Gemüte
Himmelsfrieden einst schon hier.

Liebend blickst du, sanft und milde
Auf der Brüder Elend hin,
Zeigst so in treuem Bilde
Gottes Güt' und Vatersinn.

Fremde Schulden zu bezahlen
Und zu lindern fremde Not,
Gibst du unter grausen Qualen
Deinen Sohn selbst in den Tod.

Hilf mir, so wie du, zu üben
Wahre Lieb' und Gütigkeit;
Nie laß mich ein Herz betrüben,
Sanftmut üben jederzeit!

Unbefleckt lehr' mich wandeln
Durch der Welt Gefahr dahin,
Nie aus stolzem Dünkel handeln,
Gib mir lautern Kindesinn!

Sieh mein kindliches Vertrauen,
Holde Mutter, mildreich an;
Laß mich deine Hilfe schauen
Auf des Lebens Dornenbahn!

Und wenn bange Zweifel drücken,
Und dein Kind, zu schwach, erliegt,
Wollest, Mutter, auf mich blicken
Dann, ja dann dein Blick genügt.

Begrüßet seist du, Maria

Rönne, Dänemark

Dieser Gruß aus Gottes Mund, von einem Engel auf diese Erde gebracht, hat Marias Herz entzückt, und diese Freude erneuert sich, so oft ein Marienverehrer diesen Gruß spricht oder auch nur Marias Bild grüßt. Ganz eigenartig, um nicht zu sagen wunderbar ist die Erzählung eines protestantischen Predigers von einem Muttergottesbild. Die Reformation, die den Marienkult zum Erstarren gebracht, die die Bilder der Heiligen aus den bisherigen kath. Gotteshäusern verbannt und auch ein Wandgemälde der Himmelskönigin mit dem Pinsel des Tünchers überstreichen ließ, konnte doch nicht die Gewohnheit der Gläubigen, eine Hauptneigung an der Stelle zu machen, wo früher das Bild zu sehen gewesen war, ausrotten. Die späteren Generationen, die von dem Vorhandensein des Gemäldes unter dem Schleier des Kalkes nicht wußten, hatten diese Gewohnheit beibehalten und ehrten so, ohne es zu wissen, Maria, die doch auch ihre Mutter ist. Manchem Prediger war das Verhalten der Gläubigen aufgefallen und hatte ihm Stoff zum Nachdenken gegeben. Da eines Tages soll die Kirche restauriert werden. Der alte Kalk wird abgekratz und zum Erstaunen aller wurde das Bild der lieben Mutter Gottes sichtbar. Ave Maria! Das Rätsel war gelöst. Aber die Lösung gab neuen Stoff zum Nachdenken und führte wahrheitsuchende Seelen an der Hand Mariens in den sicheren Hafen der kath. Kirche.

4

Fronleichnamtsfest in der Kilema-Mission

Von Schw. M. Thiadildis

Nur einmal im Jahre tritt der Heiland aus seiner Verborgenheit heraus, und an diesem Tage will er nicht nur alle seine Schäflein sehen, sondern auch ihre Hütten und Fluren segnen. Die ganze Schöpfung bis zum kleinsten Käferlein und Grashälmlchen soll seine Segenskraft empfinden.

Unsere Neuchristen zeigen für diesen Triumphzug des Heilandes eine große Gegenliebe. Eine ganze Woche vorher ist man beschäftigt, die Wege und Pfade zu ebnen, das Unkraut auszurotten. Von unserer kleinsten Maria bis zur 70jährigen Greisin Anna sind alle schon in früher Morgenstunde auf den Beinen. Kränze und Triumphbogen schmücken die Wege. Unsere braven Christen errichten nach ihrem besten Wissen und Können drei Altäre im Freien; ein heiliger Wettstreit ist

unter ihnen, denn jeder will das schönste Sakramentshäuschen errichten.

Im vorigen Jahre hatten wir die ganze Woche kein günstiges Wetter, und man schloß auf eine unangenehme Witterung für den Festtag selbst. Und wirklich, am Morgen war der Himmel noch mit finsternen schwarzen Wolken bedeckt; aber allmählich wurde es klar, und um 9 Uhr, nach Vollendung der 3. hl. Messe, konnte die Prozession unter feierlichem Glockengeläute in Bewegung gesetzt werden. Auch Gruppen von Heiden kamen den Berg hinan und bildeten gleichsam Spalier, während andere dem Zug sich anschlossen, um dem eucharistischen Heiland das Geleit zu geben. Eine große Menschenmenge war anwesend, keiner wollte zurück bleiben. Man schätzte die Leute auf 13—14 000, darunter waren 8000 Christen.

Die verschiedenen Gruppen mit ihren Fahnen, weißgekleidete Kinder mit Kränzen und Palmen, andere mit Kerzen, wieder eine Gruppe mit den Leidenswerkzeugen, dann die verschiedensten afrikanischen Blumen, die von den kleinen Schwarzen getragen wurden; alles das gestaltete die Prozession im tropischen Sonnenlicht zu einem wirklichen Triumphzug des himmlischen Königs; Freudengesänge schallten durch die Luft. Was hier in der Mission an Kostbarkeiten fehlt, wird ersetzt durch die Natur, durch die Einfalt und den kindlichen Glauben der Neuchristen. Selbst das Wasser, das von der felsigen Höhe wie glitzernde Perlen herabträufelt und mit dem das helle Sonnenlicht spielt, trägt noch bei zur Verherrlichung des Schöpfers.

Rührend war es, als der 2. Segen in unmittelbarer Nähe unseres kleinen Krankenhauses gegeben wurde. Ungefähr 20 Kranke harrten auf den sakramentalen Segen. In demselben Moment, als derselbe gegeben wurde, entslog eine Seele dieser Erde. Es war ein altes Mütterlein, das vor zwei Tagen getauft worden war und nun am Fronleichnamstage den dritten Segen im Himmel erhalten haben wird.

Um 12 Uhr wurde das letzte Evangelium gesungen und der letzte Segen gegeben. Nun wurde es um die Kirche stiller. Der Kibo, unser weißer König mit seiner bezaubernden Schneekuppel, schaute majestätisch hernieder und nahm das leise Echo der letzten Klänge des Fronleichnamts entgegen:

„Sanktus, Sanktus, Sanktus!“





Von links nach rechts, untere Reihe: Schw. M. Columbina Kirchenlohr, Mutter M. Gaudiosa Langenstroer, Schw. M. Ennatha Wehlmann; obere Reihe: Schw. M. Lybia Necker-
mann, Schw. M. Bernhilda Stein, Schw. M. Mirjam Koll, Schw. M. Hilaria Jacobebbing-
haus, Schw. M. Rotkera Schmidt, Schw. M. Arnoldis Uhr, Schw. M. Aquinatis Walter.

Große Ausfendung in die Mission

In der vorigen Nummer zeigten wir unsern lieben Lesern die erste Partie der großen Ausreisekarawane: „Mutter Ubalda mit 8 jungen Missionarinnen“. Der deutsche Dampfer „Uffukuma“ brachte sie von Amsterdam aus, der Westküste Europas entlang, durch das Mittelländische Meer an die Ostküste Afrikas. Dort landeten sie je nach dem ihnen angewiesenen Bestimmungsort teils in Tanga, teils in Zansibar, teils in Daresfalam.

Jedenfalls ist Mutter Ubalda mit großem Jubel in ihrem alten Wirkungskreis empfangen worden. Mit Sehnsucht wurden auch die Neulinge erwartet, und bis der Leser diese Zeilen in die Hand bekommt, haben sie bereits die Wärme der Tropensonne kennengelernt.

Dieser Gruppe mußten unerwartet schnell zwei Mitglieder des Generalkapitels, welche im Monat Dezember aus Afrika hierher gekommen waren, nach Afrika voraneilen. Wegen Erkrankung junger Lehrschwestern mußte die allbekannte Missionslehrerin, Schwester M. Junipera, schleunigst zu ihrer Schule nach Mariazell ins Basutoland zurück; ebenso die Missionskatechetin, Schwester M. Huberta. Beide sind bewährte Missionarinnen und bereits 40 Jahre unter den Schwarzen tätig. Ihr Aufenthalt in Europa beschränkte sich auf zwei Monate. War die Freude, ihre Angehörigen und ihr Vaterland nach 40



Von links nach rechts, obere Reihe: Schw. M. Bertholda, Schw. M. Eryfologa, Schw. M. Ignatiana, Schw. M. Edgara, Schw. M. Jutta; mittlere Reihe: Schw. M. Sawina, Schw. M. Friedburga, Schw. M. Rosamunda, Schw. M. Cortona, Schw. M. Thomasa; untere Reihe: Schw. M. Ulrika, Schw. M. Bernarda, Schw. M. Germalina, Schw. M. Adolfine, Schw. M. Plantilla.

Jahren wiederzusehen, auch sehr groß, so eilten sie doch mit apostolischer Begeisterung wieder in ihre afrikanische Heimstätte zurück.

Am 22. März schiffte sich die zweite Gruppe in Rotterdam ein: Mutter Gaudiofa mit 9 jungen Missionarinnen. Mit Ausnahme von Schwester M. Hilaria Jacobebbinghaus, welche mit dem Schiff bis Durban reisen muß, landen dieselben in Capstadt, um von dort landeinwärts nach Rhodesia zu fahren. Einige dieser Schwestern sind für Neugründungen bestimmt. Auf die Rückkehr der besorgten Mutter Gaudiofa und auf die Ankunft der neuen jungen Hilfskräfte wartet man auch da überall mit großer Sehnsucht.

Die letzte Gruppe der Ausreise-Karawane bestieg am 19. April in Rotterdam den Dampfer „Wangoni“ der Deutschen Afrika-Linie. Die Führerin ist Mutter Germalina, Provinzialoberin in Süd-Afrika. Für ihren Wirkungskreis: Natal—Basutoland—Griqualand usw. kann die Zahl der Nachkömmlinge nie groß genug sein. Vor allem sind es Lehrkräfte für die zahlreichen Schulen, die sie benötigt. Aber auch Schwestern für Handarbeit, die Kinder- und Krankenpflege, für das Haus, die Küche und den Garten sind äußerst willkommen. Die dortigen Schwestern rechnen schon mit großer Sicherheit darauf, daß sich Mutter Germalina während ihres Aufenthaltes in

Europa um neue Hilfskräfte umgesehen habe, und je mehr sie bringen kann, desto willkommener ist sie. Da gibt es keine Arbeitslosigkeit, keine Stellenlosigkeit, auch keine Erwerbslosigkeit, denn man kann große Kapitalien für den Himmel anlegen, die nicht unterschlagen werden und reiche Zinsen bringen.

Möchten doch mehr junge Leute in Europa auf diesen Gewinn ihr Auge lenken, sie würden viel glücklicher sein, ihre Kenntnisse ausnützen und ihrem Leben den wahren Wert aufprägen. Möge Gott neue Berufe für sein Werk wecken und unsere reisenden Missionarinnen glücklich zu ihrem Ziele führen!

Die Redaktion.

3

Ahrenlese

Von Schw. M. Raphaelis

Die ersten zweieinhalb Jahre meines Hierseins hatte ich einen sehr leichtsinnigen Buben in der Schule; bald wurde es ihm zu enge hier, und er begab sich 1926 in die Stadt zur Arbeit, um ein lustigeres Leben zu führen, als es ihm die Missionschule geboten hatte. Nach vier Jahren kam er, vollständig verseucht am ganzen Körper, wieder zurück. Den Glauben hatte er natürlich eingebüßt, wie es inmitten einer bösen Gesellschaft nicht leicht anders sein kann. Er spottete über alles, was Religion heißt, bei seinen früheren Schulkameraden. Die Weißen der Stadt, sagte er, haben ihn eines Besseren belehrt, und darum glaube er an all die Märchen, welche unsere Religion vorbringt, nicht mehr.

Nicht lange nach seiner Rückkehr mußte ich zu einer kranken Verwandten von ihm hinausreiten. Hier sah ich ihn, konnte ihn aber kaum mehr wiedererkennen. Während ich mit der Kranken betete, und sie auf den nahen Tod vorbereitete, zeigte er sich mehrere Male im Hintergrunde an der Türe, lachte und machte seine Spötteleien dazu. Ich stellte ihn dieserhalb ernstlich zur Rede, hielt ihm das Bedenkliche seines Gesundheitszustandes vor Augen und ermahnte ihn, seine Gewissensabrechnung vorzubereiten und an den Tod zu denken. Er erwiderte mir mit einem lauten Lachen und gab mir zur Antwort, daß er die Mädchen noch viel zu lieb habe, als daß er an ein Sterben denke.

Schon nach zwei Monaten erhielt ich die Nachricht, daß es schlecht mit ihm stehe. Ich machte mich Sonntags auf den Weg, um ihn zu sehen. Schon fürchtete ich, daß er wieder alles ins Lächerliche ziehen werde, wenn ich ihm vom Sterben reden würde; aber ich hatte mich getäuscht. Noch nie habe ich einen so reumütigen Kranken gesehen, wie diesen früheren Schüler von mir. In Gegenwart aller Kinder bat er um Verzeihung

und sagte: „Ich habe böses Argerniß gegeben; betet für mich. Wie bereue ich alles, was ich Böses getan habe. Die Freuden der Welt sind so nichtig; nur Gott ist getreu und verläßt mich nicht; wie liebe ich Ihn jetzt!“

Alles, was ich ihm vorgebetet habe, wiederholte er so nachdrucksvoll; dann bat er flehentlich, der Priester möchte ihm doch noch einmal die heilige Kommunion bringen, da dieses sein einziges Verlangen sei. Einige Tage früher hatte er seine Seele bereits im Sakramente der Buße reingewaschen. Nun wollte ich noch mit ihm allein sprechen und schickte deshalb die Kinder hinaus. Da fing er so bitterlich an zu weinen. Ich kniete mich an sein armes Lager und fragte ihn: „Warum weinst Du denn so sehr, Angelikus?“ „Nyi — yo — zi — sola!“ schluchzte er. Auf meine wiederholten Fragen gab er schluchzend zur Antwort: „O, ich habe Dich so oft in der Schule erzürnt; verzeihe mir doch.“ Dann faltete er betend die Hände und rief: „Bitte auch alle anderen Schwestern, mit denen ich zu tun hatte, um Verzeihung.“ Das wurde ihm selbstverständlich gerne gewährt, und in diesem Augenblick war es mir so klar, daß im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!“

3

Verschiedenes aus den Missionen

Der Hühnerdieb

Aus Centocoto

Seit zwei Jahren wurden bei uns lebende Hühner gefressen, ohne daß der Dieb entdeckt werden konnte. Wir legten vergiftetes Fleisch, es blieb unberührt. Der Bruder machte verschiedene Holzfallen und tat ein Huhn zur Probe hinein; aber umsonst. Dann stellten wir schwere eiserne Schlagfallen auf; diese waren wohl öfters zugeklappt am Morgen, aber der Räuber war nicht darin. Nun verschafften wir uns zwei eiserne Klappfallen, ließen ein Huhn im Freien brüten; der Erfolg war, daß unsere gute Küchenkaze zweimal in Fallen geraten war und getötet werden mußte. In der nächsten Nacht wurde das im Schutz der drei Fallen brütende Huhn vom Nest herausgezogen und unter einem der nächststehenden Bäume halb aufgefressen. Das Raubtier hatte also die Fallen bemerkt, ging aber sehr vorsichtig daran vorbei, denn keine einzige Falle war geschlossen. So groß erst unsere Hoffnung war, den Dieb zu bekommen, so groß war jetzt unsere Enttäuschung. Man wollte schon keine Fallen mehr aufstellen. Eine Schwester kam nun auf den Gedanken, doch noch einmal alle drei Fallen um das angefressene Huhn herumzustellen und sie mit Hühner-

federn zu bedecken, so daß von den Fallen nichts zu bemerken war. Richtig, das gelang. Gegen 1/210 Uhr abends kam das Raubtier, um seinen Hunger zu stillen an der halben Henne, und geriet in zwei Schlagfallen. Eine Schwester hatte mit zwei Mädchen am offenen Fenster im naheliegenden Hause Wache gehalten. Als die nun die Fallen zuschlagen hörten, gingen sie sofort mit Mordwerkzeugen zur Stelle und fanden eine Wildkage.

Am nächsten Morgen war großer Jubel, daß endlich einmal dieses böse Tier gefangen und getötet war. Volle zwei Jahre hatte man nach dem Übeltäter gespäht, der so viel Schaden auf der Mission anrichtete. Zuletzt nahmen die Schwestern ihre Zuflucht zu den armen Seelen, und deren Hilfe ist es wohl zu verdanken, daß es endlich einmal gelungen ist, die geheime Diebin zu finden.

Nun noch das Los der Wildkage. Die Knaben zogen ihr das Fell ab, kochten sie fein und verschmausten sie mit großem Appetit, denn Wildkagenfleisch soll sehr gut sein; zudem war dieses Tier ja schon zwei Jahre mit Hühnerfleisch gemästet.

*

Eine Schlangengeschichte

Aus Huruma

Als wir morgens aus der Kirche kamen, bemerkten wir eine Schlangenspur über die Treppe hinauf, der Veranda entlang bis zur Sakristei, dann einen Kreis und wieder zurück die Veranda hinunter, das Haus entlang bis in das nahe Gebüsch. Nach dem Frühstück zogen wir mit den schwarzen Novizinnen, bewaffnet mit Stöcken, Hacken und Sensen, los und umzingelten das Gebüsch. Eine von den Mutigsten schaute nach; richtig, die Schlange lag zusammengeringt im Busch. Sehr groß war sie nicht; nicht ganz 3 Meter; es war eine junge Riesenschlange. Nun fand erst große Beratung statt, wie man sie am besten angreift usw. Endlich faßte eine den Mut und schlug mit ihrem Stock hinein; sofort richtete sie sich auf zur Gegenwehr. Und nun fiel ein Hagel von Stockschlägen. Eine wollte ihr den Kopf durchstechen mit ihrer Sense; aber die Schlange biß in die Sense. Endlich gelang es einer Novizin, die Sense durch den geöffneten Rachen hineinzustecken und den Unterkiefer zu durchschneiden. Inzwischen hatten andere ein Brett über den Schwanz der Schlange gelegt und stellten sich auf das Brett, um zu verhindern, daß sie mit dem Schwanz eine Nächststehende umschlinge. Noch ein paar Schläge, und sie schien tot zu sein. Der hochwürdige Pater Superior, der gerade aus der Kapelle kam und unser Abenteuer hörte, meinte, die Schlange sei sicher noch nicht tot und schlug sie nun noch mit einigen wuchtigen Schlägen „mausetot“.

Da wir gerade an diesem Tage den hochwürdigen Herrn Bischof erwarteten, kamen wir überein, die Haut noch nicht abzuziehen, bis der hochwürdigste Herr das Reptil gesehen hatte. Wir zogen sie also in den Hof und legten zur Vorsorge noch je einen großen Stein auf Kopf und Schwanz; dann gingen wir an unsere Arbeit. Es war gerade Nähstunde. Nach 10 Uhr kam das bischöfliche Auto an, und wir hatten nach der Begrüßung natürlich nichts Wichtigeres zu verkünden, als daß wir wieder eine Riesenschlange getötet hatten. Natürlich wollte der hochwürdige Herr das Tier sehen, und voll Stolz führten wir Se. Excellenz in den Hof. Aber, o Schreck! Die Schlange war auf und davon. Zum Glück sahen wir gerade noch ein Stück Schwanz unter einem Holzhaufen verschwinden. Einige von den Novizen holten sie mit Stangen wieder hervor, und nun wurde sie zum drittenmal totgeschlagen. Ein noch größerer Stein wurde geholt und auf den Kopf gelegt, und wir gingen wieder weg. Nach dem Mittagessen wollten wir die Haut abziehen. Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als die durchstochene und dreimal totgeschlagene Schlange sich noch einen halben Meter hoch aufrichtete und beißen wollte? Nun war es doch zu toll. Wir schlugen einfach den Kopf ab, den wir erst der Haut wegen schonen wollten.

Schw. M. Felizitas.



Die deutsche Frau

*Die Tage voll Helfen, voll Arbeit und Müh'n,
in Schmerzen und Lächeln ein Reifen und Blühn —*

*Im Frührot gefaltete Hände empor,
im Dämmern die Stimmen der Not noch im Ohr.*

*Ein stolzes Ertragen von Lasten so schwer,
im Trösten und Schenken die Hände nie leer.*

*Die Scholle der Heimat mit Liebe betreut,
jedwede Furche voll Segen gestreut:*

*So geht sie der Jahre steinichten Pfad,
hegt liebend und opfernd der Zukunft Saat.*

*Und trägt durch die Tage, die lichtlos und grau,
eine heimliche Krone — die deutsche Frau.*

Henriette Brey.

Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Jetzt erhob ich mich, ich fühlte mich stark genug, um aufrecht zu sitzen und sprach: „Sihlobo sika Nkulunkulu! (Freund Gottes), lehre mich das Leben der Seele für mich und mein Volk, denn wir sind unwissende Heiden, und große Sünden lasten auf uns.“ Da sprach er so unbeschreiblich milde: „Alle, die an Gott glauben, werden Verzeihung ihrer Sünden erlangen. Ja, wer glaubt, der ist aus Gott geboren; er geht nicht verloren, sondern hat das ewige Leben; er besiegt die trügerische Welt, ja, er hört die Stimme Gottes in seinem Innern. Gehe hin und sage dieses Deinen Leuten; und es werden Männer kommen, sie sind schon nahe, welche das Kreuz auf die Drakensberge aufpflanzen werden und Euch den wahren Glauben verkünden. Stärke Dich, Häuptling, is und trink, und dann zeige ich Dir einen nahen, bequemen Weg, wo Du heute noch leicht in Deinen Kraal kommen kannst. Aber eines mußt Du mir versprechen, daß Du niemand diesen Weg, der zu meiner Klause führt, zeigst, denn ich will unbekannt und verborgen hier meine Lebensstage beschließen.“

So sprach der Freund Gottes und ließ mich in Frieden. Dieses, meine Herren, ist mein eigenes, selbst Erlebtes aus den Drakensbergen. Ich habe all die Worte des Freundes Gottes in meinem Herzen bewahrt und bete insgeheim zum Nkulunkulu und warte auf die Gesandten des Nkosi yezulu (Herrn des Himmels).“

Der Kapitän sowie Alfons hatten mit gerührtem Herzen zugehört. Unbeschreibliche Freude erfüllte sie, denn sie dachten im stillen, das ist niemand anders als Simbas Freund und Erzieher, den er hier wiederfinden werde.

Sie dankten herzlich, und der Kapitän und Alfons nahmen Abschied von dem edlen Häuptling und seiner Familie. Er gab ihnen durch einen seiner Leute einen Ochsen und sechs Hühner als Gegengeschenk mit. —

Mr. Brown und Simba lagen noch immer nebeneinander im Wagen, und letzterer war daran, seine weitere Lebensgeschichte zu erzählen:

„Mit Gottes Schutz und Beistand kam ich nach langer Wanderung glücklich in Lange an. Am Meeresstrande, nahe der Hafenstadt, die damals aber noch sehr klein war, fand ich eine katholische Mission. Ich zeigte mich dem Missionar, bat um Aufnahme, machte seinen Boy, arbeitete und kochte für ihn und den Missionsbruder, von welchem ich auch ein schönes Handwerk, Tischlerei, erlernte, und es ging mir sehr gut. Jetzt konnte ich auch nach meinem Glauben leben; ein Glaube, der keine Taten aufweist, der ist innerlich tot. Das hatte mein Ra-

fiki ya Mungu immer gesagt, und seine Worte klangen mir noch immer wie Engelsmusik in meinen Ohren.

Ich war mehrere Jahre in Tanga, ersparte mir Geld und reiste dann mit Erlaubnis meines Vaters Missionar nach Zanzibar. Und dort, o Herr, wurde mir eine große Freude zuteil. Denke Dir, dort fand ich meine jüngste Schwester Mana, welche damals an einen guten Herrn von den Sklavenjägern verkauft wurde, dessen edle Gattin eine Christin war und Mana recht gut behandelte. O, wie groß war unsere Freude! Sie war bereits verheiratet und auch eine Christin durch die Missionare in Zanzibar geworden, und sie zeigte mir ihre kleinen Kinderchen. Wir priesen zusammen den Herrn, der unsere Wege so geleitet. Von unsern Eltern und Geschwistern sahen und hörten wir nichts mehr. Die Sklavenjagden hatten längst aufgehört, nur wurden sie hier und da im Geheimen von den Arabern betrieben. Die guten Weißen, Deutsche und Engländer, hatten diesem Greuel ein Ende gemacht.

Durch meine Schwester Mana, später Maria genannt, lernte ich ein braves, frommes Mädchen kennen, meine Gattin Christina. Doch die Erinnerung an meinen ‚Kafiki ya Mungu‘ wick nie von mir. Ich wanderte viel umher, überall forschend, wohin er sich versteckt hat. Ich dachte immer, er muß in Südafrika, in Natal sein, deshalb zog ich auch von Zanzibar fort und reiste mit meiner Familie nach Durban, wo meine Christina mit den Kinderchen glücklich lebt, denn ich lasse sie nicht darben. Als ich das letzte Mal meine Familie in Durban besuchte, da hat mein braves Weib recht geweint und mir vorgeworfen, daß ich doch immer reise, und zuletzt werde ich verunglücken, und sie würde mich nicht mehr sehen. ‚Bleibe im Lande und nähre Dich redlich‘, hat sie mir vorgepredigt, und mein kleiner Gottfried hat mich festgehalten und gebeten, ich solle nicht mehr fortgehen. Da sagte ich: ‚Betet, daß ich den Kafiki ya Mungu finde, dann komme ich zu Euch und gehe nimmer fort.“

Als Simba so erzählte, hatten der Kapitän und Alfons unbemerkt zugehört, und als er den letzten Satz vollendet hatte, traten sie zu dem Wagen heran und sagten: „Freue Dich, Simba, der Herr hat Deinen Wunsch erfüllt. Ich glaube bestimmt, wir haben ihn gefunden, Deinen ‚Kafiki ya Mungu‘.“

„Upi, upi na?“ (Wo, wo ist er?), stieß Simba erregt hervor, und auch Mr. Brown wurde ganz außer sich; — es leuchtete auch ihm ein Hoffnungsschimmer, vielleicht findet man von dem verlorenen Sohn auch noch eine Spur in diesen geheimnisvollen Drakensbergen. Nun erzählten sie ausführlich, was ihnen der edle Häuptling Inhlovudawana mitgeteilt hatte.

Simba horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. „Ndio, ndio“ (ja, ja), sagte er einigemal; „hoch und schlank wie eine Ceder

Libanons, ja, so war er; — Augen blau wie der Himmel und tief wie unser See, unergründlich — seine Locken waren, — damals als er ging, weiß wie der Schnee, und seine Hände, ja sie waren so weich, so fein wie Marmor. — Und was er sprach, es war voll Weisheit, voll Liebe, und seine Werke waren Barmherzigkeit. Herr, Herr! laßt mich eilen zu ihm — ich kann nicht mehr länger warten.“

Doch Mr. Brown und der Kapitän rieten ab. Noch einige Tage! Zudem war für morgen der Besuch des Häuptlings angesetzt; da konnte Simba aus dessen Munde noch mehr erfahren über die Persönlichkeit des einsam in den Drakensbergen verborgenen Einsiedlers.

Die freudige Erregung hatte Simba, den sonst so starken, jungen Mann fast kränker gemacht; er schien ein förmliches Wundstieber zu bekommen. Mit Sehnsucht sah Simba Gottfried — eigentlich müssen wir ihn mit diesem schönen Christennamen nennen — dem Besuch des Häuptlings entgegen; er wird gewiß noch mehr von ihm wissen, denn vielleicht hatte er ihn doch noch öfter heimlich aufgesucht.

Der nächste Tag war ein schöner, herrlicher Sommertag. Simba und der ebenfalls kranke Mr. Brown hatten zwar unruhig geschlafen; die halbe Nacht hatten sie so schwer geträumt, sich immer mit Löwen und Leoparden herumgeschlagen, und die Wunden schmerzten sie arg. Aber als sie den Häuptling mit seinem großen Gefolge, seinen Räten, Dienern und Schwertträgern kommen sahen, erfüllte beide eine süße Hoffnung, noch mehr und Genaueres zu erfahren. Und so war es auch. Nach allem, was Simba Gottfried über den Einsiedler in der Schlucht am Wasserfall in den Drakensbergen von dem Häuptling erfahren, stimmte es genau auf seinen väterlichen Freund, den Einsiedler vom Tiefe-See in Ost-Afrika.

Nun stellte Simba Frage auf Frage, und es war für die drei Weißen interessant zuzuhören, wie diese beiden intelligenten Eingeborenen, der eine schon ein zivilisierter Christ, der andere zwar noch Heide, aber ein „Gottsucher“, in ihrer blumenreichen Sprache miteinander verkehrten und voll Würde und Anstand sich gegenseitig behandelten.

„Großer Häuptling, starker Elefant“, — denn das bedeutet der Name „Sihlovudawana“ —, redete ihn Simba an. „Erlaube, gestatte noch eine Frage: Wie oft hast Du den Ssihloba ka Nkulunkulu, wie Du den Einsiedler in Deiner Zulusprache nanntest, gesehen nach jenem ersten Begegnen, wo er Dir, Herr, König Deines Namens, das kostbare Leben rettete?“

„Nur einmal noch, ein einziges Mal, weil ich wußte, er wünschte es nicht, daß sein Versteck bekannt würde, und das war bei einer Gelegenheit, wo ich einem andern das Leben rettete, denselben aus der Hand von Zulukriegern befreite und

ihn zu dem Einsiedler brachte, mehr tot als lebendig, aber darüber darf und will ich nichts weiter sprechen.“

Mr. Brown fuhr in die Höhe, ein Freudenschreck hatte ihn erfaßt — war es möglich — oder ist es am Ende doch wieder nicht so. Er faßte nach der Hand des Häuptlings und bat, nur eine Frage stellen zu dürfen.

„Wer war derjenige, den Sie gerettet und in Sicherheit gebracht, jung oder alt?“

Der Häuptling sah ernst vor sich nieder, dann sagte er langsam: „Groß und schlank war er, aber dem Alter nach noch fast ein Knabe. Er war in militärischer Kleidung, deshalb von den Zulukriegern angegriffen worden. Vorerst wollte auch ich ihm meinen Aßsagei in die Brust stoßen, aber da erinnerte ich mich der Lehre des Freundes Gottes, welcher sagte: ‚Liebet eure Feinde‘ — und ich rettete ihm das Leben.“ —

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sich die drei Europäer unter der Führung des Häuptlings mit Simba Gottfried auf den Weg machten nach der Höhle des geheimnisvollen Klausners. Gegen Mittag waren sie nur mehr eine halbe Stunde von den Drakensbergen entfernt, die sich am nordwestlichen Horizont mit ihren breiten Hochflächen wie ein mächtiger Festungswall hinzogen. Sie hatten ein von einem sprudelnden Bächlein durchschlängelttes Tal durchzogen; zu ihrer Rechten breitete sich eine mit dichtem Gebüsch bewachsene, ab und zu von hügelartigen Erhebungen durchzogene, grasreiche Ebene aus.

Jetzt betraten sie den geheimnisvollen Eingang einer geräumigen Höhle, die wie ein Tunnel in dichter Finsternis durch eine Felswand führte, und der Häuptling erklärte, daß sich solche unterirdische Gänge, groß und hoch genug für Menschen und um ganze Viehherden durchzutreiben, viele in diesen Bergen befänden. Dem jungen Alfons wurde es fast unheimlich, und wieder hörte er die warnenden Worte seiner besorgten Eltern, welche ihm so oft sagten: „Lasse Dich in Afrika in keine Abenteuer ein; kehre möglichst bald nach Hause, denn das Sprichwort sagt: Wer sich gern in Gefahr begibt, kommt um!“ Alfons machte jetzt auch bei dieser gruseligen Wanderung durch die dunklen Höhlengänge den festen Vorsatz, bald heim zu reisen und sich nicht in derartiges mehr einzulassen. Der Häuptling und Simba trugen brennende Wurzeln, gleichsam wie Leuchten in den Händen, welche zugleich auch die Wirkung hatten, den zum Leben nötigen Sauerstoff auszuströmen und vor Erstickung zu bewahren. Es dauerte nicht allzulange, so drang Tageslicht herein, und nun kamen sie in die Schlucht, wo sich nach der Aussage des Häuptlings die Höhle des Klausners befand. Bald sahen sie auch schon das Blumen-gärtchen, die seltenen europäischen Bäume und Pflanzen; von

ferne schien das zahme Reh schon die Fremdlinge zu wittern, denn es schnupperte mit den Nasenflügeln und reckte den schlanken Hals. Auch die weißen Läubchen flatterten in die Höhle hinein. Der Häuptling hatte offenbar große Sorge, daß er dem würdigen Freund Gottes eine Unannehmlichkeit bereite und bat deshalb die drei Herren, vorderhand sich hier abseits am Ausgang der Höhle zu verbergen; er wollte hineingehen, sich dem Mann Gottes zu Füßen werfen und ihm erst Bericht erstatten und um seine Audienz für die Besucher bitten. „Denn“, sagte er, „wer weiß und kennt den Grund seiner Weltflucht — wer weiß, ob er sich nicht rasch wo andershin verbergen könnte, denn niemand kennt so wie er die geheimnisvollen, verborgenen Wege, Schluchten und Höhlen hier.“ Der Kapitän und Alfons, sowie Mr. Brown stimmten gerne ein. Letzteren hatte bereits eine unbeschreibliche Erregung erfaßt; er freute sich, er hoffte — aber er zitterte auch wieder vor dieser ersten Begegnung — zudem, konnte es nicht ein anderer, ganz Fremder sein?! — Würde er diese abermalige bittere Enttäuschung gut vertragen können? — denn er fühlte nur zu gut, daß das schreckliche Abenteuer mit dem Löwen ihm einen guten Teil seiner Gesundheit geraubt hatte.

Sie setzten sich also in dem guten Versteck, hinter Buschwerk, ganz still hin; vielleicht konnten sie ihn, den Einsiedler, auch von hier beobachten und hören, wie er den unerwarteten Besuch empfangt. Noch zögerte selbst der Häuptling, und er überlegte in hoher Ehrfurcht, welche er vor dem Freunde Gottes hatte, wie er sich der Höhle nahe.

Da, was war das? — Wer kommt? Sie hören Schritte und verbergen sich; auch der Häuptling blieb noch bei ihnen am Ausgange der Höhle sitzen. „Vater, Du bist heute krank; bitte stütze Dich auf mich; wir wollen hier am Silberbächlein etwas sitzen“, hörten die geheimen Beobachter eine wohlklingende Stimme sagen; und sie sahen einen schlanken, jungen Mann, hochgewachsen wie eine Edeltanne, aus der Höhle treten, und am Arme führte er zärtlich einen gebeugten Greis und setzte ihn liebevoll auf die weiche, grüne Rasenbank.

Jetzt konnten die beiden in die bleichen, abgehärmten Gesichter sehen. Der junge Einsiedler glich dem Alten, der in eine braune, schäbige Kutte gehüllt war; er stand noch immer und schaute sorgenvoll wie ein liebender Sohn auf den Alten, welcher offenbar krank schien. „Vater,“ sagte er; „wir sollten etwas Stärkendes haben für Dich, Du machst mir wirklich Kummer.“ Da blickte der Alte „Kafiki ya Mungu“, denn er war es, das sah Simba auf den ersten Blick, mit seinen Augen, so klar wie der blaue Himmel, zu ihm empor und sagte mit vor Freude zitternder Stimme: „Bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz; singen will ich und die Saiten rühren! Auf,

meine Seele, mein Saitenspiel und meine Harfe.“ (Ps. 56, 8, 9.)

„Vater, noch darfst Du mich nicht verlassen, denn ich bin ein schwaches Rohr, bedarf noch Deiner Lehren“, sagte tieftraurig der Junge. Er wendete sein bleiches Angesicht, und Mr. Brown befiel eine aufregende Schwäche — er sah ihm ins Gesicht — ja, es war sein Fredy, daran war kein Zweifel mehr.

„Mein Sohn, ich werde wohl bald von Dir scheiden müssen, und ich weiß, der Herr wird Dir geben, was Dein Herz begehrt, und alle Deine Vorhaben gelingen lassen. Der Herr gewährte Dir jede Deiner Bitten; möchte Er Dir sagen: „Ich habe Dein Beten gehört und Deine Tränen gesehen. Glaube mir, die Stunde ist nahe, wo die Missionare — ich sah sie heute Nacht im Traum wieder, sie hatten weiße Kutten an, es waren die Söhne des heiligen Benedikt —, die kommen werden, das Volk hier zu bekehren, und wahrlich, sie werden es nicht schwer haben, denn der Häuptling Snhlovudawana fühlt jetzt schon die Gnade des heiligen Glaubens, und seine edle Seele wird eine der ersten sein, der ihn annimmt, und er wird sein Volk erheben mit sich zu Gott.“

„Vater, Du weißt, daß ich ein Sünder bin und das vierte Gebot verachtet, meinen Vater getötet und der armen Mutter das Herz gebrochen; sie wird wohl längst gestorben sein, die Gute“, sagte der junge Einsiedler, und hielt die Hand vor seine Augen.

Als Mr. Brown diese reuevollen Worte hörte, riß es ihn förmlich von der Stelle, doch der Kapitän hielt ihn leise flüsternd zurück. —

„Mein Sohn, Deine Buße war ernst und aufrichtig; Du hast es längst gesühnt. Und bist Du auch bettelarm, armselig hier in der Wüste, so ist doch liebevoll der Herr um Dich besorgt; fürchte nichts; Du wandelst über gift'ge Nattern hin, und Du zertrittst den Leuen und den Drachen.“ (Ps. 90, 1—13.)

Da auf einmal stuzte das zahme Reh und floh mit einem Sprung in die Höhle hinein. Jetzt kam der Häuptling und warf sich dem Rasiki ya Mungu oder dem Ssihlobo sika Nkulinkulu zu Füßen. „Verzeihe, Baba, Nkosi (Vater, Herr), daß ich Dich wieder belästige, denn wohl weiß ich, daß ich armer Heide nicht würdig bin, diesen heiligen Ort hier zu betreten; aber ich bin gekommen, Dir große Freude zu bringen.“

„Steh auf, mein Sohn“, sagte der alte Einsiedler, und der Junge machte sofort die Rasenbank für den Häuptling, welcher ihm das Leben gerettet, frei; er war sichtlich erfreut, ihn zu sehen.

„Was bringst Du mir für wichtige Sache; denn das muß es wohl sein, da Du mein Gebot wieder übertreten“, sagte der Alte.

(Schluß folgt.)

Was die Steppe mir erzählt Von Schw. M. Engelberta

Ein wundervoller Morgen. Die Sonne leuchtete golden in die ost-afrikanische, vor kurzem noch so wilde Steppe hinein. Ein frischer Wind rauschte in den Bäumen. Ich saß in einem Ritscha, einem zweiräderigen Karren, von zwei Negerburschen gezogen. Zum Glück ist mein Leibesgewicht sehr gering, sonst brächte ich es nicht übers Herz, mich von den armen Negern, die es zwar sehr gerne tun und dafür bezahlt werden, ziehen zu lassen.

Wir fahren von der Pforte des trauten St.=Theresia-Klösterleins aus durch die Steppe der Stadt Nairobi zu auf die katholische Mission St. Peter Claver. Zuerst geht die Fahrt über weite Wiesenflächen, rechts und links von der Straße, und ich sehe große Herden Vieh auf denselben friedlich grasen.

„Ich bin allein auf weiter Flur“; doch das dauert nicht lange, denn die Straße ist schon sehr befahren, beritten und begangen. Aber das alles stört mich nicht; ich fühle mich so frei, so glücklich in Gottes herrlicher Natur und komme sofort ins Träumen und Dichten. Bin bereits am sammeln das Sonnengold der Poesie, womit ich mich selbst und andere erfreuen, beglücken möchte.

Es ist ein Glück, sein Glück zu kennen!“, sagt ein weiser Dichter, und er hat recht. — Freilich, die betrogene Welt, welche nur nach Erdengold, Geld und Gut, irdischen Freuden hascht, ruhelos hin und her rennt, wie auch hier in Nairobi, voll Eifersucht und Mißgunst, der versteht freilich solches Glück nicht. Wer mit ihr jagt, weiß ja gar nicht, daß er glücklich sein könnte, und sucht nach dem Glück, wie nach seinem Hut, den er doch auf dem Kopf hat.

Mir geht es Gott sei Dank anders. Für mich beginnt die Welt erst da, wo sie für die Welt aufhört. Hier in der weiten Natur verstehe ich erst die Menschen; das flüstert mir selbst die weite Steppe zu. Tausend Zungen reden mir von Gottes Schönheit und Vaterglüte. Der Geist fühlt sich verwandt dem mächtigen Hauch, der da oben in den Lüften rauscht. Die Seele möchte mit ihm ziehen, weit, weit weg in das ferne Land der Sehnsucht, zu dem, der den Sturm und Wind gesandt, der den Wald gebaut und diese einst so wilde endlose Steppe geschaffen hat.

Im Herzen leise singend, fahre ich auf der breiten Straße dahin, die mitten durch die Steppe führt; diese erzählt mir, was hier früher alles gewesen, wie hier der Löwe, der König der Wüste, der alleinige Herr gewesen war, wie Zebras, Giraffen, Antilopen und wilde Büffel, sowie Straußvögel und noch viele

andere Gattungen von Wild hier in der Steppe grasen und sich ihres freien Lebens freuen. Fast ist es wie leises Bedauern, wenn mir die Steppe zuraunt, daß sie eigentlich doch viel schöner als jetzt gewesen sei. Nur ein Volk war hier, die eingeborenen Negerstämme, und die wilden Tiere. Jetzt wandert ein buntes Gemisch von Menschen, weiß und gelb, rötlich, braun und schwarz durch diese Straßen und Wege und belebt die früher so totenstille, einsame Steppe. Vornehme Autos und schwerfällige Lastautos, Motor- und einfache Fahrräder, Ochsenkarren und Eselswagen, sogar hoch oben in den Lüften schnarrende Flugzeuge, beleben diese einstige Steppenstille. Rechts und links am Wege sind Telegraphenstangen, und diese haben ihr eigenes Lied; so flüstert mir die Steppe zu.

Es ist wie Gesang der Aeolsharfe, nicht so laut, nicht so gewaltig daherbrausend, wie die lärmenden Kraftfahrzeuge, welche die unwissende Steppeneinsamkeit im Anfange wohl für geheimnisvolle wilde Tiere gehalten hatten. Ganz schwermütig kam mir das Flüstern der faustgrünen Steppe vor; sie schien ganz in alte Erinnerungen aufzugehen aus längst verschwundenen Zeiten, wo noch kein Weißer, kein Indier hier anfällig war. Früher, ja früher, so begann sie wieder, da war nicht alles so kahl und leer und nichts wie grüne Weidengründe, da gab es auch noch Baumgruppen, sogar Wälder dort an der Hügelkette. Da lebte in den Bäumen eine herrliche Vogelwelt. Ja, der Wald sang Höhenmusik, brausende Choräle, wenn der Wind in seine Baumwipfel fuhr.

Hier auf der Landstraße gibt es nur Alltagsklänge, schrille Dissonanzen, das Pfeifen und Jodeln der Fuhrknechte und das Ochsenbrüllen und nie mehr sieht die arme Steppe den Strauß oder andere Vögel und Tiere und lustig springende Antilopen grasen. Diese Freunde der Steppe müssen sich verborgen in die abgelegenen Einsamkeiten, den Sümpfen entlang, wo die Menschen sich nicht ihre Hütten bauen. Nur des Nachts, so spricht und erzählt sie mir weiter, ja des Nachts, da wird es wieder lebendig und schleichen besonders die Hyänen herum und wagen sich sogar bis an die Häuser der Menschen heran. Ja des Nachts, da weiß ich noch, daß ich die wilde afrikanische Steppe bin; — ich glaube, sie ist noch stolz darauf, es wenigstens in der Nacht zu sein. Wir aber, die wir in der Steppe wohnen, schließen uns gar fest ein vor dem etwaigen Besuch eines Löwen, Leoparden oder solch einer häßlichen Hyäne. Letztere aber kommen fast jede Nacht bis dicht an unser Verandagitter, wo der treue Haushund wacht, sich aber zitternd vor ihnen verbirgt.

Jetzt geht's aber doch bald schon zu laut zu, so daß ich die sanfte Aeolsharfe und noch weniger das leise Flüstern und Selbstgespräch vernehmen könnte. Inzwischen naht sich meine

Ritscha immer mehr der Stadt Nairobi, und das leise Flüstern der Steppe verklingt langsam. Da liegt die Stadt vor mir. Das Gold der Morgensonne verklärte sie. Wer sie noch nicht näher kennt, bewundert die schöne Stadt! — Doch mir gefällt sie nicht. Gewiß, Nairobi ist ein schönes, herrliches Gebilde von Menschenhänden aus allen Nationen, vor kaum 30 Jahren hingebaut in eine wilde ebene Steppe, wo nichts war als schwarze, verschiedene Negerstämme und überaus großer Wildreichtum.

Die Indier aus allen Kasten, vom vornehmsten Indierfürsten bis zur niedersten Kaste, sind am meisten vertreten, und aus dem Häusermeer leuchten überall die schlanken, runden Moscheetürme hervor.

Im vornehmen Billenviertel sind die feinen Häuser der Weißen und großartige Geschäftslokale, gerade wie in Europa eingerichtet.

Alle Religionssekten sind in Nairobi vertreten. Aber das ist gewiß, daß unsere christkatholischen Neger von allen als die besten anerkannt werden. Neben der katholischen Mission St. Peter Claver steht unmittelbar daneben rechts das Bethaus, Singhalle der Heilsarmee, links eine neue, schöne indische Moschee und unweit davon eine zweite, und so geht es weiter.

Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß fast allen Gold, Geld, Genuß die meist vergötterte Gottheit ist. O gewiß, es gibt auch gute, tief gläubige Menschen da; es gibt edle Menschenseelen, und zwar in allen diesen verschiedenen Religionen zu finden. Aber auch die Sünde wohnt in dieser Stadt! — Auch die früher, zwar so wilde, aber doch schuldlose Steppe jammert darüber — die Sünde begegnet einem, zwar dicht verschleiert im seidenen Gewande des Islam, auf allen Wegen. Sie wissen es eben nicht besser, diese armen Menschen. Auch die Steppe ist traurig über dieses häßliche Bild; ein Trost für sie sind viele schöne Steppenblumen, die neben all dem Unrat auf der Landstraße blühen, unschuldige schwarze Negerkinder, reinlich und sittsam gekleidete junge Mädchen, welche im St.-Theresia-Klosterlein erzogen und unterrichtet werden und den Weg durch diese Steppe so oft in die Pfarrkirche nach Nairobi machen und stramme hochgewachsene Negerjünglinge in der St.-Petrus-Claver-Mission. Damit tröstete ich auch die jammernde Steppe.

Wundere Dich nicht, lieber Leser, ich bin ein glücklicher Optimist. Die Nachtseite bringt mir erst die ganze Schönheit des Tages zum Bewußtsein, wie eben der dunkle Schatten das Gemälde erst schön und klar macht.

Der rastlose Morgenwind schwieg. Ich kehrte wieder heim; es war fast Mittag geworden. Meine Seele war voll Lichtpunkten; nein, nein, die Steppe konnte mich nicht traurig

stimmen, es gab ja noch so viele strahlende Sterne in der christlichen Negermission, mitten in diesem modernen und indischen Heidentum, und wie viele der armen schwarzen Heiden werden sich in Zukunft noch bekehren! Das walte Gott!

Zum Schluß sang ich der lieben Steppe noch ein Lied aus goldener Jugendzeit:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh',
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mir an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, nein, nein, hier ist sie nicht:
Die Heimat der Seele ist droben im Licht!“

3

Aus der heidnischen Kriegszeit

Von Schw. M. Amata, Maria Trost

Matigane gehörte dem Amatewa-Stamm an. Einst sandte Chaka sein Heer, diesen Matigane einzufangen. Einige Verwandte unseres jetzigen Vaters Alois gehörten auch zu diesem Heere. Unglücklicherweise konnten sie Matigane nicht in ihre Hände bekommen. Sie zogen ihm tausend Meilen nach bis zum Umzimonba-Fluß. Matigane war nach dem Pondo-Land geflohen und hatte dort, wo jetzt Kokstadt liegt, seinen Sitz aufgeschlagen.

Chaka konnte es aber seinen Leuten nicht verzeihen, daß sie Matigane nicht gefangen nahmen. Er plante nun, ein großes Heer bis zum Delagoe-Bay zu schicken. Die Krieger aber, welche sich von den vorigen Strapazen noch nicht erholt hatten und nun sofort wieder in den Kampf ziehen sollten, wurden sehr unzufrieden. Drei leibliche Brüder von Chaka waren Generäle und machten nun heimlich einen andern Plan, wobei ihnen der erste Diener Chakas, der sehr mutig war, gute Dienste leistete.

Sie beratschlagten, wie sie Chaka am leichtesten aus dem Wege schaffen könnten, verließen mit den andern Truppen das Zululand in der Absicht, bald wieder zurückzukehren, um Chaka zu töten. In der Tat kamen die beiden Generäle nach einigen Tagen wieder zurück und gaben vor, an der Ruhr erkrankt zu sein. Ihrem jüngsten Bruder gaben sie die Aufsicht über das ganze Heer und hießen dasselbe weiterziehen.

Als nun die beiden Brüder zurückkamen, war Chaka im ersten Moment sehr aufgeregt; als er jedoch sah, daß beide sich so krank vorgaben und ganz niedergeschlagen sich von ihm entfernten, hatte er jedoch Mitleid und glaubte ihnen. Er befahl sogar seinem ersten Diener, die beiden Kranken gut zu ver-

pflegen und ihnen kräftige Kost zu geben. Dieser untreue falsche Diener führte die beiden Generäle in einen kleinen Kraal und gab vor, sie dort zu verpflegen. Statt dessen versahen sich alle drei mit Lanzen und Speeren und machten sich zum Kampf gegen Chaka bereit.

Am folgenden Tage war Chaka in seinem Viehkraal, welcher drei Tore hatte. Von den beiden Brüdern setzte sich jeder an eines der drei Tore. Der falsche Diener kam zum dritten Tore zu Chaka herein. Dieser erkundigte sich nach den vermeintlichen Kranken und ob sie zu essen erhalten hätten. Der Diener bejahte es und überfiel Chaka, indem er seine Lanze unter der Decke hervorzog. Chaka hatte nichts zur Gegenwehr und eilte fort, um seine Lanze zu holen. Dort aber wurde er von einem seiner Brüder überfallen. Chaka erwiderte noch sterbend: „Du willst meinen Thron einnehmen, darum tötest Du mich. Ich aber sage Dir: niemals. Ich sehe die weißen Schwalben, die Europäer, kommen und das Land einnehmen.“ Dann starb er.

K

Lustige Ecke

Klein-Annen ist gefallen und hat ihr Schürzchen recht beschmutzt. Weinend eilt sie zur Mutter und klagt ihr: „Mutter, ich bin ins Gras gefallen.“

„Aber, Kind,“ meinte die Mutter, „wie ist das möglich, dann hättest Du Dich doch nicht so beschmutzt.“

„Ja, Mutter, das war das Gras, das die Kühe schon einmal gefressen hatten.“

—
„Kannst Du mir eine Flüssigkeit nennen, die nicht frieren kann?“

„Ja!“

„Was denn?“

„Warmes Wasser.“

—
Ein kleiner Junge kommt mit zerkraktem Gesicht und zerrissenem Anzug zur Schule. Er wird gefragt: „Warst Du wieder bei einer Schlägerei, August?“

„Ach nein,“ antwortete der Gefragte, „ich mußte helfen beim Umzug, da mußte ich die Kage tragen.“

—
Schauspieler: „Welche Rolle hat Herr Direktor mir in dem neuen Stück zgedacht?“

„Sie sollen der Vater der Heldin sein.“

„Was tut er?“

„Er stirbt 10 Jahre früher als der Vorhang für den ersten Akt aufgezogen wird.“

Höhepunkt:

Madsen: „Frederiksen ist der faulste Mensch der Welt.“

Lassen: „So — o — o?“

Madsen: „Ja, er raucht Kreidepfeifen.“

Lassen: „Warum denn?“

Madsen: „Ja, wenn die auf die Erde fällt, braucht er sich nicht zu bücken, sie aufzuheben.“



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Weine lieben Kinder! Heute erzähle ich Euch etwas aus der afrikanischen Kinderstube von Riboscho, wo heiteres Lachen und munteres Treiben herrscht und 13 geweckte Krausköpfchen ihr Spiel treiben. Als mutterlose Waislein wurden sie auf der Mission mit der Milchflasche aufgezogen. Und jetzt bekamen wir noch Drillinge, zwei Mädchen und einen Jungen. Denkt Euch, liebe Kinder,! Wenn hier in Afrika der liebe Gott in eine Familie zwei oder drei Kinderchen zugleich schickt, dann werden alle heimlich in der Nacht ums Leben gebracht. Die Mission forscht nach diesen Kinderchen und übt dabei große Barmherzigkeit.

Unser kleiner Joseph, ein Königskind, ein kluges, munteres Bübchen von 5 Jahren hat von seiner Tante einen Hahn zum Geschenk erhalten. Das war eine Freude. Den ganzen lieben Tag wich er nicht von seiner Seite. Die Schwestern mußten ihm ein rotes Halsbändchen geben, und all sein Essen teilte Joseph mit dem Hahn. Da kam ein größeres Mädchen vorüber und sagte: „Joseph, Du mußt den Hahn schlachten, dann bekommst Du viel Fleisch.“

„O nein“, lachte der kleine Joseph, „der muß erst tüchtig Eier legen.“

Einmal sagte er zum Missionar: „Du kannst mir Dein Auto zeigen, dann fahren wir nach der Stadt.“

Sein dicker Freund ist der kleine, ebenfalls 5jährige Anton, der zur Mission gebracht wurde, als er erst 14 Tage alt war. Bei seiner Ankunft war er voll Ruß und Schmutz und nicht zu erkennen. Er ist dauernd beschäftigt und macht den größeren Kindern alles nach; er kehrt den Hof, trägt auf einem Blech das Holz auf dem Kopfe, hilft das Eßgeschirr waschen und ist inzwischen dabei auch einmal wieder kopfüber in den Bach gefallen.

Eine kleine Prinzessin, deren Vater ein Häuptling war und vor kurzem als Christ gestorben ist, macht das Hühnermütterchen. Diese Kleine durfte schon mit 7 Jahren zur ersten heiligen Kommunion gehen. Sie hieß früher „Katuba“ und jetzt heißt sie Bernadette. Wenn sie zur heiligen Kommunion geht, muß sie sich auf die oberste Stufe von der Kommunionbank stellen, weil sie so klein ist. Als am 8. Dezember Aufnahme vom Marienverein war, hat sich auch unser Hühnermütterchen gemeldet, und als man ihr sagte, daß sie noch warten müsse, weil sie zu klein sei, da war sie ganz traurig.

Sie kann noch nicht bis 50 zählen, besorgt aber ihre kleinen Küchlein so gut, daß sie am Abend genau weiß, wenn eines fehlt; dann ruht sie nicht, bis das Verlorene gefunden ist.

Nun hat einmal ein größeres Mädchen, das ihr bei den Hühnern behilflich war, aus Versehen die ganze Nacht die Kaze in den Hühnerstall mit eingesperrt. Und, o weh! Am Morgen waren die kleinen Küchlein verschwunden. Da war unsere kleine Bernadette fast untröstlich, denn diese ganz kleinen Küchlein waren ihre Kinderchen, die sie gehegt und gepflegt und öfters in ihrem Kleidchen gewiegt hatte.

Am Abend, wenn der Sandmann kommt, kann man unsere lieben Kleinen nicht schnell genug ins Bettchen bringen; im Nu fallen die Auglein zu. Sie liegen aber nicht in so weichen Bettchen wie Ihr, liebe Kinder, und doch schlafen sie so gut und träumen vom Paradies.

Besuch aus Monte-Cassino, Rhodesia

Gern wollt ich nach Europa reisen,
Doch ach, ich hab' kein Geld;
Möcht all die weißen Kinder grüßen
In Stadt und Land, in Wald und Feld.

Ihr seht, ich stehe reisefertig
Mit dem Koffer in der Hand,
Bin fix gekleidet, rein gewaschen,
Möcht reisen über Meer und Land.

Ganz neu und fein ist die Krawatte,
Und blendend weiß mein Reisekleid.
So grüße höflich ich Euch alle
In dieser frohen Osterzeit.

Euer kleiner Joseph
aus Rhodesia.



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Worms 21,— Mk., Anna-Maria; Alfien 21,— Mk. Elisabeth; Wattenscheid 63,— Mk., Albert, Bernhard, Ferdinand; N. N., Selsenkirchen 21,— Mk., Erich; Schröck 21,— Mk., Peter-Joseph; Rimbeck 21,— Mk., Franz-Xaver; Ubach 21,— Mk., Josephine; Worms 21,— Mk., Maria-Magdalena; Ruffstein 21,— Mk., Joseph-Antonius; Frixdorf 21,— Mk., Sofia; Gütersloh 21,— Mk., Gertrud-Maria; M.-Styrum 21,— Mk.

Für die Mission: Schröck 1,— Mk.; Recklinghausen 10,50 Mk.; Lauersweiler 2,— Mk.

Für Missionszwecke: Colonnovska, Trier 2,50 Mk.; Linz 35,— Mk.; M.-Styrum 21,— Mk.

Almosen: Großdöbern 2,50 Mk.; Elbing, zu Ehren des hl. Joseph 16,— Mk.; Wattenscheid, um glücklichen Verlauf einer Operation 5,— Mk.; Clarholz 7,50 Mk.; R.-Worringen 2,50 Mk.; D.-Meiderich 2,50 Mk.; Calenberg 2,50 Mk.; Limburg 2,50 Mk.; Krefeld 2,50 Mk.; Berge 2,50 Mk.

Für die Missionschule: N. N. 180 Mk.

Allen unseren lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott!
Maria mit dem Kinde lieb, allen unsern lieben Wohltätern deinen Segen gib!

Goldstaub

Ein Falter flog am Wiesenrand.
Nur Herzschlag lange wollt
Ihn lose halten meine Hand,
Da trug sie bald ein wenig Gold.
Der Falter floh. Schon war er weit,
Ich aber sann im Hag:
Strahlt nicht an unserm Seelenkleid
Goldstaub von mancher guten Tat?

Gebetserhörnung

Dank dem göttlichen Herzen Jesu für Errettung von Heuschreckenplage. Nachdem wir in Gärten und Feldern lange Stangen mit daran befestigten Herz-Jesu-Schildern aufgepflanzt hatten, zogen die Heuschrecken ab, ohne Schaden anzurichten. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. Bura, Ost-Afrika. Der Schmerzhafsten Mutter und der kleinen hl. Theresia Dank für Genesung.

Totenglöcklein

In Sinsheim (Baden) pflückte sich der Himmelsgärtner eine junge zarte Knospe zum hl. Ostersfest in unserer eifrigen Förderin Luzia Häußler. Trotz langer Krankheit versah sie ihr Amtchen im Dienste der Mission treu und unermüdet, bis der liebe Heiland sie nach geduldigem Leiden ins bessere Jenseits abberief, um ihr die Opfer und Mühen mit ewigen Himmelsgütern zu belohnen. Dankbar folgen ihr auch unsere Gebete nach, auch unsere lieben Abonnenten bitten wir um ein Memento für die liebe Verstorbene.

Gedenkt auch unserer lieben verstorbenen Abonnenten Frau Anna Hünermund, geb. Waldmann, Birkenfelde, Herrn Gerzen, Repke, und Herrn Nikolaus Gläfener, Reuchingen. R. I. P.

Caritasblüten

Nr. 6

1932



Kein Herz hat je geschlagen
In solcher Brunst und Glut,
Soviel hat keins getragen
Mit heil'gem Liebesmut.

Doch brennet vom Verlangen
Dies göttlich Herz noch heut,
Daß alle Heil empfangen
Für Zeit und Ewigkeit!

Im Garten des Herzens Jesu Von Schw. M. Engelberta

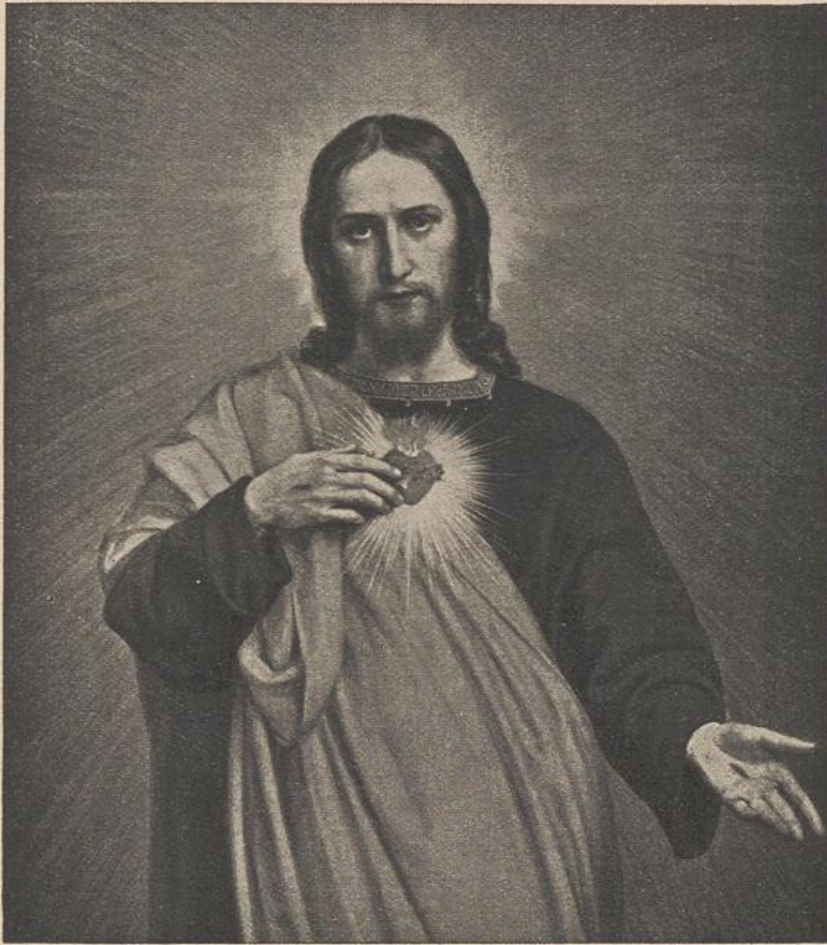
Wo immer der Herr dem Lieblingsdrange seines Herzens freien Lauf gestatten kann, um das helle Licht seiner göttlichen Wahrheit in die Seelen hineindringen zu lassen, dort wirkt er und schafft Wunder wie die Sonne im Frühjahr! Am Tage der heiligen Kommunion leuchtet dieses Licht des göttlichen Herzens besonders warm und klar in die Menschenseele hinein.

Solch einen sonnigen Frühlingstag im Garten des Herzens Jesu habe ich einmal in Uru, einer armen Missionsstation in Ost-Afrika, am Fuße des Kibo erlebt. Uru ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht.

„Frühling spielet auf der Erden,
Frühling soll's im Herzen werden;
Herrschen soll das ew'ge Licht!“

Im armen schlichten Missionskirchlein knieten an den Stufen des Altares zwei junge Missionschwwestern vom kostbaren Blut; sie legten ihre ewigen Gelübde in die Hände ihrer Provinzialoberin ab, welche zu diesem Zwecke nach Uru gekommen war.

Man muß sich ganz in die afrikanische Einsamkeit versetzen, um zu begreifen, wie erhebend dort eine solche Zeremonie ist: Schwester Siena und Schwester Evergisla mit ihren Kränzchen von roten Röschen auf dem Schleier, die brennende Kerze in der Hand, sprechen laut und deutlich, wenn auch mit etwas zitternder Stimme, ihr Gelöbniß, ihre Hingabe an den Herrn für immer und ewig! Links und rechts von den beiden Glücklichen steht ein eingeborenes weiß gekleidetes Mädchen. Die vielen anwesenden schwarzen Christen waren Auge und Ohr, und man hätte ein Mäuschen laufen hören, so still und unbeweglich waren alle, selbst die schwarze Jugend. Dann sangen sie aus voller Brust, mit glockenhellen Stimmen die lateinischen Lieder, welche der greise hochw. Pater Superior anstimmte; vom Chore herab ertönte das Harmonium und der wohlgeschulte Knabenchor. Als dann aber der Priester den Schwestern den Ring der Vermählung an ihren Finger steckte und die beiden, am Boden kniend, dreimal das „Suscipe me Domine“ sangen, da ergriff die Anwesenden tiefe Rührung. Nach der Feierlichkeit hörte man sagen: „Ach, war die Hochzeit der Schwestern aber schön!“ Die Schwarzen riefen: „Es war, als sänge der heilige Petrus am Himmelstore vor dem Herzen Jesu!“ All den guten Eingeborenen war so feierlich zumute; so etwas Schönes hätten sie noch nie gesehen. „Ja“, meinten sie, „das war noch viel schöner als eine Dshagga = Hochzeit!“ Auf dem Heimwege von der Kirche sangen die Kinder noch ihre schönsten Herz-Jesu- und Marien-Lieder, die sie nur wußten,



BK

EMONDS-ALT PINXIT

Das tat ich für dich! Was tust du für mich?

und begleiteten ihre Lehrerin und ihre Krankenschwester bis zum trauten Schwesternhäuschen.

Es führt ein steiler Weg zur Kirche hinauf, der aber links und rechts mit herrlichen Rosensträuchern und Oleanderbäumen bepflanzt ist. Der Gipfel des Kibo scheint einem ganz nahe zu sein. An diesem Tage strahlte seine Schneekappe im Sonnenglanz wie Diamanten und Silberflimmer, und die beiden glücklichen Schwestern konnten in Wahrheit sagen:

„Wenn sich ein Freudenröslein
Erschließt im Lebenslauf,
Soll's Dir, mein Gott, erblühen:
Ich opfere es Dir auf!“

Die dankbaren Kinder brachten ihnen noch in schlichten Worten ihre Gratulation entgegen, und dann wurde ein kleines Familienfest im Klösterchen gefeiert; Schwester Richardis machte die geschäftige Martha, und Mutter Provinzialin legte auf den

mit Rosen aus dem Herz-Jesu-Garten geschmückten Tisch Bildchen und Briefe von den Mitschwwestern aus den Nachbarstationen, aus dem Mutterhaus und aus der deutschen Heimat. Dann aber begaben sie sich wieder zum Tabernakel, um für ihr schwarzes Volk in Uru, welches noch an 10 000 Heiden hat, zu beten. Uru war ja schon im Jahre 1910 gegründet als Nebenstation von Riboscho. Der unselige Weltkrieg vertrieb Schwestern und Missionare; der Häuptling des Volkes, ein grausamer Heide, frohlockte darüber und hetzte die Christen zum Abfalle auf. Er trieb es so weit, daß an einem Tage 200 Christen zum Flusse Moan gingen und sich die heilige Taufe abwuschen, so daß aus dem einst so schön heranblühenden Herz-Jesu-Heim in Uru wieder ein Dornengestrüpp geworden, in dem sich verlorene Schafe aufhielten. Die zurückgekehrten Missionare und Schwestern arbeiten nun voll Opfermut an dem Bekehrungswerk der Heiden.

„Ob die Glut der Sonne auch versengt,
Ob Dornen auch verletzen,
Die Liebe zu den Seelen drängt.“

Die apostolischen Arbeiter verkünden das Wort Gottes, daß es bis zum Urwald schallt. Uru ist direkt am Urwald angebaut, und die gefälltten Riesenbaumstämme, die knorrigen Äste und Wurzeln liegen noch herum. Einen wohlthuenden Eindruck macht deshalb der Anblick der bereits angelegten Gemüse- und Blumen-gärten. An der Grenze des mächtigen Urwaldes. Zwischen den Zypressen liegt das kleine, mit zwei Türmen erbaute Missionshäuschen; im Zentrum thront das göttliche Herz Jesu im armen, schlichten Kirchlein. Von den Stufen des Altares geht aller Segen aus, in den Schulen wird unterrichtet, Missionare und Schwestern besuchen die Kranken in den naheliegenden Hütten; und gerade diese Besuche machen das Volk geneigt, zum wahren Gott zurückzukehren. Besonders gerne eilen sie zur Statue des heiligsten Herzens Jesu, und so wird die Wildnis zu einem Paradies der Gnade und Tugend, wie es der Prophet vorausverkündet hat:

„Da freut sich die öde und ungebahnte Wüste, da frohlockt die Einöde und blühet wie eine Lilie. Der Herr wird Sion trösten; wird seine Wüste zu einem Lustgarten machen und seine Einöde wie zu einem Garten des Herrn. Freude und Wonne wird man darin finden, Danksagung und Lobgesang!“ (Isaias 35 und 51.)

Und im Sinne des Propheten jubelt das Kirchenlied dem Heiland zu:

„Es kommt der Tag, dein Tag er kommt,
Da alles neu erblühen wird.
Dann freu'n wir uns, daß deine Hand
Uns auf den rechten Weg geführt!“

Reise ins Tembuland

Von Schw. M. Junipera, Maria-Zell

Gnde April vorigen Jahres kam unsere Mutter Provinzialin mit Schwester Leontine hier in Maria-Zell an. Monsignor E. Hanisch war eben hier und spendete das Sakrament der Firmung an ungefähr 140 Firmlinge, worunter auch eine weiße Familie war, Mutter und zwei Kinder. Monsignor Hanisch wollte Mutter Provinzialin und Schwester Leontine in seinem Auto nach Cala, ins Tembuland, mitnehmen, wo einige unserer Schwestern stationiert waren. Cala ist ungefähr 150 Meilen von hier entfernt; einen Weg per Eisenbahn gibt es dorthin nicht.

Hier in Griqualand-East in der Kap-Kolonie ist das meiste Land von weißen Farmern bewohnt und bebaut; man kann weite, große Strecken fahren, ohne ein menschliches Wesen zu sehen. Wenn auf solchen Wegen das Auto versagt, ist keine Hilfe zu finden; würde man angefallen, ausgeraubt oder getötet, so könnte der Verbrecher sich längst aus dem Staube machen und keine Spur zurücklassen, ehe das Unglück entdeckt würde. Kirchliche Oberg, Missionare, Vorgesetzte und auch Missions-schwestern sind nun aber dem Berufe gemäß verpflichtet, solche Reisen zu unternehmen. Wie sehr brauchen sie deshalb den Schutz und Segen Gottes!

Auch der Besitz eines Autos, mit all den großen Auslagen, die damit verbunden sind, ist kein Luxus, sondern direkte Notwendigkeit; mit Wagen und Pferd lassen sich solche Strecken nicht leicht zurücklegen. Der „Weinberg ist groß, und der Arbeiter sind wenige“, da heißt es: „Zeit und Kräfte nicht verschwenden!“

Schwester Leontine wurde jedoch in Maria-Zell schwer krank; es war dies, wie anzunehmen ist, ein Rückfall von einem vorhergehenden Fieber. Sie konnte unmöglich reisen, dafür mußte ich in die Bresche springen.

Montag, den 27. April, 8 Uhr morgens reisten wir ab und erreichten um 11 Uhr vormittags Far Biew. Es war eine Fahrt, die die Seekrankheit auf stürmischem Meer in Erinnerung brachte. Far Biew ist eine kleine Missionsstation; in der Schule sind eingeborene Lehrer und Lehrerinnen wegen Mangel an Schwestern. Wie notwendig wären da neue Kräfte! Da Monsignor Hanisch erkrankt war, hielten wir hier bis zum andern Tag Rast. Am 29. April setzten wir dann unsere Reise fort. Wir wollten Cala im Tembuland noch erreichen, das eine Strecke von 110 Meilen entfernt war. Mit Pferd und Wagen hätten wir wenigstens 3 Tage gebraucht. Nachdem das Auto ein paar Stunden mit uns am Rollen war, bemerkte Monsignor, daß zwei Federn am Auto gebrochen waren; sie wurden zu-

sammengebunden, um in Maclear, einem holländischen Städtchen, repariert zu werden. Hier ist auch auf einer kurzen Strecke die Bahnlinie zu sehen; sie wurde von der Kap-Kolonie ins Tembuland gebaut, aber niemand denkt an die Fortsetzung dieser Linie wegen der großen Unkosten. Hier nun wurde unser Wagen repariert. Wir ließen uns unter einer Baumgruppe nieder und hielten mit einem Stück Butterbrot, das wir bei uns hatten, unser Mittagsmahl. Um 4 Uhr nachmittags hieß es: „die Reise fortsetzen!“ Es ging durch weite, weite Strecken, wo kein Mensch zu sehen war. Endlich entdeckten wir in der Ferne ein Städtchen „Ugie“, ganz abgelegen von unserm Weg. In dessen Nähe begegneten wir zwei eingeborenen Reitern. Es fing schon an dunkel zu werden, und Monsignor fragte, wie weit es noch bis Elliot, dem folgenden Städtchen, sei. „25 Meilen“ war die Antwort. Wir erschrakten darüber und wollten es nicht glauben; aber die Wirklichkeit zeigte, daß der Mann recht geantwortet hatte. Es ging bergab, und glücklicherweise entdeckten wir ein Haus, nicht weit von der Straße, denn wir brauchten Petroleum für unser Auto. Die Leute mahnten zur Vorsicht, weil gerade am Tage vorher ein Auto auf demselben Weg stecken blieb. Die meisten afrikanischen Straßen sind ja nur schlechte Feldwege. Nachdem wir nun mit Petroleum versorgt waren, ging es weiter. Nun fing das Auto unheimlich an zu pfeifen. Monsignor, der selbst Chauffeur war, fühlte sich nicht mehr sicher; er hielt an, und beide Patres, die in unserer Begleitung waren, schauten in die Maschine, konnten aber nichts finden. Nun kam ein anderes Auto, in welchem zwei Polizisten waren. Auch sie untersuchten unser Auto, fanden die Ursache des Pfeifens aber nicht.

Endlich nach 8 Uhr erreichten wir das Städtchen „Elliot“, das von holländischen Farmern bewohnt ist. Wir baten, in einem der Häuser hier haltmachen zu dürfen, damit das Auto untersucht werden konnte; und hier hatte der Besitzer den Fehler entdeckt. Das Petroleum, das wir bekommen hatten, war schmutzig gewesen, und bis der Schmutz ausgestoßen war, piff es.

Die guten Leute richteten uns ein kleines Abendessen und luden uns ein, zu übernachten. Allein, wir zogen es vor, weiter zu fahren, um an Ort und Stelle zu kommen. Das Auto war ja jetzt wieder stabil. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends kamen wir in Calatodmüde an. Wir waren ja in dem Auto zwischen all dem Gepäck so eingeschränkt gewesen, daß wir uns kaum rühren konnten. Nun waren wir wenigstens bei unseren Schwestern, welche sich über unsere Ankunft sehr freuten.

In Cala hatten wir eine große, unangenehme Arbeit. Die dortige Industrieschule, die für die eingeborenen Mädchen vor einigen Jahren angefangen wurde und unsägliche Opfer und Entbehrungen forderte, ging nicht voran aus ganz verschiedenen

Ursachen. Es blieb nichts übrig, als sie aufzugeben. Bei der Teilung des Mariannhiller Vikariates fiel Cala unter Monsignor Hanischs Obfsorge. Als auch Se. Erzellenz der apostolische Delegat für Süd-Afrika mit den Missionaren übereingekommen war, wurde das Haus in ein Krankenhaus umgeändert und den Dominikanerinnen übergeben, da wir keine Kräfte dafür bieten konnten.

Am 4. Mai ging unsere Reise nun weiter nach Cofimvaba. Hier sollten sich unsere Schwestern dann niederlassen. Wie sah es aber in Cofimvaba aus? Es ist ein kleines Städtchen. Wir fuhren durch dasselbe und stießen dann auf ein schönes Klöster-



Eine Felsenpartie bei Malezo (Insel Zanzibar).

chen, das vor ein paar Jahren gebaut wurde; 7 helle Zimmerchen, eine kleine Küche, Vorratskammer, aber keine Bewohner. Auch ein kleines Priesterhaus steht schon da. Alles wartet hier auf Schwestern. Der hochw. Herr Pater Jäckel, der vor kurzem von Europa zurückkam, war hier stationiert. Ein Zimmerchen war als Kapelle eingerichtet, wo wir die richtige heilige Armut fanden. Alle anderen Zimmer waren leer; wir fanden nur einen Tisch und ein paar Bettstellen vor. Hier mußten wir noch auf Monsignor Vogel, einen Pallottinerpriester aus Queens-town, warten und noch ein paar Tage hier zubringen. Wir machten uns etwas häuslich und versuchten es, für die Priester die Mahlzeiten zu bereiten. In der Küche fanden wir am Boden zwei kleine Büblein sitzen, welche mit Hühner-

rupfen beschäftigt waren. Ein paar halbweiße Mädchen, die nicht kochen konnten, waren in der Küche beschäftigt; sie holten nur das Wasser und machten Feuer. Daß die Reinlichkeit hier nicht zu Hause war, kann man sich ja denken. Es fehlte an allem; wir fanden weder Handtuch noch Besen noch irgendeine praktische Schüssel, noch einen Topf zum Kochen. Mutter Provinzialin machte schnell mit einem Mädchen die allernötigsten Einkäufe, und dann ging es ans Kochen, um ein einfaches Mahl für die Herren bereiten zu können.

An demselben Abend hielten die besseren Familien des Städtchens, Katholiken und Nichtkatholiken, eine Versammlung ab; sie wollten absolut Schwestern haben. Durch drei Kinder ließen sie uns dann rufen und sagten: „O, wie gut ist es, Schwestern zu sehen!“ Überall wurden wir mit Freuden begrüßt. Nach einer Weile riefen uns die Kinder wieder und erzählten uns, wie alle in der Stadt sich nach Schwestern sehnen. Was wollte nun unsere arme Provinzialoberin tun; sie mußte Monsignor Hanisch versprechen, hier eine Niederlassung von Schwestern zu machen. Das kleine Klösterchen, das immer leer stand, würde dem Verfall entgegengehen, wenn es nicht bewohnt würde. Nun gab es noch einige Unterhandlungen mit Monsignor Vogel, an den die Mariannahiller Mission Keilands abgetreten hatte. Der Schluß war immer wieder: „Es müssen unbedingt gleich Schwestern kommen, wenn auch die Not noch so groß ist. „Die Leute wollen sie haben für die Schule, für die Handarbeit und für die Musik.

Unsere lieben Leser sehen hier, daß es uns nicht an Arbeit fehlt; hätten wir nur mehr Kräfte. Wer Missionsberuf in sich fühlt, möge doch die Hand ans Werk legen und der Heimat „Lebewohl“ sagen. Hier sind nicht nur Lehrerinnen nötig, sondern auch Schwestern für den Haushalt, für den Garten und für allerlei Dienste, welche die Missionare noch brauchen. Hier gibt es wahre Missionstätigkeit! Wie die heiligen Frauen den Aposteln folgten, so können hier eifrige Seelen große Liebedienste erweisen, damit die Arbeit der Missionare erleichtert wird.

Am folgenden Mittwoch, nachdem die Verhandlungen mit Monsignor Vogel beendet waren, verließen wir Cofimvaba und reisten nach St. Gabriel, einer kleinen Farm auf Cala. Die Schwestern waren überrascht, eine solche Karawane kommen zu sehen. Wir waren, da die Generaloberin der Dominikanerinnen und sechs ihrer Schwestern mitkamen, im ganzen 13 Personen. Gerade vor St. Gabriel mußten wir noch durch einen Fluß, durch den das Auto nicht fahren konnte; er war sehr breit. Wir wurden dann mit einem Ochsenwagen hinüberbefördert. St. Gabriel ist rings von Bergen umgeben. Wir kletterten hinauf, um alte Buschmannhöhlen zu besichtigen mit ihren

128

Malereien, die bekanntlich schön, natürlich und ganz frisch sind. Nachdem wir einen erfrischenden See zu uns genommen, ging es wieder nach Cala zurück.

Von da setzten wir unsere Reise am 11. Mai wieder fort, und nachdem wir von allem Abschied genommen hatten, ging es weiter nach der Umtata-Farm, welche den Kreuzschwestern gehört. Wir erreichten diese Farm abends um 9 Uhr, wurden liebevoll empfangen und bewirtet. Monsignor ging direkt nach der Stadt Umtata, 16 Meilen weiter, wo seine gegenwärtige Residenz ist. Hier sollten wir einige Tage bleiben. Die Kreuzschwestern besorgen die Farm; sie ist sehr schön angelegt: eine Kirche, Schwesternhaus, Stallungen und Garten. Hier sind 22 Schwestern und ein Priester.

Am 14. Mai verließen wir auch die Umtata-Farm und fuhren zur Stadt Umtata. Die Kreuzschwestern nahmen uns auch hier liebevoll auf. Nach dem Mittagessen veranlaßte uns Monsignor, eine Außenstation zu besuchen, um uns zu zeigen, wie notwendig auch da Schwestern sind. Die große Armut, die hier herrschte, das Kapellchen, das nur eine Blechhütte und auf Pfeilern aufgebaut ist, sagten uns genug. Überall erscholl der Ruf: „Schwestern, Schwestern!“

Gegen Abend kehrten wir zurück und besichtigten auf dieser Fahrt den berühmten Wasserfall vom Umtata-Fluß. Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von Monsignor Hanisch, dem apostolischen Präfekten. Er dankte uns, daß wir seine Nöte angesehen hatten, und bat nochmals um Hilfe.

Nun begaben wir uns nach Mont-Frere, wo wir gegen 3 $\frac{1}{2}$ Uhr anlangten. Die Fahrt war halsbrecherisch. Man mußte sich festhalten, um seinen Sitz zu behalten und nicht beständig auf und ab geworfen zu werden. Mont-Frere ist wieder ein kleines Städtchen, wo drei unserer Schwestern ein schönes Häuschen bewohnen. Schwester Oberin besorgt hier den Kindergarten weißer Kinder, und Schwester Elfreda versorgt die Kranken, während Schwester Augusta die Industrieschule leitet mit Hilfe von drei eingeborenen Kandidatinnen. Bei unserer Ankunft waren die Leute bang, die Provinzialoberin möchte die Schwestern wegnehmen.

Von Cala bis Kokstadt streckt sich das Land hinaus, wohin die Eingeborenen gedrängt wurden, als die Weißen von dem Land Besitz nahmen. Die ganze Strecke, Hunderte von Meilen lang, war Kraal an Kraal; da gab es protestantische Schulen dazwischen; die Mehrzahl der Bewohner sind jedoch noch Heiden.

Der apostolische Präfekt hatte schon immer gesagt: „Wer gibt mir eine helfende Hand, um diese Millionen Heiden in den Schaffstall Christi zu führen?“ Nirgendwo ist ein größeres Arbeitsfeld für apostolische Seelen wie hier. Mir tat es in der

Seele weh, nicht gleich dort bleiben zu können. Ja, der dortige apostolische Präfekt kann sagen: „Der Weinberg ist groß, aber der Arbeiter sind viel, viel zu wenig.“ Aber leider mußten wir unsern Weg fortsetzen, und wir fuhren von Mont-Frere nach Rokstadt, von da nach Franklin, um die Bahn nach Matatiele zu erreichen. Wie froh waren wir, als wir wieder in unserem Heim in Maria-Zell landeten.

Ich muß aber noch einmal, bevor ich diesen kleinen Bericht schließe, allen Lesern zurufen: „Schickt uns doch Missionare und Missionarinnen und erbarmt Euch der Millionen Heiden, die hier noch auf die wahre Lehre Christi warten!“

5

Fest steht der Kirche Fels!

Der Kirche Fels, St. Peters Dom,
Umbräuset jetzt der Feinde Hohn;
Und stürmt sogar der Hölle Wut,
Dann Michael das Seine tut.

Sankt Peter ruft von seinem Thron:
Fest steht der Kirche Fels, der Fels zu Rom!

Und wenn der Herr auch straft die Welt,
Daß manches Reich zusammenfällt,
Und ob in Trotz die Feinde droh'n,
So schützt doch Gott St. Peters Dom.
Mag stürzen auch so mancher Thron;
Fest steht der Kirche Fels, der Fels zu Rom!

Pius blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Gottes Engel niederschau'n,
Und fleht um Frieden für die Welt,
Für die ihn Gott als Hirt bestellt.
Und mögen auch die Feinde droh'n,
Fest steht der Kirche Fels, der Fels zu Rom!

5

(Schluß.)

„Was ich Dir bringe, Vater, Herr, — Deinen treuen Simba! Siehe da!“ Simba lag zu seinen Füßen, dieselben umklammernd und mit seinen aufrichtigen Tränen benetzend.

„Gottfried, mein Gottfried!“, stammelte der alte Einsiedler und legte wie segnend seine zitternde Hand auf Simbas schwarzes Wollhaar. „Simba, edler Löwe, so hast Du mich wirklich gesucht und gefunden? — Der Herr lohne Dir Deine Treue!“, sagte er nochmals.

Dann hob er ihn auf, aber Simba wollte, wie er es als Knabe und Jüngling getan, kniend zu seinen Füßen kauern. In kurzen Zügen erzählte er seinem geliebten, so oft schmerzlich gesuchten Rafiki ya Mungu seine weitere Lebensgeschichte und wie die Güte des Kapitäns es ihm ermöglicht hatte, bis hierher in die Drakensberge zu reisen. „Dürfen wir Dir diesen edlen Bwana (Herrn) vorstellen? Er ist auch hier mit noch jemand, der gleich mir auf der Suche nach einem geliebten Verschollenen ist und schon zum dritten Male hier in Afrika dessen Spuren zu finden hoffte; und heute, Vater Baba, hat uns der barmherzige Gott alle zusammengeführt.“

Der Kapitän und Mr. Brown, gestützt auf den jungen Herrn Alfons, nahten sich langsam und feierlich der Gruppe.

„Fred, mein heißgeliebter Junge, endlich habe ich Dich!“, rief Mr. Brown mit vor Tränen erstickter Stimme; „komm an mein Herz, mein armer, armer Nefte.“

Der junge Einsiedler stand erst starr vor Bewunderung, aufgefunden zu sein; dann aber warf er sich in die weit ausgebreiteten Arme seines lieben Onkels Alfred. — Eine lange Pause war entstanden. —

Nur das Plätschern des Silberbächleins, das Zirpen einer Grille und das Zwitschern eines Böggleins in den Zweigen einer Fächerpalme war vernehmbar. Männer, kühne Jäger der Wildnis, die schon mit Löwen und Tigern gekämpft, weinten jetzt wie kleine Knaben.

Die sinkende Abendsonne mit ihren milden Strahlen vergoldete und verklärte mit rosigem Schimmer dieses Bild ergreifenden Wiedersehens. Fred war der Erste, der die Pause unterbrach. Er brachte nicht mehr heraus als „Meine Mutter?“

„Sie lebt, Fredy, und sie erwartet Dich noch immer; sie hoffte und gab ihre Hoffnung niemals auf“, sagte Mr. Brown. „Ihre heißen Flammengebete, ihre Tränen und Seufzer begleiteten Dich überall hin; des Nachts im Traum sprach sie mit Dir und ließ mir keine Ruhe, Dich noch einmal zu suchen. Nun habe ich Dich, Fredy; nun gehen wir heim ins rebenumsponnene Haus am Ufer des Meeres, und Deine Mutter

wird jetzt ihr schwarzes Trauerkleid ablegen, weil der verlorene Sohn wiedergefunden ist."

Aber Fred schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Mein guter Onkel! Gehe nur allein und bringe meiner armen Mutter, die so viel meinerwegen gelitten, die Kunde, daß ihr Sohn lebt, daß er sie liebt und mit vielem Leid, Tränen und Buße sein Unrecht und seinen Ungehorsam gesühnt hat, daß er aber nicht wert ist, das traute Vaterhaus wiederzusehen, daß er hier in der Einsamkeit sein Leben beschließen will. Ich bleibe hier bei dem Vater meiner Seele, welcher dieselbe erzogen und veredelt hat.“

Jetzt machte der alte Einsiedler dieser Szene ein Ende, indem er sagte: „Bleibet für diese Nacht, und laßt uns froh sein!“ —

Die halbe Nacht hatten sie beisammen gegessen, und es wäre schwer zu sagen, wer am glücklichsten war. Der Afrikareisende Mr. Brown, der seinen Neffen gefunden, oder der edle Simba, welcher wieder zu den Füßen seines Wohltäters saß. Auch Fred war glücklich und ebenso der alte Einsiedler; doch dieser war ja schon der Welt so abgestorben, daß er mehr wie im Traume als in Wirklichkeit auf dieser Erde wandelte. Auch um Fredys Haupt, der ganz und gar der getreue Schüler des alten Einsiedlers war, schwebte schon förmlich der Abglanz stillen Himmelsfriedens.

Die Erzählungen des lebensfrohen Kapitäns, die kühnen Hoffnungen und die Sehnsucht des jungen Herrn Alfons, welcher fast im gleichen Alter wie Fredy stand, und der voll Begeisterung von seinen glücklich ausgeführten Geschäftsreisen sprach, berührten ihn kaum mehr. Wenn aber der alte Einsiedler sprach und zu philosophieren begann, dann wurde das Herz des jungen Einsiedlers warm, und seine schönen, rehbraunen Augen strahlten in heiligem Feuer der Begeisterung.

Der Häuptling Snhlovudawana blickte voll Bewunderung auf den jungen Mann im härenen Bußkleide. Auch Simba wurde es warm in seinem treuen Herzen, und fast reute es ihn, daß er an Weib und Kind gebunden — wahrlich, er wäre gern bei den frommen Klausnern in der einsamen Wüste geblieben.

Noch einmal malte Mr. Brown seinem jungen Neffen das glückliche Familienleben in der Heimat, das Glück der Mutter, den Sohn wiederzusehen, in den schönsten Farben aus, und auch der Kapitän suchte ihn der Welt wiederzugewinnen, indem er ihm vorstellte, er sei noch viel zu jung, sein Leben tatenlos zu verbringen. Da antwortete der alte Einsiedler: „Das tut er auch nicht, denn Fred studiere Theologie; er habe alle dazu gehörigen Bücher für ihn, und wenn in einigen Jahren die Söhne des heiligen Benedikt auch in die Drakensberge kommen, das Kreuz Christi aufzupflanzen, dann wollte Fred ein Missionar werden, die Eingeborenen hier und den Häuptling

samt seinem Volke bekehren helfen. Darauf sprach der Häuptling, die Hand an sein Herz drückend: „Herr, Dir ist all mein Sehnen offenbar, und mein Seufzen ist Dir nicht verborgen. Und wie der Hirsch sich sehnt nach der Wasserquelle, so sehnt sich meine Seele nach Dir, o Gott!“

Dann gingen sie zur Ruhe, und der Vollmond, klar und hell, beschien die glücklich ruhenden Menschenkinder in ihrem Schummer.



Dänisches Mädchen aus Rønne
in der Bornholmer Nationaltracht.

Der Morgen war frisch und herrlich von der Sonne vergoldet. Die Vöglein sangen gleichsam Jubellieder zum Abschied der von einander scheidenden Menschenkinder. „Reiset glücklich, Ihr guten Weißen,“ sagte Snehlovudawana zu dem Kapitän, Mr. Brown und Alfons, und zu Simba: „bringe sie wohlbehalten zu ihren Freunden. Ich bleibe noch etwas hier und möchte der Lehre des Freundes Gottes lauschen, denn wir, die bei den Drakensbergen wohnen, gehören zusammen.“

Simba aber warf sich weinend zu den Füßen des alten, ehr-

würdigen Klausners, und lange sprachen sie noch leise miteinander. Simba wollte nicht gehen, da gebot ihm sein väterlicher Freund, aufzustehen; er sagte: „Erfülle Deine Pflichten; was Gott gebunden, darf der Mensch nicht trennen. Lebe wohl!“ Auch Mr. Brown stand noch lange unschlüssig. Was sollte er tun? Er hätte doch so gerne der trauernden Mutter den Sohn mitgebracht; aber Fred lächelte ihn so selig an und war nicht zu bewegen, seine einsame Klausen zu verlassen.

„Über mir wacht der Herr wie ein sorgender Hirte; was sollte mir mangeln? Auf grüner Au läßt er mich lagern; an stille Wasser führt er mich hin und erquickt meine Seele! Lebe wohl, Onkel; der Herr sei mit Dir und meiner lieben Mutter; im Geiste werde ich oft bei Euch weilen — also lebet wohl!“

Die beiden Einsiedler winkten nochmals freundlich und verbargen sich in ihrer Höhle.

Stillschweigend traten die Reisenden ihren Weg an, Simba voran mit der brennenden Wurzeleuchte, und ziemlich rasch durchschritten sie den unterirdischen Höhlengang. Als sie ins Freie kamen, atmeten sie alle erleichtert auf. Der traurige Abschied hatte einen brennenden Schmerz in ihrem Gemüte entfacht, und mit tiefsten Gedanken erreichten sie ihren Lagerplatz.

Die Lust zu einem längeren Aufenthalt in den Drakensbergen war ihnen vollständig vergangen, auch den schwarzen Dienern, denn der arme Panga wurde von einer Cabra (bösen Schlange) gebissen während ihrer Abwesenheit, und da der mutige Simba nicht da war, wußten sie sich nicht zu helfen, und Panga war schon der ganze Körper aufgeschwollen; an eine Rettung war nicht mehr zu denken. Simba aber kniete sich neben den langsam Dahinsterbenden und fragte ihn, ob er an Nkulunkulu (Gott) glauben wollte und sich taufen lassen möchte. „Yobo, ya, ya, yebo,“ hauchte Panga, „ich glaube alles, was Du uns während dieser Reise erklärst und gefragt hast; taufe mich.“ Und Simba taufte den Armen auf seinen Namen und sagte: „So bist Du der erste wahrscheinlich, der hier am Fuße der Drakensberge als Christ begraben wird. Bete für unsere schwarzen Brüder, auf daß der Friede Gottes in diese Gegend bald komme und die Kirchenglocken läuten.“ Panga „Gottfried“ entschlummerte sanft, und sie gruben ihn ein, legten viele schwere Steine auf sein Grab, auf daß die Hyänen ihn nicht herauscharren könnten.

Ohne einen weiteren Besuch des Häuptlings Snhlovudawana abzuwarten, sandten sie ihm schöne Geschenke, eine Pistole, kostbare Decken und einen festen Mantel; dann traten sie die Rückreise nach Natal an, wo sie ohne weitere Unfälle nach etwa einer Woche eintrafen. Der Zustand der beiden Verwun-

deten Mr. Brown und Simba, hatte sich sehr gut gebeffert, und so konnten sie die Fahrt nach Durban unternehmen. Dort wurden der Reisewagen und das Gespann verkauft und die braven Zulus entlohnt und dann in ihre Heimat entlassen.

Eines Tages sagte Mr. Brown zu Simba: „Simba, möchtest Du nicht mit mir gehen in meine Heimat?“

Die Augen Simbas leuchteten; aber gleich darauf blickte er niedergeschlagen vor sich hin.

„Aber ich habe Weib und Kinder“, entgegnete er kleinlaut.

„Die gehen mit Dir, Simba. Du sollst es gut haben bei mir Dein Leben lang, denn Dir verdanke ich mein Leben.“ Simba küßte bewegt die Hand von Mr. Brown. „Gern“, sagte er, „ginge ich mit Euch, Herr; aber mein väterlicher Freund, der fromme Einsiedler, lehrte mich, daß es nicht gut sei; er sagte: ‚Bleibe im Lande und nähere Dich redlich‘, und mit wem würde mein Christinchen sprechen können in einem fremden Lande, nur unter Weißen? Nein, Herr, ich danke Dir.“ Zwei Tränen rollten aus seinen treuen Augen; lebe wohl, Herr“, sagte er und ging, auch herzlichen Abschied nehmend von dem Kapitän und Herrn Alfons.

Als der Neptun nach Madeira zurückdampfte, besuchte auch Alfons noch einmal dankbaren Herzens die Familie des guten Kapitäns und reiste dann auch wieder in seine Heimat zurück, wo ihn seine guten Eltern schon lange sehnsüchtig erwarteten. Als Mr. Brown wieder glücklich in Chechire landete und das traute rebenumspinnene Vaterhaus betrat, da hatte er die große Freude, Fredys Mutter ganz zufrieden anzutreffen. Er hatte ihr ja längst geschrieben, daß Fred gefunden, daß derselbe aber nicht mehr zurück wolle, sondern sich ganz dem Herrn geopfert habe und ein frommer Einsiedler geworden sei, der die Welt verachtet. Die gute Mutter legte nun ihre schwarzen Trauerkleider ab, ward froh und glücklich wie noch nie. —

Seitdem waren nur etliche Jahre verstrichen, da kam der Stifter, der erste Abt von Mariannahill, in der Hand ein Siegeszeichen, das heilige Kreuz, auch auf die Drakensberge aufpflanzend, und es entstand an seinem Fuße die große und herrliche Mission „Reichenau“, die erste Tochter von Mariannahill.

Enhlovudawana, der Häuptling, längst vorbereitet in seinem Herzen, zog mit seinem Volke herbei, um als Christen die heilige Taufe zu empfangen. Priestermissionare, Brüder und opfermutige Missionschwestern arbeiteten emsig und unverdrossen an dem Bekehrungswerke der Zulus. Nicht immer ging es so leicht, sie zu bekehren; viele waren hart und stolz und wollten nicht dem Beispiele ihres Häuptlings folgen. Zudem starb Enhlovudawana plötzlich rasch dahin; man vermutete Mord durch Vergiftung von seiten hartnäckiger Heiden.

Doch der junge Missionar, hoch und schlank gewachsen, sein festes, militärisches Auftreten, gepaart mit Ernst und Milde, gewann allmählich die Herzen immer mehr und mehr, und auch der folgende Häuptling nahte sich und ließ viele seiner Söhne und Töchter taufen.

Immer mehr Volk, Weiße und Schwarze, siedelten sich nahe der Drakensberge an, und somit wurde diese erst so wilde Gegend umgewandelt in herrliche, weite Felder, wohlgepflegte Gärten und Wiesen, durch die der mächtige und schäumende Potelafluß rauschte. Der Wildreichtum nahm natürlich ab, die Tiere zogen sich immer weiter zurück, so daß Jagdliebhaber wohl wenig mehr zu suchen hatten. Als Simba von dem Aufschwung und der Zivilisation hörte, welche auch an den Drakensbergen schon durchgedrungen war, und von der herrlichen Kirche, die aus Sandstein von den Mönchen für die christlichen Zulus erbaut wurde, da zog er mit Weib und Kindern dahin, um auch dort seine Lebenstage zu beschließen. Ein Grab wußte er dort; das Grab eines heiligen Einsiedlers; dort wollte auch er ruhen!

K

Lustige Ecke

Wohlgemeinter Rat. Kunstmaler: Ich beabsichtige, mein letztes Gemälde einer öffentlichen Anstalt zu schenken.

Freund: Dann schenke es einer Blindenanstalt.

Wirklich freundlich. Eva: Was sagst Du von meiner letzten Photographie?

Rosa: Ausgezeichnet! Hübsch! Wenn Du nur in Wirklichkeit so aussehen würdest.

Die Fremdwörter. Kellner: Wünscht der Herr Table d'hôte?

Gast: Ja, bringen Sie mir eine Portion, wenn nur nicht so viele Knochen darin sind!

Kinder mund. Der kleine Alfred kommt aus der Schule und erzählt seiner Mutter, was er in der Bibelstunde gehört hat. „Denke Dir, Mutter, das Jesuskind hatte zwei Väter, einen irdischen und einen himmlischen Vater. Wer von den beiden der Schreinergefelle war, weiß ich nicht mehr.“

„Wie alt bist Du, mein Freund?“

„Bierzehn Jahre.“

„Aber, bist Du nicht älter?“

„Waren Sie denn älter, als Sie so alt waren?“

Na schkäzchen. „Ach, was tut es mir leid, daß ich die Äpfel genommen habe.“

„Hast Du ein schlechtes Gewissen?“

„Nein, einen schlechten Magen.“

Eine kleine Dulderin

Von Schw. M. Amata

Hlutshive war noch klein, als ihr Mütterchen starb und hinter der Hütte begraben wurde. Man warf Steine und Dornen auf die Grube, und dann gingen alle zum Fluß, sich zu waschen. Später wurden dann alle Hütten mit Kuhdünger beschmiert. Als ein Jahr nach dem Tode der Mutter verflossen war, wurde das bei den Heiden übliche „ukubunisa“ vorgenommen. Es wurde viel Bier bereitet, der Zauberdoctor gerufen und ein Ochse und eine Ziege geschlachtet; alle Anwesenden wurden mit der Galle der Ziege besprengt. Hinter der Hütte wurde ein Stück Ochsenfleisch aufgehängt für den Geist der Verstorbenen, welcher wieder, nach Ansicht der Heiden, in die Hütte zurückgekehrt war. Dann wurde getanzt, gegessen und getrunken. Kam später eine Krankheit vor oder ein anderer Unglücksfall, so wurde der Geist der Verstorbenen angerufen. Aber unsere kleine Hlutshive war immer traurig, weil sie keine Mutter mehr hatte.

Im Nachbarkraal war ein getauftes Mädchen; dieses nahm Hlutshive zuweilen mit zur Kirche. Das Kind fand alles so schön, daß es am liebsten bei uns geblieben wäre; aber es fürchtete seinen großen Bruder, der sehr zornig ist. Mehrere Monate waren darüber verflossen, als Hlutshive eines Morgens an der Schultüre stand mit der Bitte: „Ich will lernen“, während heiße Tränen über seine Wangen rollten. Das Kind erzählte den andern bekannten Kindern seinen ganzen Kummer. Sie hatte mit Maria gebetet; ihr Bruder kam dazu und fing an, sein Schwesterchen mit einer Reitpeitsche zu schlagen. Um jeden Preis wollte Hlutshive jetzt bei uns bleiben; aber das Glück währte nicht lange, denn der Bruder holte sie nach Hause, wo er sie wundschlug, so daß das arme Geschöpf kaum mehr gehen konnte. Auch Maria fürchtete sich nun, ihre kleine Freundin zu besuchen. Stets wurde Hlutshive bewacht, damit sie nicht entfliehen konnte.

Nach einiger Zeit war ein großes heidnisches Fest im Nachbarkraal. Auch Hlutshive begab sich festlich geschmückt dorthin, um den Augenblick abzuwarten, wo sie wieder fliehen wollte. Es gelang ihr auch; und freudestrahlend, in Perlen gehüllt, klopfte sie bei uns an. Da jedoch vorauszusehen war, daß das Kind wieder geholt werde und vielen Schlägen ausgesetzt sei, boten sich einige Kinder an, Hlutshive in der Nacht auf eine andere Station zu bringen. Als es dunkel wurde, machten sie sich auf den Weg, setzten sich, sobald sie sich sicher glaubten, ins Gras und warteten, bis der Mond sie den richtigen Weg finden ließ.

Am nächsten Morgen kam der Vater des Kindes zu uns, um seine Tochter zu holen. Als er sie nicht fand, meinte er, wir

sollten ihm suchen helfen und womöglich auf anderen Stationen nach Hlutshiwé fragen, er werde sie dann sicher bei uns lassen. Aber Hlutshiwé war zwei Tagereisen weit von ihrer Heimat entfernt, lernte gut, und war brav; doch nach längerer Zeit wurde sie auch da aufgefunden und mußte schließlich wieder mit nach Hause gehen.

Der liebe Gott möge doch den guten Willen des Kindes segnen und ihm die Gnade der heiligen Taufe gewähren!

3

Was singt die Nachtigall?

Was singt die Nachtigall?
Horch, fröhlich klingt ihr Schall:
O Mensch, schau um dich die Natur,
Wie sie auf deines Herrn Geheiß
Der Frühling schön gekleidet -- nur
Für dich, sein Kind, geliebt so heiß!

Was singt die Nachtigall?
Ermahnung spricht ihr Schall:
O Mensch, in deiner Frühling Lust
Dein Aug' hinauf zum Vater richt'!
Dann darfst du, wenn voll Dank die Brust,
Dich freu'n mit Kindeszuversicht.

Was singt die Nachtigall?
Wie Vorwurf klingt ihr Schall:
Ganz hingerafft von dem Genuß
Der Mensch gedenkt des Gebers nicht;
Ach, nimmer hört man Dankesgruß,
Selbst am Gedenken es gebracht.

Was singt die Nachtigall?
Wie Klage verhallt ihr Schall:
O Mensch, sieh, all die Herrlichkeit,
Die nun der Frühling hat gebracht,
Ein Bild nur der Vergänglichkeit:
Wie bald ist hin all diese Pracht!

Was singt die Nachtigall?
Wie Mahnung spricht ihr Schall:
So ringe von der kurzen Pracht
Der Erd' dich los, dort strebe hin,
Wo ewig neu der Frühling lacht!
O, sein Genuß nur ist Gewinn. Y



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelfrieda

Meine lieben Kinder!

Seute muß ich Euch einmal ein kleines Märchen aus Afrika erzählen: Die Zulu-Mütter erinnern ihre Kinder gerne daran, wenn dieselben faul und bequem sind und andere tun lassen, was sie selbst tun könnten. Als es einmal in Strömen regnete, wurden alle Tiere eingeladen, um einen Schwanz zu erhalten, wenn sie einen solchen wünschten. In ganzen Scharen marschierten, trabten und trippelten sie zu dem Plage, der dafür bestimmt war; nur das faule Kaninchen blieb in seinem molligen Loch sitzen und dachte: ach was, es ist doch viel zu naß, ich gehe nicht heraus. Es lugte nur aus seinem wohligen Versteck und rief dann allen, die vorübergingen, zu: „Freundchen, bring du mir einen Schwanz mit, wenn du zurückkommst!“

Nach einiger Zeit kehrten die Tiere zurück, geschmückt mit ihren schönen Schwänzen; das eine hatte einen langen, das andere einen kurzen, wieder ein anderes einen buschigen oder oder gar einen schönen glatten Schwanz; aber an das faule Kaninchen hat niemand gedacht. Und so blieb es für immer ohne Schwanz.

Da seht Ihr, liebe Kinder, was die Faulheit tut. Bei den schwarzen Eingeborenen herrscht darum das Sprichwort, wenn einer zu bequem ist für sich selbst das Notwendigste zu tun: „Du folgst dem Beispiel des Kaninchens!“ Das wollt Ihr nun doch sicher nicht.

*

Nun aber etwas ganz anderes:

Da bekomme ich einen Brief aus Rhodesia; die Station heißt Triashill. Das ganze Volk hat am Herz-Jesu-Fest Pro-

zession mit dem Allerheiligsten gehalten. Ihr seid ja gewiß auch alle mit der Fronleichnamsprozession gegangen und habt den lieben Heiland begleitet. Wie freut er sich immer an diesem Ehrentag, wenn er seine Lieblinge, die Kinder, um sich geschart sieht. So war es auch dort in Afrika. Die kleinen schwarzen Mädchen hatten auch weiße Kleidchen an, wenn auch nicht so feine, wie ihr sie habt; und die Knaben waren fast alle Ministranten. Soweit es eben reichte, bekamen sie ein Abzeichen als Ministrant. Das ganze Volk, besonders aber die Kinder, freuten sich so sehr. Ja, das kleine Völkchen hatte noch nicht genug; es wollte nachmittags noch einmal Prozession halten. Aber wie? Die guten Sachen aus der Kirche bekamen sie nicht. Sie wußten sich aber zu helfen, und das will ich Euch nun erzählen:

Drei kleine Jungens: Michel, Peter und Paul, haben das ganze ins Werk gesetzt. Am Tage zuvor war ein Lampenzylinder zerbrochen worden und wurde als unbrauchbar in die Scherbenkiste gebracht. Aber lange konnte der zerbrochene Zylinder sich seiner Ruhe nicht erfreuen. Unsere Jungens haben ihn erspäht, holten ihn aus der Scherbenkiste und banden ihn an eine lange Holzstange. Das sollte nun das Kreuz in der Prozession sein. Die Glocken machten sie sich aus alten Blechdeckeln und nagelten dieselben an kleine Holzklötzchen; dünne, kurze Baumäste waren die Kerzen. Wie nun alles fertig war, setzte sich die ganze kleine Jugend mit Lust und Liebe in Bewegung. Die Mädchen trugen, verwelkte Blumen, die man in der Kirche nicht mehr brauchen konnte. An Gesang fehlte es auch nicht, denn die schwarzen Krausköpfchen sind ganz musikalisch. Ohne es einzüben, schrien sie ganz mehrstimmig; es wurde alles gesungen, was sie nur wußten, sogar ein Stück aus der Präfation von der heiligen Messe, dann Anrufungen aus der Allerheiligen-Litanei, wieder andere sangen, was sie am Palmsonntag gehört hatten; sie riefen aber auch Heilige an, die Ihr nicht kennt und ich nicht kenne, zum Beispiel sangen sie ganz kräftig: Sancta Salata, Sancta Gaudiosa usw. Sie hatten sich auch ein kleines Altärchen fabriziert, und da machte die Prozession halt. Dann sangen sie das „Tantum ergo“, das sie gerade gestern geübt hatten; und sie hätten die Prozession noch wer weiß wie lange fortgesetzt, wenn nicht die wirklichen Kirchenglocken sie zu einem Besuch zum Allerheiligsten gerufen hätten. „Laßt die Kleinen zu mir kommen“, hat der liebe Heiland aus dem Tabernakel gerufen, und sie kamen. Das Spielen hatte ein Ende, und sie freuten sich schon auf die nächste Erholungszeit. —

Um 6 Uhr nehmen die Kinder ihr Abendessen, dann wandern sie scharenweise zum lieben Heiland in die Kirche, um das gemeinschaftliche Abendgebet zu verrichten.

Einmal spielte auch Schwester Oberin mit den Kleinen; das war eine überaus große Freude, denn dieselbe hatte ja verschiedene nette kleine Spielchen. Am darauffolgenden Sonntag klopfte es an der Türe der Schwester Oberin, und ein ganzes Rudel niedlicher kleiner Krausköpfchen stand davor. „Komm, Schwester Oberin, komm, wir wünschen wieder mit Dir zu spielen.“ Aber sie mußten sich enttäuscht zurückziehen, denn unsere gute Schwester Oberin hatte keine Zeit. Nun wanderten sie wieder zu ihrem Altärchen, das sie hinter dem Haus gebaut hatten. Das Christkindchen hatte ja aus Europa einige



Unsere Schulkinder mit ihren selbstgemachten Trommeln.

Sachen, wie Weihrauchfaß, eine blecherne Monstranz, kleine Leuchterchen usw. mitgebracht.

Nun spielten sie eines Sonntags wieder; da näherte sich ein Auto unserer Mission, und wie groß war die Freude, als aus demselben der Hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill ausstieg. Eine alte Christin scheute nicht, einen weiten Weg von 4 Stunden zu machen, um den hochw. Herrn zu sehen; sie brachte ihm als Geschenk eine halbe Krone, das ist nach deutschem Geld 2,50 Mark, mit; sie sagte aber dazu: „Morgen kommt der Hahn.“ Und so war es auch. Am nächsten Morgen kam ein kleiner Junge, und wir hörten alle den Schrei „Kiki-riki“; er brachte den Hahn, den das alte Mütterchen dem hochw. Herrn Bischof versprochen hatte. Das einfältige Weib-

lein kam auch mit. Dann sagte es zum hochw. Herrn: „Schau, Vater Bischof, wie mein Rock schon zerrissen ist, bald kann ich denselben nicht mehr anziehen. Möchtest Du mir nicht einen neuen kaufen?“ Der hochw. Herr Bischof konnte der Bitte nicht widerstehen; und Ihr könnt Euch die Freude denken, mit welcher die alte Hildegard mit ihrem neuen Rock, den sie vom hochw. Herrn Bischof selbst erhalten hatte, nach Hause humpelte.

Eine andere Frau brachte dem hochw. Herrn ein ganzes Körbchen afrikanische Kartoffeln; die Eingeborenen essen dieselben schon roh. Es waren aber noch andere, die eine besondere Freude über die Ankunft des Bischofs hatten; das waren die 10 Mädchen, welche gerne Schwester werden wollten und sich schon lange darauf vorbereitet hatten; jetzt bekamen sie aus den Händen des hochw. Herrn Bischofs den Schleier, eine Pelerine und eine Franziskus-Medaille. So waren sie also schon Postulantinnen und wurden in den Franziskusorden aufgenommen. Das war wohl die größte Freude.

Wer von Euch will denn einmal zu diesen schwarzen Kindern kommen und sie den Katechismus lehren? Aber dann müßt Ihr über das weite, weite Meer. Ihr braucht aber nicht bang zu sein, denn die großen Schiffe bringen ja Tausende von Menschen von einem Erdteil bis zum andern. Einstweilen könnt Ihr aber doch schon immer beten für die schwarzen Kinder, damit sie alle den lieben Gott kennenlernen.



Gute Bücher

Die Tiefen der Seele. Moralphyschologische Studien von Dr. J. Klug. 463 Seiten. 7.— Mk., geb. 8.50 Mk.

Wie groß das Verlangen weitester Kreise nach einer Moralphyschologie ist, beweist die so schnell notwendig gewordene sechste Auflage. Der verlorene Krieg und die Wirtschaftskrise haben unserem Volk unermesslichen materiellen Schaden gebracht, aber viel größer ist das geistige Unglück so vieler seelisch schwer erkrankter Mitmenschen, die gesund werden möchten und darum einen Seelenarzt suchen, der die richtige Diagnose zu stellen versteht. Leider ist bisher manches Seelenleben durch Verkennen von seiten des behandelnden Arztes, sei es des Mediziners, des Priesters oder des Lehrers, nicht gesund, sondern noch kränker geworden. Es fehlte an verstehender Einfühlung in Menschen-seelen und deshalb an der richtigen Behandlung kranker Seelen. Auch das umfassendste und tiefste Wissen des Mediziners macht den Kranken nicht wieder gesund, wenn der Arzt eine falsche Diagnose der Krankheit stellt. So kann auch der beste Dogmatiker und der gewichtigste Moralist einer kranken Seele wenig helfen, wenn ihm das Verstehen und feine Einfühlen für Seelenkämpfe und Seelentiefe fehlt.

Das Buch „Die Tiefen der Seele“ ist eine Zusammenfassung und Illustrierung all der ernstesten Gedanken und Erwägungen, welche der Fragenkomplex: Veranlagung, Verantwortung, Schuld und Willensfreiheit nahelegt. Es ist der Niederschlag der langjährigen sorgfältigen Überlegung, welche der Verfasser gerade dieser Frage mit einer gewissen ängstlichen Sorgfalt gewidmet hat.

Im Schatten des Kirchturms. Die stillen Erlebnisse eines Dorfpfarrers.
Von Pfarrer Karl Pflieger. 298 Seiten. Kart. Mk. 4,—. Geb.
Mk. 5,50.

Im Mittelpunkt all dieser herrlichen Gedanken steht der Kirchenmann — der Pfarrer — der neben der Dorfkirche das Kirchenjahr hindurch seine Erlebnisse aufrollen läßt, schlicht, einfach und lebenswahr. Die einzelnen Lesungen — Plaudereien — sind vom Anfang bis zum Schluß rein erlebnismäßig entstanden. Auch die Kapitel wie „Predigt des Lebens“, „Der Glaube und der Geist“, „Die Spiegel Gottes“ sind nicht erfundene, sondern wirklich stattgefundene Gespräche, aber immer bleibt die Atmosphäre der Dorfkirche der religiöse Kreis, in dem alle Gedanken sich bewegen. Auf diese Weise sind 52 herrliche Sonntagslesungen aus innerer Anregung herausgewachsen. Jedes Kapitel ist durch eine passende Kopfleiste geschmückt, deren Motive von dem Heimatmaler B. Bacher verschiedenen Dörflein seiner weiteren Heimat entnommen sind. Auch das Titelbild und der Schutzumschlag sind solch köstliche Wiedergaben. So ist ein Buch entstanden, das erlebnismäßig aus dem Dorf zu allen spricht. In seiner tiefgründigen feinen psychologischen und gemühtiefen Art hat das Werk viel mit Dr. J. Klugs Sonntagsbuch gemeinsam.

Die Schwedenburg. Erzählung für Jungens von Willibrord Menke.
Ein Jugendbuch, wie wir es brauchen. 168 Seiten mit 12 Bildern.
Geb. Mk. 2,85.

Einer, der die Jugend kennt und liebt, hat uns hier ein Buch geschenkt mit allen Vorzügen eines echten Jugendbuches, das unserer Jugend viel Freude machen wird. Eine Ferienwanderung zweier Freunde zu ihrem Onkel Bernhard. Alles, was sie auf dieser Wanderfahrt an Leiden und Freuden erleben, wird mit Humor und Spannung erzählt. Abenteuer folgt auf Abenteuer. Der Angriff eines entlaufenen Bären, eines wildgewordenen Stieres, Überfall von Wildschweinen, die Entdeckung einer Höhle — die Schwedenburg —, Gefangennahme durch Zigeuner, ein Kampf mit den Zigeunern, ihre glückliche Befreiung. Das sind richtig gezeichnete Jungens aus dem wirklichen Leben, voll Entdeckerfreude, Wagemut, Abenteuerlust und mutwilliger Bubenstreiche, aber auch empfänglich und begeistert für alles Gute und die Freuden und Schönheiten der Natur. Ein ideales Geschenk für unsere Jungens. Wer seinem Jungen zu Weihnachten eine große Freude machen will, schenke ihm dieses Buch aus dem Paradies der Jugendzeit.

Als die Saat erfror. Tagebuch einer Mutter. Das neue Werk von Franz Joseph Schneider. 143 Seiten. Kart. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Das Schicksal einer Mutter in Tagebuchform. Zwei gesunde, das Leben bejahende Menschenkinder in glücklicher Ehe vereint. Erwartung des Kindes, das Erleben einer ungekannten Welt, der Mutterschaft, das Erwachen des Unvergleichlichen: mein Kind! Wichtigkeiten, die das neue Ich einer seelisch stark betonten Gläubigen in stillen, glückdurchsonnten Stunden niederschreibt, ausführlich, dann wieder hastig, überspringend in abgerissenen Gedanken und bangen Fragen an die Zukunft. Krankheit und Genesung des Knaben, lichtfrohe und ernstmahrende Stunden, hoffende Tage, eilende Wochen und Monate, schreitende Jahre eines jungen Bäumchens, das Baum werden will. Das erleben wir echt und wahr mit, aus der Seele einer einfachen Frau, die uns bald schon zu Beginn des Buches — ihren eigenen Aufzeichnungen bleibt's noch verhüllt — ahnen läßt, daß das Problem Leben eine ungewöhnliche Aufgabe von ihr heischt, daß das Keimen einer unbewußten und ungeheuren Kraft eine ungewöhnliche Heldin in die Schranken ruft. —

Die Tagebuchblätter der Frau sind schlicht wie sie selbst. Aufzeichnungen, Wegfahrten irdischen Zaubers, hinter denen uns der Dichter das Ewig-

Große fühlen läßt ohne Floskel und billige Künste. Kleine, kleinste Dinge. Ach, alle die vielen Nebensächlichkeiten kämpfenden Alltags, sie reden in diesem Dichter-Tagebuch der Frauenseele so eine gewaltige Sprache.
Karl Berger.

Werden Sie Redner! Redner sein heißt Führer sein. Persönliche Erfolge wollen planmäßig vorbereitet sein. Kein denkender Mensch überläßt sie dem Spiel des Zufalls. Das soeben erschienene neue Buch von Dr. F. E. May mit dem Titel

Der zeitgemäße Redner. 224 S. Mit 12 Bildern. Kart. Mk. 4,—, Ganzleinen Mk. 5,—

verdoppelt die Kräfte Ihrer Persönlichkeit und ist Ihr wirksamster Helfer im Lebenskampf. Es macht das Studium der Redekunst zum Genuß. Allen hat es reiche Werte zu schenken. Aus lebendiger Praxis heraus ist es für das Leben geschrieben.

Alle hier aufgeführten Bücher sind aus dem Verlage Ferdin. Schöningh, Paderborn.

*

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Großlöderich Mk. 21, Maria. — Augsburg Mk. 42, Theresia und Joseph. — Westhausen Mk. 21, Maria-Theresia. — Gelsenkirchen Mk. 21, Karl. — Colonnowska Mk. 21, Elisabeth. — Benhausen Mk. 21, Theresia. — Frankfurt Mk. 63, Elisabeth, Norbert, Elisabeth-Theresia. — Paderborn Mk. 21, Joseph. — Frankfurt Mk. 105 für 5 Heidenkinder. — Neidingen gesammelt von der Gemeinde Mk. 21, Apollonia.

Patengeld für zwei Heidenkinder Mk. 20, Pfaffendorf.

Neidingen: Zu Ehren des hl. Joseph und Antonius für Kleidung eines armen Heidenkindes, das zur ersten hl. Kommunion geht, Mk. 20.

Für die Mission: Pfaffendorf von der Missionsvereinigung Mk. 80.

Armenbrot: Neidingen, zu Ehren des hl. Antonius zum Dank für erhörte Bitte, Frs. 85. Neidingen, zu Ehren des hl. Antonius gesammelt von mehreren Wohltätern, Frs. 30.

Almosen: Hamborn Mk. 1,50; Markelsheim zu Ehren des hl. Antonius und Judas Thaddäus Mk. 2,50; Conz Mk. 3,50.

Für die Missionschule: Neidingen Frs. 20; Colonnowska Mk. 4.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze sie das kostbare Blut, das aus dem heiligen Herzen Jesu floß!

Ein Priesterherz ist Jesu Herz! Das Opferlamm für unsere Sünden.

Sucht überall in Sorg und Schmerz die irren Schäflein aufzufinden.

Ein Priesterherz ist Jesu Herz! Es fühlet nur die fremden Leiden;

Es nimmt für sich der Menschen Schmerz und gibt dafür des Himmels Freuden. — —

Ein Priesterherz ist Jesu Herz, und Seelen nur sind sein Begehren.

Für Seelen litt es Tod und Schmerz, für Seelen will's die Lieb verzehren.

O heilig Herz, für immerdar mach unser Herz dir zum Altar.

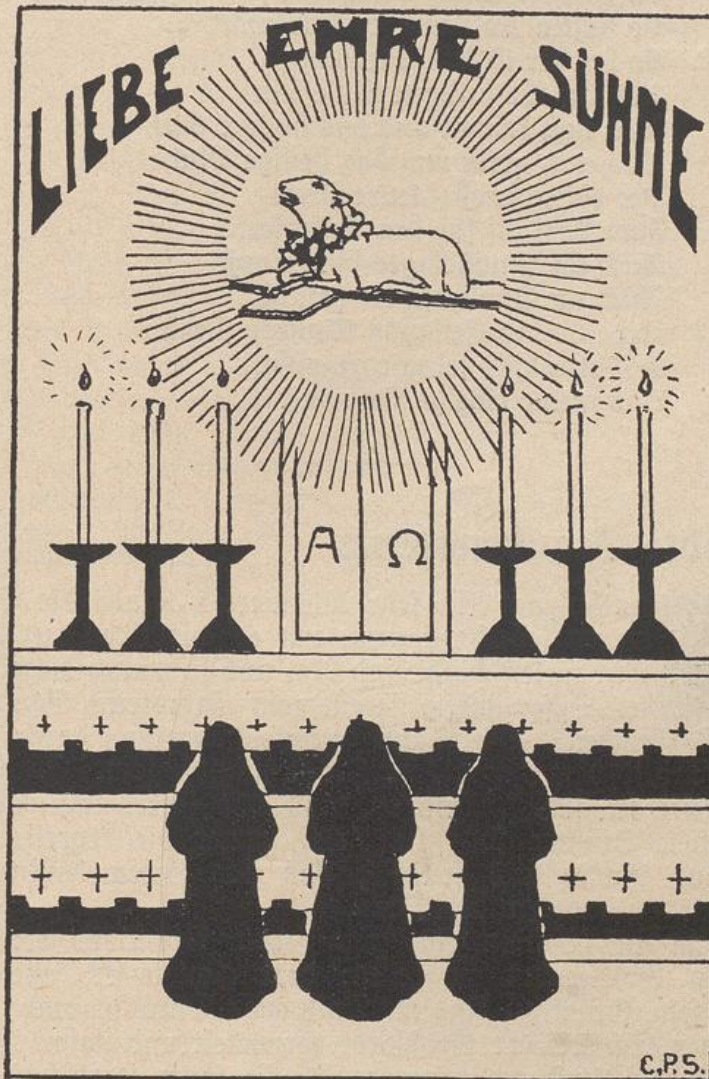
O, laß mit dir uns opfern, beten, für dich recht viele Seelen retten.

Gebetserhörungen: Der gottseligen Katharina Emmerich Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen. N. N. — Dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, dem heiligen Antonius und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen. Sch. in Fr.

Caritasblüten

Nr. 7

1932



Verblutet ist das Lamm
Am harten Kreuzesholz,
Es sühnte unsre Sünden,
Es sühnte unsern Stolz.

Drum lieben wir dies Gotteslamm,
Verehren wir sein Blut.
Ja, Sühne, Liebe, Ehre sei
Dem allerhöchsten Gut!

Zum Fest des kostbaren Blutes

Ihr Wunden Jesu, seid begrüßt,
Der höchsten Liebe Unterpfand,
Aus denen alles Heil uns fließt:
Preis euch durch Himmel, Meer und Land!
So leuchtet keines Sternes Licht,
So duften Ros' und Balsam nicht,
So kostbar ist kein Edelstein,
Als ihr, ihr heiligen Male sein!
Aus euch kommt uns das höchste Gut,
Aus euch quillt uns das heilige Blut,
Der einzig große, teure Preis,
Zum Loskauf für den Erdenkreis.
Auch ich Unwürdiger bin erkauf't,
Auch im Gnadenstrom getauf't,
Der aus des Heilands Wunden fließt.
O Gottesblut, sei mir begrüßt,
Das meine einz'ge Hoffnung ist.

3

Erprobte Glaubenstreue

Von Schw. M. Stanisla

Dorothy war ein sehr talentiertes Kind; die Eltern waren jedoch zu arm, um es ausbilden zu lassen. Mit vieler Mühe und Not und so manchem gebrachten Opfer durfte sie ein paar Jahre eine Schule besuchen; doch dann mußte Dorothy durch ihrer Hände Arbeit dem häuslichen Kraal nützlich sein. Froh und heiter griff sie jede Arbeit an, und mit ihrer ungewöhnlich klangvollen Stimme sang sie dabei immer die ergreifendsten Melodien. Ruhig und friedlich floß das Leben dahin, und keiner war glücklicher als Dorothy.

Da kam eine Wendung in ihrem Leben. Der Vater verlangte nach den Goldgruben zu gehen; dort glaubte er, wie viele andere, sein Glück zu finden. Bald war Dorothy auch wirklich in den Taumel der Großstadt verwickelt und nahm in derselben einen Dienst an. Treu wollte sie ihrer Herrschaft sein, treu aber auch ihrem Gott, denn sie hatte einen guten religiösen Geist. Tag für Tag sah man sie in der Kirche beim heiligen Messopfer. Ihre bescheidene, zurückhaltende Frömmigkeit lenkte bald die Augen des Priesters auf sie, und da sie ein eifriges Marienkind war, wurde sie bald einstimmig zur Präfektin der Marianischen Kongregation ernannt.

Jahre waren vergangen. Dorothy war von so manchem schwerem Leid heimgesucht worden. Beide Eltern hatte sie in

kurzer Zeit verloren, und nun war sie allein auf sturmbewegtem Lebensmeer. Wohl hatte sie ein Heim bei ihrer Tante gefunden, doch was war das gegen den väterlichen Kraal. Dorothy war jedoch ganz ergeben in Gottes heiligen Willen und ging ganz auf in der Liebe und Sorge für die ihr anvertrauten Marienkinder. Sie war es auch, welche die kranken Mitglieder der Kongregation aufsuchte und ihnen ihre Lage verbesserte. Mit eigener Hand griff sie zu, wenn sie Kranke in einem verwahrlosten Kraal fand. Obgleich ein armes Kind eines Eingeborenen, so hatten ihre Eltern ihr doch den besten Erbteil hinterlassen, den treubeforgte Eltern ihren Kindern nur hinterlassen können. Ein tiefer Glaube und eine wahre, aus dem Herzen entspringende Herzensbildung, war diesem Kind eigen. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit tat sie das Gute, spendete Licht und Sonne, wo sie es gar nicht ahnte, und wenn immer sie einen Kraal betrat, so erheiterte sie jedes bedrückte Herz. Die Mitglieder der Kongregation trugen eine wahre Liebe zu ihrer Präfektin, und auch der Priester der Native-Mission dieser Weltstadt schätzte seine Präfektin als eine treue Stütze. Was er ihr anvertraute, das war getan, und er konnte unbesorgt sein. Sie wirkte unter ihren Marienkindern mit wahren apostolischem Eifer.

Müden Schrittes betrat eines Tages der eifrige Missionar sein Zimmer und ließ sich in einen bereitstehenden Sessel fallen. Des Tages drückende Hitze hatte seinen Missionsgang in die umliegenden Wohnungen der Eingeborenen sehr erschwert, und er fühlte sich seiner wohlverdienten Ruhe sehr bedürftig. Kaum hatte er den Gedanken gefaßt, daß er nun etwas zu ruhen gedenkt, da wurde auch schon an die Tür geklopft. Der Priester öffnete. Schüchtern begrüßte ihn Dorothy und blieb verlegen an der Tür stehen. Der Priester begann jedoch mit ermunternden Worten: „Nun, Dorothy, hast Du wieder etwas Neues für die Kongregation erfunden?“ Dorothy schwieg; und als er sie nochmals aufforderte, da entgegnete sie: „Nein, ich komme heute mit einer Privatangelegenheit.“ Doch weiter konnte sie nicht reden. Der besorgte Seelenführer versicherte ihr nun, daß sie seiner Hilfe gewiß sein könne. Die Präfektin jedoch schüttelte fragend den Kopf und meinte: „Ich weiß nicht, ob Sie mir in diesem Fall so schnell ihre Hilfe zusagen werden.“ — Es entstand eine lange Pause. Priester und Präfektin schwiegen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Endlich brach Dorothy das unheimliche Schweigen. „Ich bin im Begriff, Eduard Green zu heiraten“, sagte sie und wick den Blicken des Priesters aus. „Eduard Green“, wiederholte der Priester und schüttelte traurig sein Haupt. Lange sprach er nichts, Dorothy wäre am liebsten in den Boden versunken. Keinen Blick wagte

sie auf den Priester zu werfen. Sie kämpfte den harten Kampf zwischen Glauben und Genießen. Der Glaube verbot ihr, diesen Mann zu heiraten; das Verlangen nach Genuß und Ehre malte ihr jedoch die verlockendsten Bilder aus. „Dorothy“, begann der Priester nun. „Hast Du es Dir überlegt, was Du tun willst? Einen nicht-katholischen Mann willst Du nehmen? Bedenkst Du das Argernis, das Du gibst, Du als Präfektin? — Und weißt Du auch, welche Bedingungen an eine gemischte Ehe geknüpft sind? —“

Dorothy schwieg noch immer und wußte keine Antwort zu geben. Leise sagte sie nur: „Er will alle Bedingungen erfüllen.“ Der Priester sah nun, daß sie wirklich gewillt war, eine Mischehe einzugehen, und er fragte sie nur noch, ob er „willig“ die Bedingungen erfüllen wolle. Das jedoch mußte Dorothy verneinen, denn sie hatte lange mit ihm ringen müssen, bevor er alles zugab.

Des Priesters Herz war übervoll von Leid, und er konnte Dorothy nicht verstehen. Er mahnte sie mit dringenden Worten, von diesem Schritt abzusehen. Uner schöpflich war seine Geduld, mit der er ihr den Kampf schilderte, den sie ihr ganzes Leben haben werde. Aber alles schien zwecklos zu sein. Dorothy war entschlossen, diesen einmal Erwählten zu heiraten. Ihr war es zu verlockend, daß sie die Frau eines Halbweißen sein sollte, die Frau eines Geschäftsführers einer berühmten Firma. Sie sah nicht, daß ein Halbweißer und eine Schwarze nie wahrhaft glücklich sein können. Beide waren in augenblicklicher Leidenschaft verblendet. Dazu kam noch, daß ihre Tante sie zu dem Schritt ermutigte, denn sie hoffte dann, daß auch ihre Kinder durch die glänzende Partie ihrer Nichte eine bessere Aussicht für ihre Zukunft hätten. —

Dorothy war vermählt. Die Vereinsmitglieder bedauerten die Verwirrung ihrer Präfektin und vergaßen ihrer nicht im Gebete. Sie bezog einen ganz anderen Stadtteil und war in ihrer alten Umgebung bald vergessen. War sie nun glücklich? Es schien so. Aber es war anders.

Ihr Gatte war ein großer Naturfreund und wollte jeden Sonntag hinaus ins Freie. Dorothy machte ihm Vorstellung, daß sie erst einer heiligen Messe beiwohnen wolle, dann sei sie gern bereit, mit ihm hinauszugehen. Im stillen jedoch blutete ihr das Herz, denn sie gedachte, wie gern sie als Marienkind nach der Frühmesse nochmals ins Hochamt ging, und nun mußte sie schon vier Wochen nach der Hochzeit auf alles verzichten. Ihre Vorstellungen riefen eine direkte Auseinandersetzung hervor, denn schon machte er ihr Vorwürfe, daß sie den einzigen Tag in der Woche, an dem er daheim war, in der Kirche zubringe. Dorothy hingegen wies darauf hin, daß sie nicht den ganzen Tag in der Kirche zubringe, sondern höchstens

eine Stunde. Der erste Schatten war nun schon auf das Glück der jungen Leute gefallen. Wie können auch zwei glücklich sein, die im innersten Herzen doch nicht einig sind? Niemals kann eine solche Ehe glücklich sein.

Die Geburt des ersten Töchterchens brachte einen neuen Sturm über Dorothy. Der Vater wollte nicht, daß sein Kind ein Papstanbeter, wie er sagte, sei und verweigerte die Taufe. Die Mutter hingegen bestand darauf, daß das Kind getauft werden müsse. Bald gab es zornige Auftritte, bald trotziges Schweigen von seiten ihres Gatten. Keine frohe Stunde war ihr mehr vergönnt. Ging der Vater zur Arbeit, dann neigte sie sich über ihr einziges Kind, das sie in ihrem Schoße barg, und weinte bittere Tränen. Tränen, Kreuz und Leid waren ihr Anteil. Sie nannte ein schönes Haus ihr Eigen, war fast europäisch eingerichtet, doch es fehlte das häusliche Glück. Ihr Töchterchen Mary wuchs heran und hatte fast das dritte Lebensjahr erreicht. Die Mutter hielt es nun nicht mehr länger aus, ihr Kind ohne die heilige Taufe zu wissen. Mit jedem Blick, den sie auf ihr Kind heftete, ging es ihr gleich Messerstichen durch die Seele. Gewissensbisse ließen ihr keine Ruhe mehr, und eines Tages trug sie ihr Kind heimlich zur Taufe. Sie wußte wohl, daß dieser Schritt einen neuen Sturm heraufbeschwören werde, denn über kurz oder lang werde er es doch erfahren, daß sein Kind eine Christin sei. Dorothy war sich all dessen bewußt und sah ruhig diesem Kampf entgegen. Lieber wollte sie für ihr Kind mit ihrer Hände Arbeit durchs Leben gehen, als daß sie es als Heidin aufwachsen ließe. Sie atmete befriedigt auf, als das Wasser der Wiedergeburt ihr Kind in ein Gotteskind umwandelte, und nahm dann ihr gewohntes Leben wieder auf.

Wie ein Rasender gebärdete sich ihr Gatte, als er wahrte, daß seine Frau das Kind hatte taufen lassen. Dorothy sprach nicht ein Wort. Still und ruhig ließ sie alles über sich ergehen, bis auch ihr Gatte des Lobens müde wurde. Diesem Sturmauftritt folgte eine sonderbare drückende Ruhe. Tage vergingen. Keiner sprach ein Wort. Der Stolz des Gatten bäumte sich auf, denn er war allgemein als stolzer Prässer bekannt. Dorothy ahnte nichts Gutes. Ihr war es so beklommen zumute, und sie sah keinen Ausweg. Da trat eines Tages ihr Gatte zur ungewohnten Tageszeit ins Zimmer. „Meine Firma errichtet in N. eine Zweigniederlassung, und dort gehe ich hin. Du hast das Haus. Eine Unterstüzung werd ich Dir zukommen lassen. Doch mein Haus werde ich nicht eher betreten, bis ich der Herr im Hause sein kann“, sprach er kurz und bündig und verließ wieder das Zimmer. Dorothy war allein. Sollte sie weinen — sollte sie froh sein, daß nun der Streit ein Ende habe? Nein, — sie konnte nicht froh sein, denn sie wußte,

daß Mann und Frau, verbunden durch das Sakrament der Ehe, zusammen gehören. Was sollte sie tun? —

In bang durchwachten Nächten reifte in ihr der Entschluß, das Haus zu vermieten, des Gatten Unterstützung für ihr Kind anzulegen und sich und ihr Kind durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie war zu stolz, um von ihrem Gatten aus Gnade und Barmherzigkeit erhalten zu werden; und die Miete des Hauses und das evtl. zu erhaltende Geld des Gatten werden ihrem Kind später einmal gut tun. Schon den nächsten Tag betrat sie das Zimmer des Priesters, der sie vor Jahren gewarnt hatte. Gedemütigt in der Schule der ausgestandenen Leiden bat sie ihn um Rat, und der Priester, der im stillen Dorothys Lebensbahn verfolgt hatte, war gern bereit, ihr zu helfen, denn war doch all der Kampf, den sie führte, nur ein Kampf um den Glauben gewesen. Sie mußte für ihren Glauben kämpfen, mußte leiden, mußte opfern. Ruhig hörte der Priester zu, was Dorothy nun vor hatte und stimmte dann ihrem Vorhaben bei, daß sie die Stadt verlasse, denn zu groß waren die Gefahren gewesen, denen sie ausgesetzt war. Die Verwandtschaft von seiten ihres Gatten war protestantisch und ihre Umgebung, in der sie wohnte, war mohammedanisch. Voller Mitleid mit der schwergeprüften, aber glaubensstarken Frau versprach der Priester, sich für sie auf einer Missionsstation zu verwenden.

Bald war Dorothy unter den Fittichen einer katholischen Mission geborgen. Sie wurde den Schwestern nun Stütze und Hilfe. Zu jeder Arbeit war sie bereit, und nie entschlüpfte ihr ein Wort der Klage. Mary wuchs heran und durfte die Missionschule besuchen. Sie wurde bald der Liebling aller. Auf Dorothy hingegen lastete immer der Druck des Getrenntseins von ihrem Gatten. Dort im Missionskirchlein konnte man sie oft nach getaner Arbeit finden; dort flehte sie für ihn und eiferte auch ihr Kind an. Mutter und Kind wetteiferten, die Bekehrung des Vaters zu erflehen. Doch bald erkrankte Mary. Der herbeigerufene Arzt erklärte eine Operation für notwendig. Wie bangte das Mutterherz um ihr einziges Kind! Sie ergab sich wieder in Gottes heiligen Willen und überließ das Kind dem Arzt, der es mit seinem Auto ins nächste Hospital der Stadt X. brachte. Ruhig und ergeben lag die Kleine in ihrem Bettchen. Immer kehrten ihre Gedanken zu den Schulgespielinnen auf der Mission, zu ihrer Mutter und den Schwestern zurück.

Die Operation war glücklich verlaufen, und Mary war auf dem Wege der Besserung. Froh und heiter spielte sie schon mit andern Kindern im Garten. Sie wußte nicht, daß von einem der großen Fenster die Blicke eines Fremden auf ihr ruhten, sondern gab sich unbefangen ihren Spielen hin. Nur griff sie

150

von Zeit zu Zeit zwischen die Falten ihres Kleidchens, denn darin lag etwas Kostbares verborgen. Ja, ihre Tasche barg den letzten Brief ihres lieben Mütterchens, den sie zu ihrem Geburtstag erhielt. Mit kindlicher Verehrung bewahrte sie Mutters Briefe als die größten Schätze, und sie freute sich, daß sie nun bald zur Mutter eilen durfte.

Noch immer ruhten des Fremden Blicke auf dem Kind. Gestern erst wurde er hier eingeliefert, da er bei einem Auto-unfall verunglückt war. Jedoch seine Verletzungen waren nicht so gefährlich, wie es auf den ersten Blick schien, und er konnte schon am nächsten Tage das Bett verlassen. Nun hatte er den ganzen Tag dieses Kind beobachtet. Immer zog ihn etwas zu dem Kind, aber nie versuchte er, es anzureden. Ein geheimes „Etwas“ zog ihn an, und ein ebenso geheimes „Etwas“ flößte ihm eine gewisse Scheu vor dem Kinde ein. Lange stand er so am Fenster; dann entschloß er sich, dem Kinde nachzugehen.

Mary spielte ahnungslos mit den andern Kindern und eilte gerade mit Windeseile im Wettlauf durch die Gartenwege, als der unbekannte Beobachter den Garten betrat. In Gedanken versunken ging er langsam den davoneilenden Kindern nach. Da stockte sein Fuß. Auf dem Boden lag ein weißes Kuvert. Er hob es auf — sein Blick — fiel auf seinen eigenen Namen. — „An Mary Green“ — hieß es. Mechanisch, wie von geheimer Macht getrieben, öffnete er den Brief und las die Wünsche einer Mutter für ihr Kind. — Dann aber hielt er inne, denn voll inniger Liebe sprach eine Mutter zu ihrem Kind von dem Vater — dem Vater, der sie verließ. „Wie, mein Kind, Du darfst bald heimkommen? O, wie ich mich freue. Dann wollen wir ein Herz und eine Seele sein, um für den Vater zu beten. Vergiß nie, mein Kind, Deinen lieben Vater in das Abendgebet einzuschließen.“ So und noch viel mehr schrieb die Mutter. Und der, der es las, war der Vater. Gott hat es zugelassen, daß der Brief in seine Hände fiel. Nun dämmerte in ihm die Erkenntnis: Die Religion, die eine Verstoßene so sprechen lehrt, so lieben lehrt, muß doch wahrlich etwas Göttliches sein, und eine heiße Sehnsucht erfüllte ihn nach diesem göttlichen Glauben. Gottes Gnade klopfte an das Herz des stolzen Mannes. Wird er seinen Stolz beugen?

Ganz in Gedanken versunken steht er da, als er plötzlich Kindertritte und Kinderstimmen herannahen hört. Rasch faltet er den Brief zusammen und will von den Kindern den Eigentümer herausfinden. Nun wußte er, was ihn immer zu jenem Kind hinzog, denn er konnte sich nun leicht erklären, wer der Eigentümer des Briefes war. Hastig griff das Kind nach dem Brief, den ihr der fremde Mann entgegenhielt, und ahnte nicht, daß er ihr Vater war. Erst, als sich alle Kinder entfernt hatten, dann erst gab er sich seinem Kind zu erkennen.

Mary schaute anfangs von der Seite ganz verstohlen zu ihm auf, dann sagte sie: „Ich hab's ja gewußt, daß Du es sein mußt, denn als ich Dich sah, hab' ich Dich gleich so lieb gehabt.“

Voll Glück und Wonne neigte er sich zu seinem Kind hernieder. Bald lag des Kindes Köpfchen wohlgeborgen an der Brust des Vaters. Doch nachdem die erste Wiedersehensfreude vorüber war, sagte Mary: „Aber Vater, ich muß Dich Mutter als Geschenk mitbringen. Komm, gehen wir doch morgen nach Hause!“

Erst schwieg der Vater; dann sagte er zu ihr: „Aber, Liebling, wird die Mutter mich auch noch haben wollen?“ Das hatte ihm Mary nun bald beigebracht, daß die Mutter schon auf ihn warte und er direkt den folgenden Tag zu ihr müsse.

Ganz unerwartet öffnete sich die Tür des Bügelzimmers im Schwesternhaus der Mission, und herein stürmte Mary und fiel ihrer Mutter direkt um den Hals, immer wiederholend: „Mutter, ich hab' Dir ein großes Geschenk mitgebracht. Komm heraus!“ Nicht nachgebend zog sie die Mutter hinaus, und da — welch ein Wiedersehen — erwartete sie ihr Gatte.

„Dorothy, ich komme nun, Dich zu fragen, willst Du Herrin meines Hauses sein“, war alles, was der Gatte sagen konnte. Dorothy hatte nur einen dankbaren Ausblick zum Himmel. Überströmende Freude erfüllte ihr Herz, als ihr Gatte ihr seinen Entschluß mitteilte, daß er mit ihr das Glück jenes göttlichen Glaubens teilen möchte, der sie alles ertragen lehrte. Ihre erprobte Glaubenstreue habe ihm den Weg zur Kirche gebahnt.

„Treu im Glauben, treu im Lieben, treu im Leiden“, war nun der Wahlspruch ihres neuen Lebens!

Es bringt keinen Schaden

Ein kinderreicher, sehr fleißiger, armer Mann wurde vom Pfarrer erinnert, auch mal in der Woche die hl. Messe zu hören. „Ach,“ antwortete er, „das können wir nicht, wir müssen ja jeden Augenblick zusammennehmen, um einen Pfennig zu verdienen.“

„Nun, so probiert's einmal,“ entgegenete jener, „schickt einmal einen Monat lang zwei Kinder in die hl. Messe, wenn es dann mit Eurem Geschäft zurückgeht, so kommt zu mir, ich will Euch sofort alles ersetzen.“

Der Mann nahm den Antrag an. Er sandte täglich zwei Kinder in die hl. Messe; er selbst konnte es Geschäfte halber unmöglich. Nach Ablauf eines Monats aber sandte er sämtliche Kinder, denn jener Monat war seit vielen Jahren der beste für ihn gewesen. Durch das Anhören der hl. Messe und seine fleißige Arbeit brachte er es auf einen grünen Zweig. Was aber die Hauptsache ist, alle Kinder wuchsen brav und religiös heran.



Christliche Congonesische Negermädchen.

Ramazani

Von Schw. Amabilis

Ramazani, so nennt der Mohammedaner die im Koran vorgeschriebene Fastenzeit. Sie dauert 30 Tage, darf nicht unterbrochen werden und gestattet nicht, auch nur das mindeste vor Sonnenuntergang zu genießen. Selbst ein Tröpfchen Wasser ist verboten. Ebenso ist das Einnehmen von Arzneien untersagt. Trotzdem dies alles so hart klingt und durch das heiße Klima noch an Härte zunimmt, ja für uns wegen des großen Durstes fast unerträglich wäre, so sind doch die Mohammedaner für diese Übung ganz begeistert. Es ist nämlich ihr fester Glaube, daß derjenige, welcher diese Fasten hält, Verzeihung aller seiner Sünden empfängt, daß seine Seele so schön makellos wird, wie die eines Engels, und daß ihm die Tore des Himmelreiches unfehlbar offen stehen. Wenn der Islamit nur sein Ramazani hält, so kann er sich Schlechtigkeiten erlauben, so viel er will. Niemand kann ihn von dieser Überzeugung abbringen.

Die Vornehmen und Reichen, welche das strenge Fasten nicht unternehmen können oder wollen, bestellen sich dafür einen anderen Mann, der für das Fasten gut bezahlt wird, damit sie die Verzeihung ihrer Sünden, die Reinheit ihrer Seele und das Himmelreich erwerben. Dabei glauben sie, daß das Verdienst des Fastens von dem Mann, den sie dafür bezahlen, auf sie übergeht. Hier muß aber bemerkt werden, daß es nicht in die Öffentlichkeit kommen darf, daß sie selbst das Fasten nicht fertigbringen, sondern es durch andere tun lassen.

In Zanzibar wird diese mohammedanische Fastenzeit durch zwei Kanonenschüsse am Abend vorher angemeldet. Hunderttausende beteiligen sich daran, Araber, Indier, Neger, alles, was sich zum Islam bekennt. Von diesem Tage an verschwinden alle Tee-, Kaffee-, Brot- und Früchteverkaufsstellen in den Straßen. Auch wir im Hospital merken es gut, denn während der 30 Tage kommt kein Mohammedaner um Arznei.

Vor Beginn der Fastenzeit wird Geld nach allen Seiten gesucht. Hat man mohammedanische Arbeiter, so hören sie nicht auf zu bitten und zu flehen, bis man ihnen Geld leiht, damit sie sich mit guten, kräftigen Nahrungsmitteln versehen können. Auch wird niemals mehr gestohlen als in dieser Zeit, damit sie sich in der Nacht ein gutes Mahl bereiten können. Das beschauen sie absolut nicht als Sünde, besonders wenn sie jemand bestehlen, der nicht zum Islam gehört.

Verwundet sich einer in dieser Zeit an irgendeiner Stelle des Körpers, so daß es blutet, so ist das ein Zeichen, daß der Betreffende im Sündenzustand ist und durch das Fasten keine Verzeihung erhält. In diesem Glauben unterbricht er auch sofort das Fasten.

Nach Sonnenuntergang beginnt die Essenszeit. Zuerst wird eine dünne, stark gepfefferte Reismehlsuppe verzehrt und dann kommen alle möglichen andern guten Gerichte. Sie dürfen um 6 Uhr abends, dann ungefähr gegen Mitternacht und nochmals nachts um 2 Uhr essen. Zu dieser letzten Mahlzeit ladet wieder ein Kanonenschuß ein. Wie sie aber nachts schmausen und was sie alles treiben, hat nichts zu sagen, denn sie fasten ja am Tage, und daran ist ihr Himmelreich geknüpft.

Nach Ablauf der Fastenzeit wollen die darauf folgenden Festlichkeiten kein Ende nehmen. Besonders die ersten drei Tage werden mit ungeheurem Jubel gefeiert. Dann fließen auch die Almosen, wie überhaupt der Mohammedaner zum Almosengeben geneigt ist, wenn es öffentlich geschehen und von allen gesehen und bewundert werden kann. Sie gleichen hierin ganz den Pharisäern, die es liebten, sich an öffentlichen Straßen zu zeigen, wenn sie fasteten. Wenn es aber gilt, ein Almosen zu geben, das nur Gott sieht, dann sind sie nicht zu haben. Ebenso wenig spenden sie daselbe für den armen Kranken, oder den ausgearbeiteten, kraftlosen Sklaven, der ihnen ein ganzes Leben treu gedient hat. In seinen alten Tagen wird ihm einfach die Türe gewiesen. Wie oft schon waren wir davon Zeugen. Ja, nicht selten haben wir diese Armsten auf der Straße aufgefunden, und auf unsere Frage, wie sie in diesen elenden Zustand geraten seien, als Antwort erhalten: „Mein Herr und Gebieter hat mich auf den Wagen gelegt und hierher gebracht mit der Bemerkung: ‚Wenn die Schwestern morgens zum Walezo-Hospital fahren, werden sie dich schon sehen.‘“ Wir selbst haben natürlich immer Freude, einen so armen Verstoßenen in unsere Pflege aufnehmen zu können. Er wird auf eine Tragbahre gelegt und in unser Hospital gebracht. Wie viele Seelen haben wir auf diese Weise schon retten können.

Einen großen Triumph feiert der Islamit, wenn er einen Christen für seine Religion gewinnen kann. Dann strömen die Almosen für diesen Apostaten so reichlich, daß er bald ein wohlhabender Mann ist. Sie bereiten ihm einen Triumphzug zu Pferd und mit Musik durch die Stadt. — Daraus ersieht man, daß unsere armen Christen beständig von Gefahren für den Glauben umgeben sind.

Fragt man einen Mohammedaner nach dem Befinden eines Kranken, der ihm nahesteht, so bekommt man immer die Antwort: „Es geht ihm gut.“ Darnach folgt ein Lob- und Dankspruch dem Allerhöchsten und erst dann erfolgt die richtige Antwort, wie sich der Kranke befindet. Sie sind sehr ergeben in den Willen Gottes. Selbst bei Todesfällen darf nicht geweint werden, denn Weinen ist eine Schande für sie. Würde diese stumme Resignation der Mohammedaner auf dem Glauben beruhen, dann wären sie Helden in dieser Tugend. So aber

sind sie so verblendet und huldigen dem Mohammed mit fast göttlichen Ehrenbezeugungen.

Es gibt unter ihnen auch sehr gutmütige Menschen. So kannte ich einen alten Araber, der nicht wußte, was er mir vor Freude geben sollte, wenn ich zu ihm kam. Auch meine schwarze Begleitung beschenkte er reichlich. Er war der Vater der ganzen Umgebung. Alle, die in Not waren, kamen zu ihm, Mohammedaner, Heiden und Christen. Er drängte die Leute nicht zum Zahlen, sondern wartete geduldig, bis sie nach und nach das Geld für die Ware brachten. Verweigerte einer zu bezahlen, so sagte er ganz gelassen: „Er wird Unannehmlichkeiten mit seinem Gott bekommen.“

3

Taubenflügel

Von Henriette Brey

Er war der Sohn eines Arztes in einem nidderrheinischen Städtchen, der kleine Heinrich Walter. Etwas Zartes, Unberührtes war an ihm. Seine Seele war von engelhafter Reinheit. Sie hatte zarte weiße Schwingen. Und eine Zeitlang schien es, diese Schwingen würden sie über diese Erde hinaustragen in die seligen Gefilde des Himmels; denn das Kind war von schwacher Gesundheit und wurde mehrmals schwer krank.

Aber die Gebete seiner Mutter rangen mit Gott. „Laß ihn leben, o Herr,“ flehte sie inbrünstig, „wenn es dein Wille ist! Nicht für mich, sondern für dich. Daß er zu deiner Ehre arbeiten und wirken kann in dem von dir gewollten Berufe. Zieht sein Herz ihn zu deinem heiligen Zelte, so werde ich frohlockend dir meinen Erstgeborenen opfern. Soll er in einem andern Berufe für dein Reich wirken, so werde ich auch glücklich sein. Nur gib ihm das Leben wieder, meinem süßen Knaben.“

Und Gott erhörte das Gebet. Dem Todesengel wurde noch nicht Gewalt gegeben, die reine Blume zu brechen. Heinrich genas und wuchs zu einem fröhlichen und doch sinnigen Knaben heran, fromm, lerneifrig, weit offen das Herz für alles Schöne, Gute und Edle. Sein sanftes Gemüt machte ihn zum Liebling aller.

Er besuchte bereits das Gymnasium, und seine Lehrer waren voll des Lobes über seine Geistesgaben.

Doktor Walter war stolz auf seinen Sohn und hoffte, daß er dereinst ein tüchtiger Arzt und sein Nachfolger würde. Die Mutter sagte nichts dazu. Voll Liebe hingen ihre Blicke an dem Knaben. Wenn er nur zu einem braven, aufrechten Menschen erwuchs! Gott würde ihm schon zur rechten Zeit den von ihm bestimmten Beruf zeigen.

Früh schon war Heinrichs Herz auf Überirdisches gerichtet. Am liebsten las er von großen und heiligen Männern und Frauen, welche die Welt überwunden und Herrliches für das Reich Gottes geleistet hatten.

Wohl träumte er gleich andern Knaben von fernen Wunderländern und großen Taten. Aber es waren nicht Indianergeschichten, nicht Abenteuer und phantastische Begebenheiten, welche nur den Kopf erhizen und zu ernster Arbeit unfähig machen — nein, Heinrich Walter träumte davon, wie groß und erhaben es wäre, als Missionar hinauszuziehen in die weiten, weltfernen Heidenländer, den armen Schwarzen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu bringen, ihre Seelen zu erlösen aus den Banden des Teufels.

Ja, das war wahrer Heldenmut, wahre Größe: mit dem Kreuze in der Hand, arm an irdischen Hilfsmitteln, nur auf Gott vertrauend, vorzudringen in die tropischen Urwälder, zu den Kindern der Wildnis!

Heinrichs Herz klopfte begeistert, wenn er sich das vorstellte. Seine Mutter hatte ihn einmal mitgenommen in die nächste große Stadt, wo ein Missionspriester einen Vortrag hielt über Missionsarbeit im dunklen Afrika. Wie hatte Heinrich begeistert gelauscht! Eine neue Welt tat sich vor seinen Augen auf! Am liebsten wäre er gleich mitgezogen. Aber ach, er war ja noch ein schwacher Knabe!

Nachher besichtigte er mit seiner Mutter die kleine Missionsausstellung, die im andern Saale veranstaltet war, um das Interesse für die Missionen zu wecken. Was gab es da nicht alles zu sehen! Kirchliche Sachen, von den Jungfrauen der Stadt für die Missionen angefertigt, bunte Kleidchen für die Negerkinder. Aber wichtiger als die farbenfrohen Kleidchen und die funkelnde Seide schien ihm die Fülle von Gegenständen, welche die Missionare in Afrika gesammelt hatten. Da gab es große Lanzen, breite Schwerter, scharfe Messer und spitze Pfeile. Ein Gruseln überlief ihn beim Gedanken, was die Mordinstrumente drunten im fernen Afrika schon wohl alles angerichtet hatten. Und daneben hingen phantastische Pfeifenköpfe, Flöten aus Rohr und Elfenbein. Und Musikinstrumente, so eigenartig, wie er sie noch nie gesehen hatte. Und dann all die Schmuckgegenstände aus hohlen Früchten und Kernen, Kupfer und Eisen! Auch die sonderbaren Gefäße und Flechtarbeiten und all die verschiedenen, sinnreich erdachten Gebrauchsgegenstände interessierten ihn. Und darüber sah er auf großen Photographien die Missionare in ihrem weißen Gewande, wie sie arbeiteten, im Walde Bäume fällten, Häuser bauten, Kinder unterrichteten und im Urwalde die heilige Messe lasen.

O wenn doch auch er in diesem schönen Lande sein dürfte! Ja, ja — er würde später auch als Missionar in so einem

armen Bethlehemskirchlein den armen Schwarzen vom lieben Heiland erzählen! . . .

Aber da in der Ecke des Saales stand auf einem Sockel eine große Herz-Jesu-Statue, und vor derselben sah er zwei Negerknabenfiguren. Der eine Knabe war ziemlich bekleidet, hatte einen Rosenkranz um den Hals, die Hände gefaltet und schaute mit freudigem Blick zum Herzen des Heilandes empor. Das war ein Christ. An der andern Seite kniete ein mit einem armseligen Schürzchen kaum bedeckter Negerknabe. Der trug am Hals ein heidnisches Amulett und verbarg traurig sein Gesicht in der Hand. Der versinnbildete das Heidentum. Die ganze Trostlosigkeit und Verzweiflung des Heidentums lag in seiner Haltung und in seinen Zügen.

Einen unauslöschlichen Eindruck machte das rührende Bildwerk auf das empfängliche Herz des Knaben. Diesen armen Kindern helfen können! Die schwarze Nacht des Heidentums von ihnen nehmen!

Mit Eifer las Heinrich fortan die Hefte des Kindheit-Jesu-Vereins. Und sein Mitleid mit den armen Heidenkindern wurde immer größer. In seinen klaren blauen Augen lag jetzt immer ein Ausdruck von Sehnsucht, so, als ginge sein Blick, sein Denken in weite Fernen.

Es kam die Zeit, da wurde Heinrich Walter zur ersten heiligen Kommunion zugelassen. Damals mußten die Kinder noch zwölf Jahre alt sein, ehe sie zum heiligen Gastmahl geführt werden durften. Das waren Jahre der Sehnsucht für den frommen Knaben. Er beneidete die älteren Kinder, die dies hehre Glück schon genossen. Nun aber nahte auch für ihn die große Stunde.

Eines Tages kam er vom Religionsunterricht nach Hause. „Mutter, Mutter, ich bin Kommunionkind!“ jubelte er. „Wie freue ich mich! Noch drei Monate, dann ist der glückliche Tag da. O Mutter, nun muß ich mich aber gut vorbereiten. Wenn der liebe Heiland zu mir kommt, muß mein Herz ganz rein sein!“

Seine Augen leuchteten. Die Mutter schloß ihn zärtlich in die Arme. Sie dachte bei sich, daß ihr Heinrich schon jetzt wie ein kleiner Engel sei, aber sie sagte nur! „Ja, Kind, so ist es recht. Du kannst gar nicht zu viel tun, wenn Du an den hohen Gast denkst, der zu Dir kommt.“

„Und ich werde dann Engelchen“, rief freudig die kleine Cäcilie. „Ich tu dann Lilien tragen, Kränzchen auf...!“ Aufgeregt lief sie weg und holte ihr Bilderbuch. „So ein feines Engelchen werd ich dann“, sagte sie stolz und hielt dem Bruder das Buch vor, in dem ein schöner Engel abgebildet war. „Tu lesen, Heini, was darunter steht“, bat sie eifrig.

Lächelnd nahm Heinrich das Buch und las dem Schwesterchen vor:

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie schön die lieben Englein sind:
Sie sind so hell von Angesicht,
Wie Erd' und Himmel im Frühlingslicht.
Sie haben Augen gar blau und klar
Und ewige Blumen im goldenen Haar,
Und ihre lichten Flügelein,
Die sind wie silberner Mondenschein.
Bei Tag und bei Nacht
Fliegen die Engel in solcher Pracht."

„Ich auch fein Englein“, plapperte klein Dorothea dazwischen, „Flügel kriegen, weit fortfliegen, im Himmel, zu Brüderchen.“

„Du bist ja noch zu klein, Dorothea“, belehrte Cäcilie wichtig das jüngste Schwesterchen. „Wenn noch einmal Weißer Sonntag ist und noch einmal, dann kannst Du auch Engelchen werden!“ Und Klein-Dorothea war es zufrieden.

Nun folgte für Heinrich eine große, geheimnisvolle Zeit, voll von sehnsüchtigem Warten, von demütigem Gebet, voll von heißem Bemühen, auch die kleinsten Fehler zu tilgen, voll von heiligen Gnadenwundern. Und niemals folgte wohl ein Kind williger dem Zuge der göttlichen Gnade, als Heinrich Walter.

Ein Hauch von Gottesnähe lag auf seinen Zügen, das Siegel der Reinheit auf seiner Stirn.

Größer und größer wurde seine Sehnsucht. „Wer gibt mir Flügel wie einer Taube, daß ich fliege und bei ihm ruhe!“ Diese Schriftstelle hatte Heinrich in jener Zeit einmal gelesen und sie wurde der Ausdruck seiner Sehnsucht, die Sprache seines Herzens. Sie kam ihm nimmer aus dem Sinn.

„O wer gibt mir Taubensflügel, daß ich zu Jesus komme!“ das war sein heißes Flehen. —

Der große Tag brach an. Tief und volltönig und feierlich läuteten die Glocken zusammen. Niemals, an keinem Tage des Jahres, auch nicht am hohen Weihnachtstage, am triumphierenden Osterfeste, lag in den Stimmen der Glocken ein solches Jauchzen, ein solcher Jubel.

Der festliche Zug der Kommunionkinder bewegte sich langsam vom Schulhause zur Kirche. Die Priester im festlichen Ornat mit zahlreichen Ministranten schritten voran. Das große Tragkreuz blitzte in der Sonne. Die seidengestickten Fahnen wehten im Morgenwind. Eine Schar weißgekleideter Engelchen, Palmen und Lilien tragend, umgab die glücklichen Kinder. Der Kirchenchor sang das alte liebe Lied, das schon den Eltern der Erstkommunikanten vertraut geklungen hatte:

„Laßt die Kindlein zu mir kommen!“
Sprachst du sanft, du Menschenfreund.
Diese Worte sind so traulich,
Sind so liebevoll, treu gemeint.
„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihre Herzen sind so rein,
Unverdorben ihre Seelen —
Schön ist es, ihr Freund zu sein!“

Und die Glocken läuteten und läuteten und sangen und sangen. Manches Auge der Erwachsenen wurde feucht, wenn es die glückleuchtenden Züge der auserwählten Kinder sah, die mit gesenkten Stirnen und gefalteten Händen tiefgesammelt einherschritten. Die zweite Strophe des Liedes erklang:

„Hin zu deinem Liebesmahle
Kommen sie mit heil'ger Lust.
Steig herab in ihre Mitte,
Nimm sie all an deine Brust.
Laß sie ruh'n an deinem Herzen,
Süßer Jesus, sie sind dein!
Sprich den Segen, sprich zum Himmel:
„Vater, Vater, sie sind mein!“

Weit auf stand das Tor der Kirche. Im Hintergrunde sah man den Altar, von unzähligen Kerzen umgeben, die wie Sterne leuchteten. Palmen ragten zu beiden Seiten, lichte Frühlingsblumen dufteten.

Als der Festzug die Kirche erreicht hatte und die Schwelle überschritt, setzte mit mächtigem Klang die Orgel ein, nahm die Melodie des Liedes auf und spielte die dritte Strophe.

Und dann folgte das oft gesehene, ewig neue, nie zu vergessende Schauspiel, das seinesgleichen im ganzen Jahre nicht hat.

Tiefe Stille atmete bei der Ansprache des Priesters. Und als er nun die Erneuerung des Taufgelübdes vornahm, da klangen in die feierliche Stille die bebenden Stimmen der Kinder hinein: „Wir glauben... Wir widersagen — —.“

An den Säulen und Gewölben der Kirche brach sich der Treuschwur. Die Engel waren Zeuge davon. Ja, der Herr selbst im Sakramente hörte ihn und nahm ihn auf.

Heinrich Walters Augen waren auf die Monstranz gerichtet, als müsse er tief hineintauchen in die lieben Heilandsaugen. Sein Herz brannte vor Liebe.

„Jesus — — Jesus — —“, mehr konnte er nicht flüstern, nicht denken. Jede Herzbewegung, jeder Pulsschlag war ein Akt der Liebe. Seine Seele hatte nun wirklich Taubenflügel bekommen und flog Jesus entgegen — Taubenflügel der Reinheit, der Sehnsucht.

Wie im Traum ging ihm die heilige Handlung weiter, die Opferung, die Wandlung. Wie aus weiter Ferne hörte er die Antwortstimmen der Kinder und betete selbst mit. Wie aus Himmelshöhen flossen die Orgelklänge herab.

Und nun — nun — Millionen unsichtbarer Engel lagen anbetend im Staube oder konnten den sehnenden Blick nicht abwenden — und wünschten in diesem Augenblick, daß sie Menschenkinder seien — —. Die Erde schien den Atem anzuhalten, denn das unfaßliche, unbegreifliche, unermessliche Wunder der Liebe geschah von neuem: der Herr ließ sich von geweihter Priesterhand in Gestalt der zarten weißen Hostie auf die Zunge der begnadeten Kinder legen, stieg in ihr Herz hinab und nahm dort Wohnstätte!

Ein Schauer von Ehrfurcht, eine Welle unendlicher Freude überrieselte und durchschauerte Heinrichs Herz. Die Welt um ihn versank. Jesus war bei ihm, und er war bei Jesus! — Wie die Turteltaube, die ihr Nest gefunden, so schmiegte sich seine Kindesseele an Jesu Herz.

Ach, so vieles hatte er zu sagen, zu erbitten. Er wurde kaum fertig damit. Vieles und Großes erbat er — nicht nur für sich, sondern auch für die lieben Seinen und andere. Denn der Herr liebt die großmütigen Seelen.

Heilige Vorsätze sprach er aus, stille Versprechen. Und zuletzt die große, große Sache, die ihm am Herzen lag; an die er mit heiliger Scheu, mit Zagen und mit Bewunderung dachte: die wie ein edles Samenkorn auf dem Grunde seiner Seele lag und nun in der heiligen Gegenwart des Herrn siegreich zum Lichte empor sproß: wie eine Blume.

Dem Herrn dienen wollte er, makellos an Leib und Seele! Priester wollte er werden und — Missionar! . . .

War er nicht begnadet vor Millionen armer Heiden, die in Finsternis und im Schatten des Todes saßen und sich umsonst nach dem Herrn sehnten — nein, sie sehnten sich nicht einmal nach ihm, sie wußten ja gar nichts von ihm! Aber ihre Seelen, ihre unsterblichen Seelen, die doch nach Gottes Ebenbild erschaffen waren und dem ewigen Lichte zustrebten, die sehnten sich unbewußt nach Rettung, nach einem Erlöser, nach Gott!

Die armen kleinen Heidenkinder, schuldlos an ihrem traurigen Zustande — sollten sie dahinsterven in Nacht und Elend? Nie den lieben Heiland kennenlernen? Nie die süße Jungfrau Maria? Nie den Herrn in ihr Herz aufnehmen? Waren sie verstoßen?

Nein — opferwillige Seelen brauchte der Herr, um sein Reich auszubreiten. Auch für die Neger in Afrika war er gestorben, auch sie sollten Kinder Gottes sein! „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter im Weinberge des Herrn sind wenige“, hatte der Herr selbst geklagt.

Und Heinrich Walter, der zwölfjährige fromme Knabe, weihte sich in dieser heiligsten und seligsten Stunde seines Lebens ganz dem Herrn des Weltalls, dem Schöpfer und Vater auch der armen irrenden Völker, die noch nicht in seinem Schaffstall waren. Und ersuchte von ihm den Priester- und Missionsberuf.

Und der Herr erfüllte seine Bitte und nahm sein Opfer an. Die Stirne des Kindes bezeichnete er mit dem unsichtbaren Zeichen, das nur die Engel lesen können, und das heißt: Ego miles Christi — ich bin ein Streiter Christi.

Und die Taubenflügel seiner Seele schwebten fortan nur in reinen Höhen und wuchsen und breiteten sich weit und schwingenstark zum dereinstigen Fluge über das Weltmeer.

Viele Jahre rannen dahin. *

Auf dem weiten Ozean durchfurchte ein stolzes Schiff die Wogen. Am Tage zog es silberne Schaumfurchen hinter sich her, wie eine Schleppe von Spizen und Perlen. Delfine und fliegende Fische zogen ihm nach, spielten in den schäumenden Wellen.

Jetzt war es Nacht. Alle auf dem Schiffe außer den diensttuenden und wachhabenden Matrosen, außer dem Steuermann, schliefen. Manches unruhige Herz mochte dabei sein. Vielleicht ein Kaufmann, der nach Gold und Diamanten lüstern war; vielleicht ein Abenteurer, den das Unbekannte lockte; vielleicht mancher, der in Europa nicht gut getan, der mit Unglück oder dunkler Schuld beladen war und im fremden Lande sich ein neues Leben zimmern wollte!

Einer aber wachte. Ein junger Missionar war es. Er stand am Geländer des Schiffes und schaute empor in die funkelnde Sternennacht des südlichen Himmels. Das Kreuz des Südens, dieses wunderbare Sternbild, schimmerte in strahlendem Glanz.

Vater Heinrich faltete die Hände. „Groß bist du, o Herr, und wunderbar sind deine Werke. Größer ist deine Liebe! Schöner als die Sterne des Südens ist der Stern von Bethlehem, der da aufging als Licht zur Erleuchtung der Heiden! Herr, das Ziel meines Verlangens ist nahe! Zum Land meiner Sehnsucht geht der Kiel des Schiffes. Herr, dir befehle ich alles. In deine Hände lege ich mein Vorhaben, mein Wirken und Mühen — segne mich! Gib mir Kraft und Mut!“

Und seine Seele hob die Schwingen und flog hinüber zu den Söhnen der Wildnis, denen er das Licht bringen wollte.

Der Morgen brach an, strahlend in Purpur und Gold und leuchtender Pracht, wie er nur in den südlichen Breiten strahlt. Und siehe, ganz ferne am Horizont hob sich ein grauvioletter Streifen aus dem Meer.

„Land! Land!“ jauchzte es. Und als die Sonne in Mittagshöhe stand, lag die afrikanische Küste mit ihren Wäldern vor

den staunenden Blicken der Reisenden. Über den weißen Häuschen am Strande wehten hohe Palmen ihre gefiederten Kronen. Die Sonne des Südens übergieß das schöne Bild mit ihrem starken, ungebrochenen Licht.

Der Missionar an Bord des Schiffes breitete die Arme aus. „Sei begrüßt, du armes Land! Du Wiese, auf die ich die Schäflein Christi führen will! Zwar dem Auge bist du strahlend, leuchtend in Paradies Schönheit — aber dennoch dunkel, weil die Sonne der Eucharistie dir nicht strahlt. Weil deine Kinder im Schatten des Todes sitzen. Möge dir bald leuchten Jesus Christus, der Herr, der Abglanz des Vaters, das Licht vom Lichte!“

*

Wieder ging die Zeit dahin. Im weiten Kongowalde stand in einer Lichtung eine kleine Kapelle. Arm und schmucklos war sie, aus Zweigen und Stampferde gefertigt und mit Laubbündeln bedeckt. Ein schlichter Altar war darin, den einst ein Dorfkirchlein im fernen Europa zu ärmlich gefunden. Aber der Heiland verschmähte die arme Wohnung bei seinen ärmsten Kindern nicht, und die Augen der Wilden hingen mit Entzücken daran.

Weißer Sonntag war's. Pater Heinrich, der opferfreudige Missionar, stand vor dem Altare und sprach in der Landessprache zu seinen schwarzen Kommunionkindern, die heute zum erstenmal den Herrn empfangen sollten. Seine edlen, schon von Entbehrung sprechenden Züge waren heute von heiliger Freude verklärt. Nach übermenschlichen Mühen und Arbeiten, die manchmal seine Schwingen zu erlahmen drohten, konnte er heute dem Herrn seine Erstlinge zuführen.

Auch aus den Augen der schwarzen Kinder, die weiße Kleider an hatten, strahlte Freude und Seligkeit. Mit glühender Andacht nahmen sie den Herrn in ihr Herz auf. Denn wenn ihre Hautfarbe auch dunkel war, sie hatten doch kleine weiße Seelchen, die in ihrer Taufschuld leuchteten.

Dieser Weiße Sonntag im schwarzen Afrika aber war für Pater Heinrich ein Tag des reinsten Glückes. Die Taubenflügel seiner Seele fühlten neue Schwungkraft.

„Herr,“ betete er am Abend dieses Tages, als er in seiner Hütte saß, „alles für dich! Laß mich arbeiten, leiden, opfern für dich! Wenn es mich dir nur näher bringt! Nur Seelen gib mir, Herr, Seelen! . . . Einst aber, o geliebter Herr, wenn mein Tagewerk vollbracht ist, dann beslügele meine Seele zum Fluge in die ewige Heimat. Dann, o Herz Jesu, du Sehnsucht der ewigen Hügel, laß mich heimfliegen wie die Turteltaube in ihr Nest und rasten bei dir im Schatten deiner Fittiche!“



F ü r d i e K i n d e r

Was uns Schwester Engelberta aus Ost-Afrika erzählt:

Das lieblichste Gedicht

Jedes Tröpflein Morgentau,
Das erglänzt auf Flur und Au
Funkelnd in dem Sonnenlicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Blümlein auf der Flur,
Trägt des Schöpfers lichte Spur
Lächelnd auf dem Angesicht;
Ist ein liebliches Gedicht.

Jedes Vögelein, das singt
Wonnig, wie das Glöcklein klingt,
Alte Weisen, schön und schlicht,
Ist ein liebliches Gedicht.

Doch ein Kindlein hold und rein
Schuldlos wie ein Engelein
Und mit Auglein klar und licht,
Ist das lieblichste Gedicht.

(W. Edelmann.)

Doch selber kannte zwar die kleine „Dolly“, deren Lebensschicksal ich hier im kurzen schildern möchte, nicht, — aber ich sah wohl deren Photographie und hörte gar viel von der Lieblichkeit, Anmut und den schweren Leiden dieses kleinen Mädchleins erzählen. Unbegreiflich ist es, was manches Kind, unverschuldet schon leiden muß.

Welch' schreckliches Gelüst,
Einem Kinde das Leben zu verbittern!
Wüßtet Ihr, was Kindesträne ist,
Ihr würdet zittern!

sagt sehr wahr ein edler Dichter. Vielleicht hat er's an sich selber erfahren. —

Arme, kleine Dolly, was hatte sie verbrochen, daß man sie, trotz aller, ganz außerordentlicher Schönheit, Klugheit und Liebreiz, so hassen konnte, sie gewaltsam von ihrer Mutter trennte? Ich sah die unglückliche Mutter einmal in einem eleganten Auto in Nairobi an uns vorüberfahren; Schwester Arsenia zeigte sie mir. Welch tieftraurigen Blick warf die junge Frau auf das



Abschiedsfeier des ersten und zweiten Schuljahres.
Osterferien 1932, Rønne, Dänemark, Insel Bornholm.

St.-Theresia-Klösterlein, wo ihre arme Dolly auch eine Zeitlang bei den Schwestern untergebracht war.

Dollys Mutter war eine junge, sehr schöne Witwe, eine Griechin, und eine überaus zärtliche Mutter für ihr Kind. Ein englischer Beamter heiratete sie, konnte aber in seiner eifersüchtigen Liebe das Stiefkind Dolly nicht leiden; es mußte aus dem Hause. — In allen möglichen Familien und Plätzen hatte er das kleine Mädchen, das er im zartesten Alter herzlos von der Mutter weggerissen hatte, unterzubringen gesucht. Zulezt brachte er es in ein Haus der Heilsarmee, welches ganz in unmittelbarer Nähe der katholischen Mission Nairobi liegt. Die Missionare und der hochwürdige Herr Bischof selbst nahmen sich nun dieses herumgestoßenen herzlieben Kindes an und gaben es unsern Schwestern in Nairobi. Aber auch da sollte und durfte sie nicht bleiben. Ganz aus den Augen der Mutter wollte es der Stiefvater haben, zumal er jetzt selber ein Kind, ein schönes, blondes Baby hatte, an welchem Dolly mit treuer Schwesterliebe hing. Dolly liebte sogar ihren Vater und konnte gar nicht verstehen, warum er sie so herzlos von sich stieß, wenn sie ihn begrüßen wollte.

Eines Tages soll sie zu Schwester Arsenia gesagt haben: „Mami hat jetzt ein Baby; jetzt darf ich heim, ihr helfen und mit dem Baby spielen.“ Aber es kam ganz anders. Dolly mußte fort aus Nairobi und wurde nach Zanzibar ins St.-

Josephs-Kloster gebracht. Die von seiten des Vaters so grausam veranstaltete Trennung von Mutter und Kind war fürchterlich anzusehen. Unsere Mutter Ubalda war Augenzeuge dieser schmerzlichen Trennung. Dolly war nahezu sechs Jahre alt und konnte es nicht fassen, warum sie nicht daheim sein sollte.

Das arme Kind schloß sich jedoch bald herzlich an unsere Schwestern in Zanzibar an. Schwester Hermenegildis, Oberin, und auch Schwester Ancilla erzählten mir von diesem lebenswürdigen, armen Kinde. Gerne hätten sie Dolly behalten, weil sie doch eine bessere Schule dort haben; aber das war auch noch zu nahe.

Nicht nur ihrem Vaterhaus, ihrer Familie, nein, auch ihrem Heimatland mußte Dolly entrissen werden; und so wurde das „ausgestoßene Stiefkind“ nach Süd-Afrika zu unsern Schwestern ins Sanatorium gebracht. In der Hoffnung, das Kind los zu werden, versprach der Vater, etwas zu zahlen für Dollys Erziehung. Bevor sie abreiste, wurde sie auch katholisch getauft auf den Namen Dorothy, Doris sagen die Engländer.

Auf dem Schiffe hätte es bald noch Schwierigkeiten gegeben, denn Klein-Doris erzählte ihre Leidensgeschichte; und alle entsetzten sich über diese grausame Trennung einer liebenden Mutter von ihrem Kinde.

Gott sei Dank ist jetzt Klein-Doris glücklich in der dortigen Schule, genannt „little Flower“. Im stillen Herz-Jesu-Heim hat sie eine Insel des Friedens gefunden. An Schwester Udalrika, mit der ich lange Jahre in Centecow zusammen war, hat das arme Kind gewiß ein besorgtes Mütterchen und zugleich eine gute Erzieherin erhalten.

K

Und nun noch ein wahres Geschichtchen für Euch, liebe Kinder.

Ein Auto fährt durch die stille Nacht,
Drin verlassen und allein
Ein Kindlein wacht.
Nicht führt es des Vaters schützende Hand:
Ein schwarzer Bursche nur, unbekannt;
Nicht ruht es in sorgendem Mutterarm,
Nicht liebende Sorgfalt hält es warm.
Doch der Mond mit dem milden Silberlicht
Strahlet dem Kindlein ins Angesicht,
Als wollte er sprechen so sanft und lind:
„Fürchte Dich nicht, verlassenes Kind!
Nur eine kleine Weile noch
Da findest Du eine Heimat doch.
Dort oben am Berge das Kloster steht,
Wo Glaube und Liebe und Friede weht.

Dort wirst Du wohnen, in Got-
 tes Näh',
 Verlassenes Kindlein, vergiß
 alles Weh!"
 Dieweil der Mond so freund-
 lich spricht,
 Entschlummert das Kind in
 seinem Licht,
 Und am frühesten Morgen schon
 Mit Ave-Glöckleins ernstem
 Ton,
 Lag schlafend wie ein Engelein
 Das Kind in des Klosters schü-
 zendem Heim.

Als wir Schwestern aus der
 Frühmesse kamen, zeigte uns
 Schwester Oberin ein Kindlein.
 Es kam weit, weit her, denn
 es sollte unbekannt bleiben. Ein
 schwarzer Diener brachte das
 Kind in einem feinen, elegan-
 ten Auto. Einen kleinen Koffer
 mit Kleidchen, eine Milchfla-
 sche, Bettdecke usw. hatte die



Der erste Schulgang.

Kleine mitbekommen. Das Geheimnis wurde nur Pater Su-
 perior in einem Briefe anvertraut. — Es war ein schnee-
 weißes Mägdlein mit seidenweichen, hellbraunen Löckchen, ein
 schönes, gesundes Kind, das uns Schwestern voll Schrecken an-
 sah. Solche Menschen, in Nonnenkleidung, hatte die kleine
 Einjährige wohl noch nie gesehen; die schwarzen Gesichter der
 eingeborenen Mädchen waren ihr bekannter. Vermutlich hatte
 sie solch ein Kindermädchen gehabt. Soviele wir wissen, ist
 der Vater ein vornehmer Engländer, der einen hohen
 Posten an der Regierung vertritt. Wir wissen nur, daß das
 verlassene, ausgestoßene Kind jetzt uns gehört, daß niemand
 seinen Namen wissen soll, auch die Mutter nicht, daß es aber
 katholisch getauft werden darf, und zwar auf den schönen
 Namen „Hanna-Liese“, welchen der Vater brieflich angegeben hat.

Nur einen Tag weinte das Kindlein. Am zweiten hatte es
 schon alle Schwestern lieb und jetzt streckt es lieblich lächelnd
 seine Händchen nach uns aus. — Am dritten Tag seines Hier-
 seins in Kilema wurde die kleine Engländerin getauft. Klein-
 „Hanna-Liese“ war gar lieblich anzusehen im schneeweißen
 Taufkleidchen, himmelblauen Bande, und mit den goldbraunen
 Löckchen um die weiße Lilienstirne. Schwester Gratiana trug es
 auf dem Arme und zeigte es mir, als sie aus der Kirche kam.
 Durch die heilige Taufe ist es ein Kindlein Gottes geworden.

Wir weihten es der lieben Gottesmutter. Möge sie seine Mutter sein, weil es die seinige nicht kennen darf, und auch der vielleicht unglückliche Vater nur aus weiter Ferne das Schicksal dieses Kindes verfolgen wird.

So hat der liebe Gott für die arme, kleine „Hanna-Liese“, die der eigenen, noch lebenden Eltern beraubt und weit, weit von ihrer Heimat entfernt ist, gesorgt, — sie so frühzeitig schon in seinen Tempel, ins Missionskloster gebracht, wo sie unter seinem Schutze aufwachsen soll.

Eure Lesetante.



Lustige Ecke

Kindereinfalt. Mutter: Warum schüttest Du Vogelfutter in die Milch für unsere Kaze?“

Eltschen: „Das ist für den Kanarienvogel, der ist in der Kaze.“

In der Schule. „Wie lange waren Adam und Eva im Paradiese?“

„Bis zum Herbst.“

„Warum gerade bis zum Herbst?“

„Ja, vorher waren die Äpfel noch nicht reif.“

Der Lehrer zeigt den Globus. „Wir nehmen an, ich stände hier am Nordpol und grübe lotrecht ein Loch. Wo würde ich herauskommen?“

„Aus dem Loch, Herr Lehrer.“

Beim Richter. „Sie konnten sich also nicht mit dem Stehlen des Geldes begnügen. Sie mußten also auch die Silbersachen nehmen.“

Dieb: „Ja, Herr Richter, es heißt ja, daß das Geld allein nicht glücklich mache.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Ushberg 21 Mk., Albert; Gelsenkirchen 21 Mk., Maria-Theresia; Bruns cappel 63 Mk., Bruno, Theresia, Joseph; N. N. 21 Mk., Barbara-Katharina; Büren 21 Mk., Hermann-Joseph.

Für die Mission: Bochum 2 Mk., Bruns cappel 7 Mk.

Für Missionszwecke: Breslau 5 Mk.

Für die Missionschule: Oberholz 2,50 Mk., Bruns cappel 10 Mk., Münstermaifeld 10 Mk.

Almosen: Hamborn 2,50 Mk., Köln 2,50 Mk., Gelsenkirchen 5 Mk., Ushberg 4 Mk., Eisenach 5 Mk., Erfurt 5 Mk., Thüle 1 Mk.

Angenannt zum Dank für Hilfe in schweren Anliegen durch den heiligen Joseph, den heiligen Judas Thaddäus und den seligen Bruder Konrad 42 Mk. für 2 Heidenkinder, Joseph und Maria; fürs Aussäzigenheim 5,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein inniges Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi! So beten wir täglich wiederholt und gemeinschaftlich für unsere lieben Freunde und Gönner.

Gebetserhörung

Dem heiligsten Herzen Jesu, dem heiligen Antonius und dem heiligen Judas Thaddäus innigen Dank für erhaltene gute Stellung.

Kaiserslautern.

Caritasblüten

Nr. 8

1932



O Schönste aller Frauen,
O Himmelkönigin,
Die Engel dich anschauen
Als ihre Herrscherin.
Sie grüßen dich mit Freuden
Und führen dich zum Thron,
Den dir voll Lieb bereitet
Dein Herr, dein Gott, dein Sohn.
O Königin der Engel,
O Schönste aller Frauen,
Sieh nicht auf unsere Mängel,
Woll' mildreich auf uns schauen.
m. s.

Freudiges Wiedersehen

Von Schw. M. Engelberta

Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, dem heiligen Antonius, und nicht zuletzt dem mächtigen Reisebegleiter Erzengel Raphael, welche unserer Provinzialoberin, Mutter *Ubalda*, so schützend zur Seite gestanden sind während der großen Europa-Reise über Land und Meer. — Heute, den 30. April, ist dieselbe glücklich wieder am Kilimandscharo angelangt. Welch ein frohes Wiedersehen!

Während des ganzen Monats April war hier schwere Regenzeit. Die Autostraße durch die Steppe war gefährlich und man durfte sie ohne ganz dringenden Grund nicht befahren. Alle Nächte hindurch hatte es in Strömen geregnet, und, siehe da: am 28. April fing es mehr oder weniger zu trocknen an; ein frischer, kräftiger Wind trug dazu bei und am 29. April war die ganze Nacht sternenklar geblieben. Nun konnte es ein tüchtiger Autolenker wagen, zur Bahnstation *Moshi* zu fahren, um unsere Mutter Provinzialin und die beiden Schwestern *Rufina* und *Silvestris* abzuholen. Ohne Unfall und besonderen Aufenthalt kamen sie auch gut durch die Steppe.

Ein Geschrei und Lärmen der Kinder sagte uns, daß dieselben schon von weitem mit ihren Lugaugen das Auto kommen sahen. Nun war es uns fast zu frühe, trotz der schon wochenlang getroffenen Vorbereitungen. Unsere Kleinen und Kleinsten waren noch nicht empfangsfähig, als das Benzinroß schon ansauste. Unter lautem Jubelrufen, stürmischem Händereichen, Lachen und Weinen vor Freude, entstiegen unsere gute Mutter und auch die andern beiden Schwestern dem Auto. Sie waren ganz umringt von den vielen Kindern klein und groß.

Allmählich wurde aus dem ungeordneten doch ein richtiger, feierlicher Empfang, und die Kinder stellten sich schön im Halbkreis und schmetterten ihr fröhliches Willkomm-Lied aus voller Brust. Ihre freudestrahlenden Augen hingen voll Begeisterung an der wiedergekehrten Mutter. Was soll ich von den Schwestern sagen?! — einfach, es war ein freudiges Wiedersehen in Liebe und Frieden! — Nach den schwesterlichen Umarmungen tönte, wie von selber, das schlichte, kurze Willkommlied von den Lippen, und Freudentränen glänzten in aller Augen. Ja, es ist wahr, nur in den Minuten des Wiedersehens und der Trennung wissen es die Menschen, welche Fülle der Liebe ihr Busen verbarg, und nur dann wagen sie es, der Liebe eine zitternde Zunge und ein überfließendes Auge zu geben, sagt so schön der gemütvolle Dichter *Jean Paul*.

Unser schlichtes Empfangslied, in das alle freudig einstimmten, sei hier angefügt:

Sei begrüßt, lieb' Mütterlein, aus weiter, weiter Fern.
Du sahst die Heimat traut und schön am großen stolzen Rhein.
Doch freudig kommst Du gern zu uns,
::: zu uns, nach Afrika! :::

Im lieben, trauten Mutterhaus war's schöner noch als hier,
Doch zogest Du gern wieder aus, „Mission“ ist Dein Revier.
Wir sind ja die Familie Dein;
::: Kilema ist Dein Heim! :::

Vorüber floß so rasch die Zeit, wohl war's uns sorgenschwer,
Du, Mutter, warst uns ja so fern, getrennt durch's weite Meer.
Doch heute jubeln wir ein Lied,
::: ein Lied aus froher Brust! :::

Doch hab' auch Dank, lieb' Mutter Du, für Deine Lieb' und Treu',
Daß Du gern kommest zu uns her, zeigt sie uns stets aufs Neu'.
Wir sind Dir treu und lieben Dich,
::: das glaub', lieb' Mutter, sicherlich! :::

Tiefe Rührung sah ich im Angesichte der lieben Schwester Rufina; denn auch sie begrüßte zum zweiten Male Afrika und kam nach 20monatlicher Abwesenheit wieder gerne zurück. Das junge Schwesterchen Silvestris konnte sich der Tränen nicht enthalten und fühlte sich doch so froh, so froh in Afrika.

Das Schwestern-Refektorium war einfach aber sinnig von Schwester Oberin geziert; — man setzte sich zu Tische. Das Gastmahl ist ja ein Symbol der Freundschaft, der Lebensgemeinschaft. Ein kleiner Kuchen stand sogar in der Mitte der Tafel, aber zuweilen kann Herzensfreude so groß sein, daß sie kulinarische Genüsse verschmäh't. So ging es uns diesmal auch. Unsere Schwester Thiadildis mußte den Kuchen wieder, kopfschüttelnd, unangeschnitten, in den Schrank stellen. Wenn der erste Freudensturm verrauscht ist, dachte sie, dann wird schon gegessen werden.

Am darauffolgenden Sonntag führten die Mädchen, unter der Leitung ihrer Lehrerin, Schwester Gratiana, ein kleines Festspiel auf und einen Reigen, wobei ihr unsere Schwester Willibalda, welche großes Talent für derartige Sachen aufweist, behilflich war. Die Kinder spielten sehr gut; es war dies in Kilema ihre erste Leistung in dieser Beziehung. Am Schluß ging natürlich alles in ihren gewohnten Nationaltanz über und die Freude, der Jubel, das Händeklatschen und Trommelschlagen wollte schier kein Ende nehmen. Bald stellten sich auch Besucher aus dem Volke ein: Katecheten, Lehrer und derlei Respektspersonen, um die „Mama mkuba“ ganz würdevoll zu begrüßen. Den nächsten Tag besuchte Mutter Ubalda

das Krankenhaus von Kilema, wo schon viel Fortschritt und Verbesserung zu sehen war, und sie sprach sich Schwester Ludwina gegenüber anerkennend aus.

Überhaupt freute sie alles, was Schwester Oberin und alle Schwestern in ihrem alten Kilema getan hatten; denn sie fand es in schönster Ordnung, hatte aber dafür auch für uns alle ein freundliches Lächeln, einen dankbaren Blick.

Im Garten von Kilema hatte sich während ihrer Europa-reise besonders viel geändert. Die alten Bäume in der Allee zur Kirche hinauf, welche schon lange zu mächtig geworden und den Gärten rechts und links Schaden brachten, waren gefällt worden und an ihrer Stelle gerade Rosen- und Blumenbeete angelegt, wobei Schwester Nicolina, welche soeben für einige Zeit nach Kilema kam, tüchtig mitgeholfen hat.

Die Hauptsache aber ist: wir haben unsere Mutter wieder bei uns, und sie erzählt uns viel Schönes und Erbauliches aus dem lieben Mutterhaus, von Europa, aus der Heimat und brachte uns die vielen herzlichen Grüße von unserer neuen Generaloberin, der würdigen Mutter Ebba, wie auch von unserer altherwürdigen Mutter Paula, die wir gewiß nicht vergessen wollen, und von allen Schwestern in Europa.

Nun will ich unser lieb-, fried- und freudevolles Wiedersehen mit innigem Dank gegen Gott beschließen, mit dem sinnvollen Vers einer der berühmtesten Dichterinnen unserer Zeit, Fräulein Henriette Brey:

„Ein fröhlich, liebes Lächeln
In Deinem Angesicht,
Das ist ein frommes Grüßen,
Das ist wie Sonnenlicht!
Und ist für große Dinge
Zu schwach auch Deine Kraft:
Ein freundlich Wort, ein Lächeln
Gar holde Wunder schafft.“

✎

**Alle Ämter haben ihre Lasten, und die geringsten drücken schwer,
wenn sich die Schulter zum Tragen nicht fügen will.**

*

**Seit ich begriffen habe, daß einige Augenblicke Mühe und Arbeit
eine ewige Herrlichkeit verdienen, scheint mir jede Beschwerde
leicht zu ertragen für ein so großes Gut.**

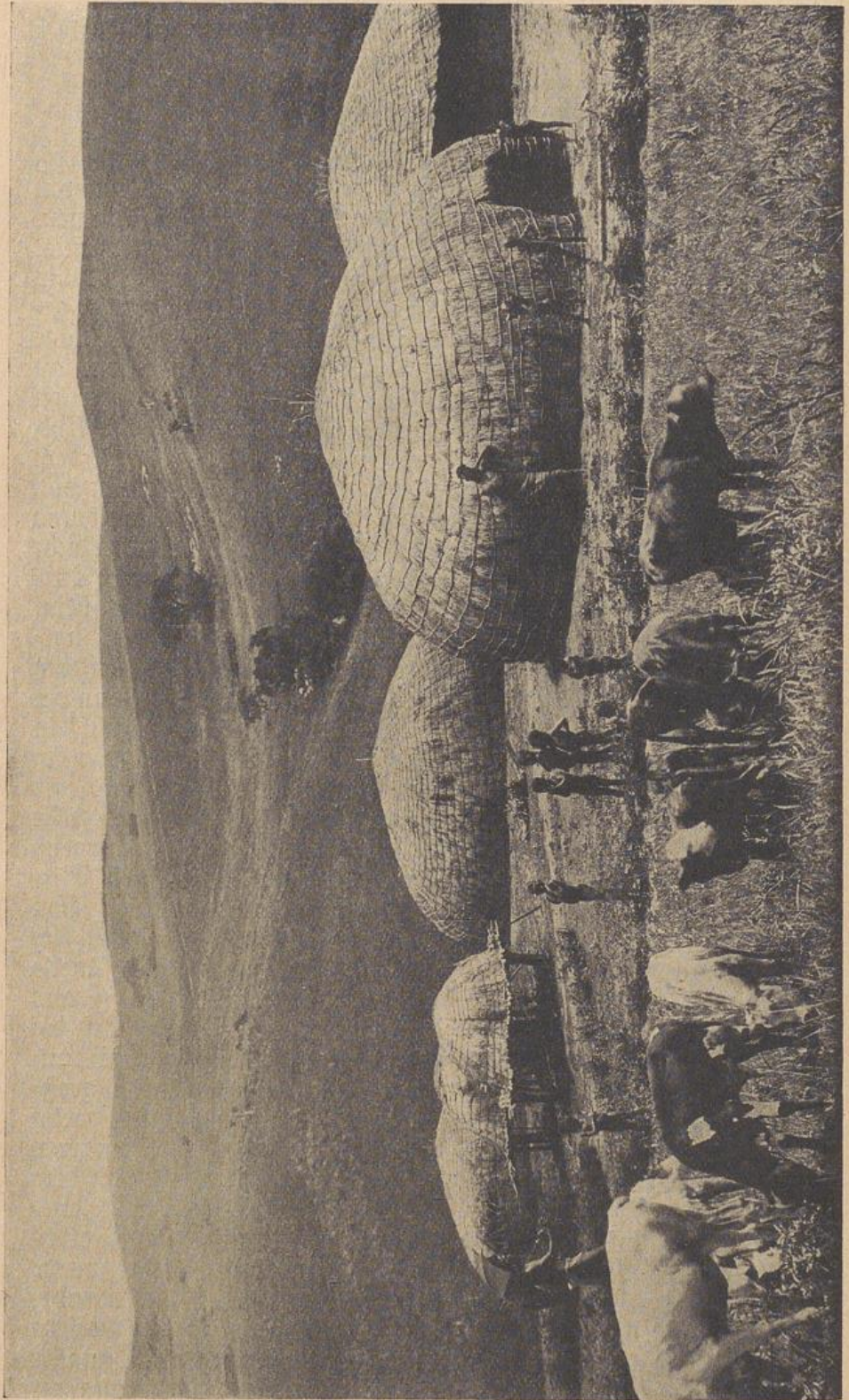
*

**Bewahret mit Sorgfalt die Reinheit des Gewissens und tut nie-
mals, was sie beflecken oder auch den Augen Gottes weniger
wohlgefällig machen könnte.**

I.

Eine Fahrt mit dem Ochsenwagen.

Die Bahnverbindungen werden jetzt so vielseitig, daß es uns bald möglich sein wird, zu allen unseren Missionsstationen mit der Bahn fahren zu können. Das ist eine große Wohlthat und viel Zeitersparnis, z. B. können wir jetzt von Mariannahill bis Centocow in einem Tag, dagegen als diese Station gegründet wurde, brauchten wir für die gleiche Strecke 14 Tage mit dem Ochsenwagen. Und doch erinnern wir uns gerne an diese echten Missionsreisen, auf denen wohl manche Opfer zu bringen waren, aber auch die harmlosesten Freuden nicht fehlten. Wir fuhren mit zwei Wagen von Mariannahill, dem damaligen Mutterhaus, ab, vor jedem Wagen ein Gespann von 18 Ochsen. Ein Missionsbruder, mit aufgeschürztem Habit und versehen mit einer langen Peitsche, die bis zur vordersten Reihe der Ochsen reichte, machte den Fuhrmann; zwei schwarze Burschen halfen beim Aus- und Einspannen, wie auch beim Bremsen. Die beiden Wagen waren beladen mit den notwendigsten Sachen, die bei einer Neugründung unentbehrlich sind. Die 25 Schwestern, welche mitzogen, mußten, wenn sie müde waren, und auch des Nachts zum Schlafen sich ein Plätzchen zwischen den Kisten und Säcken suchen. Es war im November, wo es hier im Süden schon sehr heiß ist, und wir sowohl wie auch die Ochsen hatten tüchtig zu schwitzen. Wir brachen daher auch gewöhnlich schon gegen 3—4 Uhr morgens auf und fuhren bis gegen 10 Uhr. Während der größten Mittagshize wurde Rast gemacht, die Ochsen ausgespannt, zum Wasser und auf die Weide geführt. Unterdessen machte sich eine Schwester ans Kochen. Eine andere suchte eine Quelle oder schöpfte das Wasser für die Köchin aus dem Bächlein, aus welchem die Ochsen tranken. Wieder andere gingen auf die Suche nach trockenem Kuhdünger, der unser einziges Brennmaterial war. Die übrigen sangen oder beteten, bis die großartige Mahlzeit, eine Zwiebel- oder Einbrenn-Suppe, fertig war. Abwechselnd wurde auch ein Maisbrai oder ein Schmarren zubereitet; dazu noch eine Tasse Kaffee und ein Stück von dem mitgenommenen Brot. Das war für gewöhnlich unser Speisezettel; denn unser einziger, dreibeiniger Topf konnte nicht mehr leisten. War die größte Hize vorüber, dann wurde wieder eingespannt und wir marschierten weiter bis abends, solange wir sehen konnten. Dann begann dasselbe Mannöver wie am Mittag. Schnell wurde noch Wasser und Kuhdünger geholt, eine Handlaterne am Wagen aufgehängt und dann ge-



Eingeborenendorf, Mission Mariannhill. — Die Ochsen auf der Weide.

kochte. O, was waren das selige Stunden! — Wir waren so glücklich bei unserm kärglichen Mahl, welches wir gewöhnlich stehend an der Laterne einnahmen, daß wir auch mit dem reichsten Fürstenkinde nicht tauschen wollten. Eines Abends gab es bei unserer Suppe eine besonders heitere Szene. Da es sehr schwül war, kamen eine Menge Mücken auf die Laterne zu und es dauerte nicht lange, so waren sie auch in der Suppe. Eine Schwester, die nicht wußte, daß die Mücken mit Vorliebe dem Licht zusliegen, ging ganz nahe auf die Laterne zu, um die unliebsamen Gäste aus der Suppe zu fischen, doch, je mehr sie herausnahm, desto mehr neue fielen hinein. Da sich die Arme nicht entschließen konnte, diese Ungeziefer-suppe zu essen, so mußte sie sich für diesen Abend mit einem Stück Brot begnügen.

Waren wir mit unserer Mahlzeit fertig, dann verrichteten wir noch unsere vorgeschriebenen Gebete und gingen dann zur Ruhe. Während wir Schwestern uns einen Platz auf den beladenen Wagen suchten, legte sich der Bruder mit den Burschen auf den flachen Boden unter dem Wagen. Gegen 3 Uhr morgens wurde gewöhnlich eingespannt und die Prozession ging wieder weiter. Hatten wir einen Fluß zu durchfahren, so stiegen wir gewöhnlich schnell auf, zogen es aber vor, durchzuwaten, wenn es eben möglich war. Nach einigen Tagen erreichten wir Einsiedeln, unsere erste Missionsstation. Verschiedene Habseligkeiten, welche wir für diese Station mitgebracht hatten, wurden abgeliefert; auch einige Schwestern ließen wir, als Zuwachs der dortigen Schwesterngemeinde, zurück. Wir verbrachten dann einige Stunden des Wiedersehens miteinander, während die Ochsen sich auf der Weide gütlich taten, und wir noch unsere leergewordene Brotkiste füllten. Noch ein herzliches „Lebewohl“ und dann ging's wieder weiter. Jetzt sollten wir bald einen sehr großen Fluß passieren. Von einer Brücke war noch keine Rede. Wir krochen alle auf die Wagen und konnten unsere Angst nicht ganz verbergen, als wir sahen, wie der arme Bruder seine lange Peitsche nahm und neben den Ochsen herlaufend, dieselben ins Wasser trieb. In der Mitte des Flusses sahen wir, daß der Bruder nur mit Mühe die Arme mit der Peitsche übers Wasser halten konnte, und kaum imstande war, die Ochsen, von denen man fast nur noch die Köpfe sehen konnte, weiter zu bringen. Als nun die Peitsche auch noch zerriß, da fingen wir mit lauter Stimme an zu singen: „Heil'ger Joseph, hör' uns flehen“, bis wir glücklich am andern Ufer angelangt waren. Wir mußten nun einen hohen Berg ersteigen, wozu wir fast zwei Stunden brauchten. So ging es fort, bergauf, bergab, bis wir nach zwei Tagen Mariathal vor uns sahen, eine große, schöne Station, wo wir wieder Fracht und einige Schwestern abzuliefern hatten.

Hier blieben wir bis zum nächsten Tag, da wir sehr müde waren und uns die Station etwas näher ansehen wollten. Auch fanden wir hier wieder liebe Mitschwwestern, die froh waren, etwas über das Mutterhaus zu erfahren, und wir hingegen ließen uns ihre Erlebnisse erzählen. Einige von den Schwestern, die mit uns hierhergezogen waren, mußten sich trennen und einen anderen Weg einschlagen nach Otting und St. Michael. Sie ritten von hier aus bis zu ihrem neuen Bestimmungsort, den sie in einem Tag erreichten. Ein Bursche begleitete sie, um ihnen den Weg zu zeigen, und für die Pferde zu sorgen. Nun verließen auch wir Mariathal, um so bald als möglich Centocow, den Ort unserer Neugründung, zu erreichen. In der Mitte des Weges trennten sich nun die beiden Wagen; einer fuhr mit einer Anzahl Schwestern Revelar und Reichenau zu und sieben Schwestern blieben bei dem andern, um am nächsten Tage weiter zu fahren. Endlich, am Nachmittag kamen wir an den ersehnten Ort, wo wir nach dem Willen Gottes fortan unsere Tätigkeit aufnehmen sollten. Singend und voller Jubel traten wir ein in dies gelobte Land, wo wir dem Herrn viele Seelen gewinnen sollten. Wir dankten noch auf den Knien für die glückliche Fahrt und machten die besten Vorsätze, all' unsere Kräfte zur Ehre Gottes und für die Rettung der unsterblichen Seelen einzusetzen.



Verschiedene kleine Mitteilungen aus Mariannhill

Mai 1932

Am Feste Christi Himmelfahrt hatten die Mitglieder der hiesigen Marianischen Jungfrauenkongregation ein schönes Fest. Nach einem stimmungsvollen Einkehrtag und gemeinschaftlicher heiliger Kommunion am Feste selbst fand nach dem Hochamt die feierliche Aufnahme neuer Mitglieder statt. 16 Aspirantinnen empfingen das blaue Bändchen und 12 wurden als Aspirantinnen aufgenommen. Solche Gnadentage prägen sich tief dem Gedächtnisse der Glücklichen ein.

Am 24. April kam Schwester Hilaria mit zwei deutschen Schwestern, Kapuzinerinnen, nach sehr guter Seefahrt, glücklich nach Mariannhill. In Durban wurden sie am Hafen von Schwester Leontine und der Mutter Oberin der Kapuzinerinnen empfangen. Am 27. April trat Schwester Hilaria die Reise nach Mariazell an, wo sie sehnlichst erwartet wurde. In aller Frühe hatten auch die Kapuzinerinnen die Reise nach

ihrem neuen Heim angetreten. Mit den letzten zwei Schwestern sind es ihrer jetzt sieben.

Mit der Gesundheit geht es hierzulande z. Bt. so leidlich. In den letzten Jahren tritt fast jährlich ein anderes Fieber auf, so daß die Ärzte erst immer wieder den rechten Namen suchen müssen. 1930 war Malaria sehr stark in Natal, so daß an 6000 Personen daran starben. Mehrzahl waren Eingeborene, die leider von Vorsicht und Pflege bitter wenig kennen und üben.

Neuer tritt das Fieber gleich anfangs stärker auf als 1930. Vor 14 Tagen waren bereits alle Hospitäler in den Städten usw. überfüllt, und Zweidrittel derselben waren Malariakranke. Bei uns im Schwesternkonvent stellte sich das Fieber auch ein, doch war es mehr Influenza. Schlimmer war es in der Missionsstation Einsiedeln; dort lagen von fünf Schwestern vier im Bett. Da mußte schnelle Hilfe geschafft werden. Es war ein Glück, daß Schwester Leontine und Schwester Oberin, infolge eines Auto-Unfalles, dorthin kamen. Die schwerkranke Schwester Servatia brachte der Arzt gleich hierher ins Spital in die Schwestern-Abteilung.

Viele Leute starben an diesem Fieber. Am schlimmsten hauste der Tod bei den Eingeborenen am Umlar-Fluß. Man muß aber auch befürchten, daß so manche Bewußtlose als tot begraben werden. Der Schwarze hält jeden Ohnmächtigen für tot.

Vor 3—4 Wochen fuhr ein Schiff in der Nähe von Walfischbai auf einen Felsen. Die Personen wurden gerettet, die Ladung versank. Eine große Portion Chinin für Süd-Afrika soll mit versunken sein. In Ladysmith sollen die Fieberkranken starken Schwindel haben, so daß sie auf offener Straße hinfallen. Das Gleiche melden einzelne Berichte von Eingeborenen am Umlar.

„Heuschrecken!“ so hieß der Schreckensruf anfangs Mai. In den Drakensbergen hatte man nach Zeitungsberichten einen einige Meilen langen und breiten Heuschreckenzug gesehen. Zum Glück schlug die Temperatur um. Man rechnete mit Schneefällen in den Bergen und hoffte, sie würden dort erfrieren. Andererseits hieß es, die Regierung werde, solange dieselben durch nasse Flügel verhindert seien am Fortfliegen, durch Flugzeuge von oben Gift auf sie werfen und sie töten. — Bis jetzt hört man weiter nichts, und so hoffen wir, daß alle erfroren sind.

Die frische Temperatur von nur 10° R (= $11-12^{\circ}$ C) deutet an, daß es in den Drakenbergen und landeinwärts geschneit hat.

Liebevolle Wege Gottes

Eine der zwei Kapuzinerinnen, die im April von Deutschland kamen, erzählte, sie habe vor elf Jahren zu den Mariannahiller Missionsschwestern eintreten wollen. Der hochw. Herr Pfarrer riet ab. Sie sei zu schwächlich für die Mission, sie solle lieber zu den Kapuzinerinnen gehen und durch Gebet und Buße Gottes Segen auf die Mission herabflehen.

Die Schwester folgte dieser Mahnung und war bereits elf Jahre in der Abgeschlossenheit des Klosters glücklich und zufrieden und opferte Gebet und Leiden für die Mission auf.

Als nun 1930 unerwartet der hochw. Herr Bischof Fleischer von Mariannahill um Schwestern für sein Vikariat bat, war Schwester *Angela* bei den ersten, die sich meldeten. Am letzten Februar durften die zwei Kapuzinerinnen die Schiffsreise antreten, und zwar in Begleitung von zehn Missionsschwestern vom kostbaren Blut; — neun davon verließen in *Capetown* das Schiff, um mit der Bahn nach *Rhodesia* zu fahren.

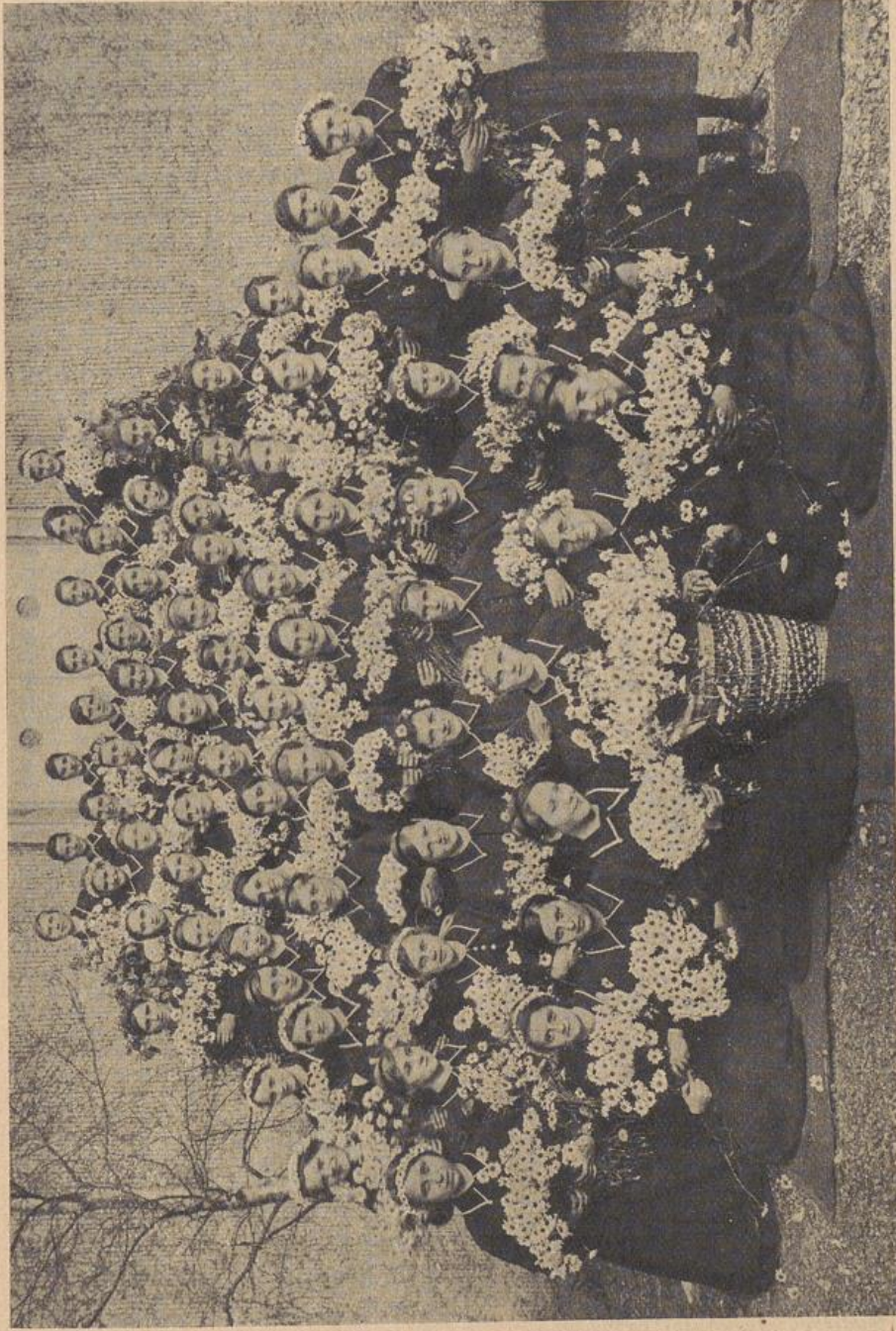
Noch ahnte die gute Schwester nicht, daß sie Mariannahill sehen würde. Da empfing sie in *Port Elisabeth* von ihrer Generaloberin einen Willkommensgruß mit der Mitteilung, daß die Reise zum neuen Heim über Mariannahill gehe. So sollte also doch noch das Sehnen ihrer Jugend erfüllt werden! Wie gut ist doch der liebe Heiland. Die gute Schwester konnte nicht müde werden, die zarte Aufmerksamkeit des lieben Heilandes zu bewundern und für seine Güte zu danken.



Aus dem Missionshaus in Neuenbeken

Unsere frohe Jugendschar, die 67 Missionsschülerinnen in Neuenbeken wandern nach heißem Studium hinaus ins Freie. Da führt sie ein Weg an einer blumenreichen Wiese vorüber. Tausende von Margueriten hatten dem schmucklosen Rasen ein bräutlich weiß schimmerndes Gewand gewoben. Reck und munter blickten die silberweißen Sterne die Vorübergehenden an und schienen zu bitten: „Nehmt uns doch mit!“ Und nicht umsonst! Ein Jubeln und Jauchzen begann. Eifrig wetteifernde Mädchenhände banden schöne Sträuße, andere saßen gemütlich auf dem Rasen und wanden mit geschickter Hand Kränze und schmückten sich damit nach froher Kinderart. O war das ein Freuen und Fröhlichsein!

Dann wurden Streifzüge durch Wald und Flur gemacht, natürlich nicht im Gänsemarsch. Die einen treiben botanische Studien und gehen auf Entdeckungsreisen nach seltenen Pflan-



Unsere Missionschülerinnen von Neuenbeken nach ihrem Margueriten-Ausflug.

zen aus. Haben sie so einen Sonderling gefunden, so wird er einer gründlichen Prüfung unterzogen, und zuletzt, nach all' dem Staunen, ob des großen Schöpfers Wunder in dem kleinen Pflanzenkind, hegen die eifrigen Botanikerinnen die Hoffnung, einmal in den Tropenwäldern noch weit interessantere Studien auf diesem Gebiet treiben zu können. Eine andere Gruppe ergötzt sich an einem witzigen Späßchen, das eine zum Besten gegeben hat, andere wieder reden voll Begeisterung von ihrem zukünftigen Wirken und Arbeiten im fernen Afrika, und wieder andere wagen sich im Geiste sogar auf die Reise nach dort. Sie hören schon in ihrer Phantasie die Palme rauschen, sehen, wie wilde Horden durch den Urwald ziehen, und, was das Schönste für sie ist, ist das liebliche Bild, wie schwarze Kinder weißen Schwestern lauschen; dahin geht ja auch ihr ganzes Sehnen, Sinnen und Streben, recht viele schwarze Krausköpflein dem göttlichen Kinderfreunde zuführen zu dürfen. Doch noch heißt es für sie warten! Manch harten Kriegszug heißt es noch gegen schwierige Mathematikprobleme zu unternehmen, und auf dem Kampfgebiet der Grammatik gibt es noch manchen Sieg zu erringen. Doch was tut's? Es geht ja um Seelen! Und daß diese in Wahrheit sehr kostbar sein müssen, liegt in der unermesslichen Größe des Erlösungswerkes begründet.

Inzwischen ist die muntere Wanderschar an einem idyllischen Waldplätzchen angelangt, wo sie sich zu einem gemütlichen Rasten niederläßt. Aber ihnen ein Singen und Jubilieren in den grünen Zweigen, ein Rauschen und Raunen und Flüßtern überall. Die grün-goldene Einsamkeit pocht an die jungen Seelen und löst Melodien. Bald klingen, als gälte es einen Wettbewerb mit den gefiederten Sängerelein zu schlagen, alte traute Volkslieder vom lieben deutschen Wald aus sangesfrohen Kehlen, begleitet von zarttönenden Lautenklängen. Ich glaube sicher, daß die alten, knorrigen Waldriesen manchmal ihre Wipfel zu neigen versuchten, um mehr von all dem Freuen und Frohsinn mitzubekommen. Heimwärtsziehend klingt noch manches sonnige Lied in die blaue Sommerluft hinein.

Hat eine von Euch, liebe junge Leserinnen, Lust und Liebe an dem Berufe einer Missionslehrerin und ist auch gewillt, eine gute Missionschwester zu werden, so schnüre sie bald das Ränzlein; denn am 8. September beginnt das neue Schuljahr. Ihr seid alle heute schon herzlich willkommen!

Glückauf zum hehren Missionsberuf!

Nähere Auskunft erteilt

die Oberin des Missionshauses zur hl. Familie,
Neuenbeken i. Westf., Paderborn-Land.

Das geraubte Christenmädchen

Von Schw. M. Evodia, Kiboscho (Ost-Afrika)

„Der Geist Gottes weht, wo er will!“

Diese Worte können wir auch auf so manche Heidenkinder anwenden, die von der Gnade erleuchtet, die größten Opfer bringen, die härtesten Mißhandlungen erdulden, von der heimatlichen Hütte weglaufen, um auf der Missionsstation die große Gnade der heiligen Taufe erhalten zu können. Theresia, das geraubte Christenmädchen, zählt zu solchen Heldinnen.

Eines Tages befand sich die Missionschwester draußen in der Eingeborenenhütte, um die jungen Christen an ihre Religionspflichten zu erinnern, die Kinder zum guten Schulbesuch zu ermahnen, die Kranken aufzusuchen und auch den Heiden hie und da ein gutes Wort zu sagen. Der Weg führte sie durch schmale, steinige Stege, tiefe, heftige Schluchten, auch Dornestrüpp und über weite Grasflächen. An einem engen Fußpfade begegnete die Schwester einer Schar munterer Krausköpfe, die, Gras- und Holzbündel auf dem Kopfe tragend, heimwärtskehrten. Einige wichen scheu zur Seite; die andern ergriffen, als sie die weiße Schwester sahen, schleunigst die Flucht. Andere wiederum blieben stehen und grüßten scheu und ängstlich. Die Schwester redete die Kinder freundlich an, fragte sie dies und jenes und erzählte ihnen etwas vom lieben Gott. Unterdessen, als die Furchtsamen sahen, daß es ihnen doch nicht an den Hals gehe und daß es nicht so schlimm sei, wie sie meinten, kamen sie langsam und scheu heran und gesellten sich zu den Ubrigen. Unter den Letzteren war auch ein ungefähr achtjähriges Mädchen, mit Namen „Mzize“, das besonders aufmerksam zuhörte. Alsdann verabschiedete sich die Schwester mit der kleinen Ermahnung, daß sie alle recht brav sein und zum großen Gott beten sollen, damit sie auch einmal getauft und gute, taugliche Menschen würden.

So vergingen einige Wochen, als eines Tages sich ein heidnisches Mädchen auf der Mission einfand mit der Bitte, daß sie gern dableiben wollte, daß sie lernen und getauft werden möchte. Die Schwester erkannte sofort die kleine Mzize, die damals gar so aufmerksam zugehört hatte. Gefragt, ob denn der Vater und die Mutter damit einverstanden seien, antwortete sie:

„Schon öfter bat ich meine heidnischen Eltern, mir zu erlauben, in die Kirche und Schule zu gehen, aber immer bekam ich eine abschlägige Antwort! Mein Vater“, so fuhr die Kleine fort, „wurde jedesmal sehr böse, wenn ich davon sprach, und sagte zornig: „Nein, ich will nicht, daß Du in die Schule

gehst und getauft wirst, dann gehst Du womöglich noch zu den Schwestern auf die Mission und willst auch Schwester werden, und ich verliere die Ochsen und Kühe, die ich für Dich bekommen werde, wenn Du heiratest.“ —

„So machte ich mich auf und lief davon. Aber ich habe so Angst“, fügte die Kleine bei, „denn mein Vater wird mich suchen und mich mißhandeln.“ Die Schwester beruhigte das Mädchen, nahm es ins Haus, gab ihm zu essen und ein Kleid, da es nur einen alten Fexen um den Leib gebunden hatte. Wer war glücklicher als unsere Mzize? Bald hatte sie alles andere vergessen, gefellte sich zu den übrigen Missionskindern und fühlte sich ganz daheim. Doch die Tage der Ruhe und des Glückes waren für unsern neuen Schützling gezählt. Als Mzize eines Tages zum Wasserschöpfen an den nahen Bach ging, bemerkte sie von weitem ihren heidnischen Vater mit noch zwei Begleitern. Wie ein Wiesel lief sie davon und versteckte sich im Schlaffaal der Kinder in einem Kleiderschrank. Nach einer Weile hörte sie Lärm und Geschrei; sie erkannte sofort die Stimme ihres zornigen, wilden Vaters, der gekommen war, sie zu holen. Er geberdete sich wie ein Wilder und stieß ab und zu seinen langen Dolch in die Erde. Als die Schwester ihm sein wildes Benehmen verbot und ihm sagte, daß er kein Recht habe, sich hier auf der Mission so wild und unanständig zu benehmen, da wurde er ruhiger und verlangte sein Kind. Es wurde ihm geantwortet, daß er sein Kind suchen sollte, und wenn er es mitnehmen wolle, so solle er es tun. „Das Kind“, so sagte die Schwester, „wurde nicht gerufen, auf der Mission zu bleiben, und niemand hält es zurück; es kann zu jeder Zeit heimgehen.“

So machte sich der harte, zornige Heide daran, überall und in allen Winkeln nach seinem entlaufenen Kinde zu suchen, aber vergebens. Das arme Kind bebte und zitterte im Kleiderschrank und hielt die Türe krampfhaft von innen zu. So kam ihr Vater auch in diesen Schlaffaal der Kinder, wo der Kleiderschrank mit der versteckten Mzize stand, und, o weh, wenn er das Mädchen gefunden hätte! — Solche Heiden können manchmal recht grausam gegen ihre Kinder verfahren. Sie sperren sie tagelang in einen dunklen, schmutzigen Winkel im Kuhstall ein, geben ihnen nichts oder nur wenig zu essen, schlagen und reiben sie mit Brennesseln ein, prügeln die armen Kinder mit einem dicken Lederriemen blutig und hängen sie mit den Füßen an die niedrige Decke des Hauses auf, wo sie stundenlang in dieser schmerzlichen Lage verbleiben müssen.

An all dieses dachte das arme, gefangene Kind im engen Kleiderschrank, als der Vater eintrat und rasend suchte. O, wie bebte da die Kleine; wie rief sie den großen, weißen Gott um Hilfe und Schutz an. Sie erinnerte ihn, daß sie doch um

182

feinetwillen davongelaufen ist, da ihr der Vater um keinen Preis erlaubte, Christin zu werden!

Jetzt näherte sich der Heide dem Kleiderschrank — und — o Wunder! — Seine Augen waren gehalten — er fand ihn — verschlossen! So fest und ruhig hielt die Kleine an, daß man glaubte, der Schrank sei verschlossen. So rannte er aus dem Zimmer, voll Wut und Ärger und machte der Schwester Vorwürfe, daß sie sein Kind in ihrer Wohnung versteckt halte, wo er allerdings nicht hin durfte. Als die Schwester es ihm ausredete, ging er wütend davon, mit dem Bemerkten, daß er nicht ruhen werde, bis er das Kind in sein Haus zurückgebracht habe!

O, unsere arme Mzize! Als sie aus ihrem engen Versteck hervorkam, war sie von der vielen Angst ganz erschöpft. Sie sank zu Boden, weinte und dankte dem lieben Gott und ihrem Schutzengel, der ihr so wunderbar geholfen und sie so gut beschützt hatte. „Jetzt erst recht will ich um diese so große Gnade der heiligen Taufe beten,“ sprach sie, „weil der liebe Gott so gut zu mir gewesen ist.“ —

Der harte Vater hielt sein Versprechen bezüglich des Wiederkommens; aber jedesmal ging er unverrichteter Sache zurück. Mzize hatte immer gut acht gegeben und sich nie erweichen lassen, bis der Vater des Kommens und Suchens müde wurde und es zuletzt aufgab.

So hatte jetzt das gute Kind Ruhe; besuchte fleißig den Taufunterricht und die Elementarschule, wurde nach zwei Jahren auf den Namen „Theresia“ getauft und durfte ein halbes Jahr später die heilige Kommunion empfangen. An diesem Tage war sie überaus glücklich und wollte vor lauter Freude nichts essen, sondern nur in der Kirche bleiben. Es schien, daß der liebe Gott sein tapferes Kind schon hienieden reichlich belohnen wollte für den langen, harten Kampf, den es um des heiligen Glaubens willen ausgestanden und noch zu bestehen hatte. Theresia zeichnete sich vor allen andern Kindern durch Eifer, pünktlichen Gehorsam und Verträglichkeit aus.

So verstrichen die Jahre, und Theresia meinte, daß es immer so bleiben werde, daß ihr Vater sie nicht mehr suche und sie jenen Stand erwählen dürfe, dem sie schon lange zugeneigt war. nämlich den Ordensstand. — Hier in der Nähe befindet sich ein Noviziat für eingeborene Schwestern. — Sie malte sich alles so schön aus, wie sie dann, wenn sie fertige Schwester sei, der Mission gut helfen und für den lieben Gott Seelen gewinnen könne. Sie war jetzt 16 Jahre alt geworden. In diesem Alter werden die afrikanischen Mädchen an irgendeinen Bräutigam, den sie gern oder nicht gern wollen, um 2—3 Rühre und ein paar Ziegen verkauft.

Theresia ahnte wohl nichts Gutes und bemerkte einmal, daß sie sich jetzt doppelt in acht nehmen müsse vor ihrem heidnischen

Vater und ihren Verwandten. Es war auch merkwürdig, daß ab und zu ihre Mutter und Geschwister mit allerlei guten Sachen zu Theresia auf die Mission kamen, ihr arg schmeichelten und sie einluden, doch einmal nach Hause zum Besuch zu kommen; alle würden sich recht freuen, der Vater hätte jetzt Theresia so gern usw. Theresia merkte wohl die fein gelegten Schlingen. Sie war recht lieb zu den Ihrigen, aber sie nahm nichts an, noch machte sie einen Besuch zu Hause. Das Annehmen von Speise und Schmucksachen bedeutet nämlich eine Einwilligung in irgendeine Heirat.

Es dauerte nicht lange, da geschah es, daß Theresia einmal mit ein paar größeren Mädchen ins Weizenfeld ging, das etwa eine Viertelstunde von der Mission entfernt liegt, um da zu arbeiten. Plötzlich umzingelten sie fünf starke Männer, darunter ihr Vater, und schleppten sie unter Zerrn, Schimpfen, Stoßen und Schlagen von ihren Gefährtinnen weg. Das arme Mädchen wehrte sich, so gut sie konnte, aber es war unmöglich, sich aus der Gewalt so starker, roher Heiden zu befreien. Sie trugen sie eilends fort und verschwanden in einem dichten, kühlen Bananenhain. O welcher Schrecken, welche Not für unsere gute, treue Theresia; was ihr bevorstand, das wußte sie selber am besten. Ein Gedanke hielt sie noch aufrecht; sie wollte auf jeden Fall davonlaufen. Aber wie? Sie wurde auf Schritt und Tritt bewacht. Nun war es Mitternacht. Alles schlief fest, nur Theresia wachte: Sie sann hin und her, wie sie es wohl anstellen könne, daß sie unbemerkt davonkomme. Draußen war finstere, regnerische Nacht. Wartete nicht vielleicht ein Löwe oder ein Tiger am Wege oder Flusse auf irgendeine Beute? Was sollte sie tun? Hier bleiben und mit Gewalt mit einem garstigen Heiden zur Heirat gezwungen werden, — das kann sie nicht! Sie richtete sich langsam auf. O, wie schmerzten ihre mißhandelten Glieder. Der Kopf schien zu zerspringen. Niemand dachte daran, ihr eine kleine Erquickung zu geben. Theresia sank auf ihre wunden Knie und betete händeringend zum lieben Gott, der ihr schon öfter wunderbar geholfen und immer so gut zu ihr gewesen ist. Dann stand sie auf und horchte leise! — Alles still! Sie machte ein paar Schritte und riegelte die Türe leise auf. „Mein Gott, ich bin im Freien, o so hilf; hilf mir unbemerkt davon zu kommen!“ Es war ein Uhr nachts. Draußen war es schauerlich, finster und unheimlich. Alles still; nur ab und zu unterbrach die Stille hier und dort ein Hundegebell.

Theresia eilte, so schnell sie ihre müden Füße trugen, ihrer lieben Mission zu, und schon glaubte sie, gerettet zu sein, als sie hinter sich Licht und Leute sah. „Ob man mein Entweichen bemerkt hatte?“ war des Kindes bange Frage. Da, noch 5 Minuten bis zur Missionsstation. Theresia verschwand in einer der

Mission gehörenden Kaffeepflanzungen und hielt sich still. Doch im nächsten Moment sah sie sich von ihren Verfolgern kreisend umringt. „O, mein Gott!“ schrie das bedrängte Mädchen, „jetzt ist es aus, jetzt bin ich verloren“, und in demselben Moment packte sie auch schon ihr harter Vater und schlug unbarmherzig auf das arme Geschöpf los. Das gute Kind wurde gebunden und unter Puffen und Schimpfen wie ein Stück Vieh nach Hause getrieben. Jetzt war keine Hoffnung mehr, davonzukommen. Theresia wurde abwechselnd von zwei oder drei Personen beständig bei Tag und Nacht bewacht.

Da machte sich die Missionschwester auf, um nach ihrem lieben Zögling, der bedrängten, so hart geprüften Theresia, zu schauen und sie, wenn es ginge, aus ihrer peinlichen Lage zu befreien. Nach einer dreiviertel Stunde dauernden Wanderung kam sie bei Theresia an. Der Anblick, der sich ihr bot, war folgender:

Im Rahmen des Kraals saßen fünf starke, junge Burschen mit Theresiens Vater. Diese Burschen waren ihre Brüder und Verwandten. Wenn es sich nämlich um ein Heiratsgut handelte, das in Ochsen und Kühen besteht, so sind die lachenden Erben gleich dabei, damit auch etwas für sie abfällt. Sie hielten Beratung, wie sie das arme, gefangene Mädchen am schnellsten verkaufen könnten, damit es ihnen nicht wieder entwischt. Da saß auch schon ein alter Heide zusammengekauert, mit verschlungenen Füßen auf dem Boden wie ein richtiger Affe, der vier Frauen hatte, und das Mädchen als fünfte Frau für zwei Kühe kaufen wollte.

O welch schrecklicher Gedanke, Theresia, die acht volle Jahre auf der katholischen Mission weilte, die Anstand und gute christliche Erziehung genossen, sollte jetzt mit einem häßlichen, schmutzigen, alten Heiden ihr ganzes Leben zubringen! Nein, das konnte der liebe Gott nicht zulassen.

Als sich die Schwester nach dem üblichen Gruß näherte, standen alle Anwesenden auf und erwiderten scheu den Gruß. Nachdem die Schwester den Grund ihres Kommens gesagt, mit dem Bemerkten, daß der harte Vater doch vernünftig sein und dem Kinde das Leben nicht verbittern und vergiften soll, da lachte er teuflisch auf und raste von einem Platz zum andern. Als Theresia die Stimme der Schwester hörte, tat sie im Innern des Kraals einen grellen Schrei und stürzte ins Freie. Sie bat den Vater schluchzend auf den Knien, sie doch mit der Schwester zur Mission ziehen zu lassen; doch der Heide stieß sie mit einem harten „Nein“ zur Seite, fluchte und tobte wie rasend. Als die Schwester Theresiens Hand ergriff und mit ihr gehen wollte, geberdete er sich wie ein Wahnsinniger. Er stieß sein langes, scharfes Messer der Schwester vor die Füße und entriß ihr das Kind, das sich an ihr festklammerte. Er

stieß das jammernde, schluchzende Mädchen in den Kraal und schlug die Thür zu. Nach vielen Auseinandersetzungen bestand der böse Mann auf seinem Vorhaben, und die Schwester mußte unverrichteter Sache heimkehren. —

Es vergingen Tage und Wochen, ohne daß unserer guten Theresia nur irgendwie eine kleine Hoffnung auf Befreiung aus ihrer peinlichen Lage gebracht werden konnte. Ein gewaltfames Entkommen war unmöglich, da sie beständig auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht von ihren heidnischen Eltern, Geschwistern und Verwandten streng bewacht wurde. Wenn am Sonntag oder Feiertag die Christen vorbeigingen, um in die Kirche zu gehen, um ihrer Christenpflicht nachzukommen, bat Theresia die Vorübergehenden mit aufgehobenen Händen und tränenvollen Augen, sie doch auch mitzunehmen. Doch keiner von ihnen wagte es, dem zornigen Heiden entgegenzutreten, und einige derbe Schimpfworte brachten das Mädchen zum Schweigen.

(Schluß folgt.)

4

Jesus nimmt die Sünder auf

Jesus nimmt die Sünder auf!
Ja, er wird der Sünder Gast,
Ob der Pharisäer Stolz,
Auch darum den Heiland haßt.

Und du, große Sünderin,
Neze deines Heilands Fuß
Mit den Tränen heißer Reu',
Denn dir gilt sein Gnadengruß:

Sitze nicht betrübt am Joll,
Jesu Auge ja dich sieht.
Er erkennt die Liebe wohl,
Die im Zöllnerherzen glüht.

„Viel vergeben ist dir heut,
Tochter, geh in Frieden hin;
Für die Kranken ist der Arzt,
Und der Sünder Heil Ich bin.“

„Stehe auf und folge mir!“
Hör', Matthäus, Jesu Wort.
Brich die Kette, die dich hält,
Wirf die Erdengüter fort.

Petrus, weinst du bitterlich?
Glaub' es, Jesus dir verzeiht.
Größer als die größte Schuld
Ist des Herrn Barmherzigkeit.

Steige froh vom Baum herab,
O Zachäus, denn dein Haus
Sucht der Herr voll Gnad und Huld
Sich zu seiner Herberg aus.

Hat der arme Schächer nicht
Gnade sich vom Herrn erfleht?
Ja, so lange währt die Zeit,
Durch das Kreuz geschrieben steht:

„Jesus nimmt die Sünder auf.“
Darum, Sünder, zage nicht;
Halt an diesem Trost dich fest
Bis dein Aug' im Tode bricht.



Der Bananenbaum

Weil die Banane sich in den letzten Jahrzehnten sehr eingebürgert hat in Europa, wird es vielleicht manchen unserer Leser interessieren, etwas vom Bananenbaum zu hören. Er wird 7—8 Meter hoch und der Stamm hat einen Umfang von einem halben Meter. Die Blätter haben eine Länge von 4 bis 5 Meter und eine Breite von ungefähr 60 Zentimeter. Die Blüten neigen nach unten. Ein gesunder Bananenbaum hat weit über 100 Trossen Früchte. Dabei gibt es viele Sorten, darunter auch Zuckerbananen. Bei den einen ist die Frucht kurz und dick, bei den andern wieder lang und gebogen, wie ein Ellenbogen. Eine Trosse muß mit dem Beil abgehackt werden. Sie braucht ungefähr 6 Monate zur Reife.

Die Bananen sind das tägliche Brot der Schwarzen. Die reifen Bananen werden roh gegessen oder mit Butter gebraten; die unreifen werden geschält und wie Feigen in der Sonne getrocknet. Dann werden verschiedene Gerichte daraus bereitet, zuweilen auch gemischt mit Mais oder Bohnen. Manche schwarze Frau versteht es, erquickendes Bier aus den Bananen zu kochen. Sie mischt dazu eine Art Hirse. Aus der Wurzel, welche er kleinschneidet, bereitet der Neger Gemüse. Der saftige Stamm ist gutes Futter für das Hornvieh. Die Blätter liefern das Material zum Decken der Hütten.

Der Schwarze fertigt seine Wohnung aus Stöcken vom Urwald und vom Bast der Blätter; ja, sie machen sogar aus diesem Blätterbast: Tücher, Taschen, Stricke usw.

Jede gute Neger-Hausfrau pflegt und düngt ihren Bananenhain so, wie der Deutsche seinen Weinberg pflegt und bearbeitet. Der liebe Gott will ja, daß die Menschen im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen. Wenn der Schwarze seinen Bananenhain nicht bearbeitet, bringt er ihm auch nur wenig Früchte. Ein ungepflegter Baum wird nicht so hoch und zeigt auch keine Blüten. Der abgeblühte, blaue Blütenkolben wird bei manchen Schwarzen zu Pulver gerieben und als Heilmittel bei faulenden Wunden benützt.

Wir sehen, daß der Bananenbaum alles, was er hat, für die Menschen opfert. Der Neger hängt aber auch an seinem Bananenhain und, wenn es zum Tode geht, nimmt er mit Tränen von ihm Abschied.

Gute Bücher

Ein Büchlein von Hardy Schilgen S. J. — Der durch seine bis jetzt erschienenen Bücher rühmlichst bekannte Verfasser schenkt uns hier ein neues kleines Büchlein:

„**Deutsche Messgebete.**“ Es sind Gebete der Kirche beim heiligen Opfer für den gemeinsamen Gebrauch. Umfang 48 Seiten. Preis 0,20 Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Ein großer Vorzug dieses Büchleins besteht darin, daß es die tiefste Bedeutung der heiligen Messe als Huldigung Gottes klar herausarbeitet. Dieses geschieht nicht nur in der kurzen Belehrung über die Bedeutung der heiligen Messe, die den Messgebeten vorausgeschickt ist, und in dem Vorbereitungsgebet, das in Anlehnung an das des Breviers den Väter in die rechte Stimmung versetzt; in der Wiedergabe des heiligen Textes selbst kommt dieser Gedanke immer wieder zum ergreifenden Ausdruck. Die Gebete werden eben, und das ist ein weiterer Vorzug, nicht überall wörtlich wiedergegeben, da dann zahllose ihren eigentlichen Sinn gar nicht verstehen würden, sondern mit möglichster Beibehaltung des Wortlautes wird durch kleine Zusätze oder Umschreibungen ihr eigentlicher Sinn aufgedeckt und so dem Verständnis der Gläubigen nähergebracht. Die ganze Anordnung für den gemeinsamen Gebrauch ist vorzüglich. Doch kann das Büchlein ebensogut dem Privatgebrauch dienen. Der billige Preis ermöglicht jedem die Anschaffung.

Das Neue Testament von P. Dr. Konstantin Rösch. — Soeben erscheint das 211. bis 240. Tausend. In kleinem Format: 10,5×16,5 cm auf gutem, weißem Dinndruckpapier gedruckt. Einfache Ausgabe in biegsamem Ganzleinenband im Preise nochmal ermäßigt. Einzelpreis jetzt 1,60 R.M. Von 32 Exemplaren an (= ein 10-Kilo-Paket) 1,55 R.M. Von 100 Exemplaren an 1,50 R.M.

Auch bessere Ausgaben und in größerem Format mit vielen Illustrationen lieferbar.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Eine Ausgabe, die in verhältnismäßig kurzer Zeit eine derartige Auflagenhöhe von 240 000 Exemplaren erreicht, empfiehlt sich von selbst. Die Vorteile der „Rösch“-Bibel sind allgemein bekannt. Volkstümliche und doch den sakralen Ton wahrende Sprache, ausführliche Anmerkungen, klare Übersicht und Einteilung sind die bisher von keiner Ausgabe erreichten Vorzüge. Es ist ein wahrer Genuß, das Neue Testament in dieser gefälligen und leicht faßlichen Sprache zu lesen. Hinzu kommt das äußerst klare Saßbild, die farbigen Karten, die schöne gefällige und biegsame Ganzleinenband und vor allen Dingen der niedrige Preis.



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante Engelberta

An einem Sonntagabend, unwölkt vom Himmelsblau,
Da spielten viel Blumen auf weiter grüner Au.
Nach langem Tun und Treiben war man auf einmal müd';
Nur noch vom nahen Busche tönt hell ein Finkenlied!

Sie hatten ganz vergessen zu blicken himmelwärts,
Dem Schöpfer Dank zu sagen vor lauter Spiel und Scherz.
Auf einmal ging ein Raunen durch all die Blumenreih'n,
Wir singen jetzt und beten dort in dem Bergkirchlein.

Und bald der Glockenblume wohllauter Klang erschallt,
Zu rufen all die Blümlein in Berg und Tal und Wald.
Dann wurden aufgesteckt ganz vorne am Altar
Sechs große Königskerzen in Blüte wunderbar.

Die Primel macht den Küster, denn wie ja jeder weiß,
Man sie im ganzen Lande nur Himmelschlüssel heißt.
Ein Maienglöcklein diente als Klingel am Altar,
Ein Löwenmäulchen aber als Ministrant sogar.

Und von des Kirchleins Decke schwebt majestätisch schön
Die große Sonnenblume, als Teppich anzusehn.
Im roten Tulpenbecher das Em'ge Lichtlein glimmt,
Als Rauchfaß und als Buchpult man Mohn und Pfingstros nimmt.

Jetzt kann man nun beginnen, denn alles ist jetzt da,
Und keiner blieb zurücke von Blümlein fern und nah.
Ein Kapuziner schreitet ehrwürdig durch den Chor,
Und alle Blütenköpfschen, sie recken sich empor.

Erst las er die Epistel und sprach ein fromm Gebet,
Dann mußten all' sich setzen, eh' er zur Kanzel geht.
Und würdig dann verneigte er vor den Blumen sich
Und fing dann an zu reden, so hehr und feierlich.

So sprach er zu den Kleinen, die alle ringsumher:
Euch hat allzeit geliebet der Schöpfer, unser Herr!



Unsere kleine 4 Monate alte Risi-Rita
mit Schwester Gerardina in Uru.

Bleibt immer fromm, bescheiden, strebt nicht nach Eitelkeit;
Den Kleinen steht der Himmel ja offen jederzeit!

Und zu der wilden Jugend er dann voll Warnung spricht:
Verliert in Spiel und Freuden die Herzensreinheit nicht!
Dann gab's noch viel zu tadeln an Fehlern groß und klein,
Vom Stolz der eitlen Rose, von Goldlacks falschem Schein.

Doch vor den üblen Reden, die man vom Nächsten spricht,
Schaut er der Klatschrose bedenklich ins Gesicht.
Und zu der Wucherpflanze voll heil'gem Zorn er schreit:
Sib hundertfach zurücke, willst eingehn du zur Freud'!

Laßt Zank und Streit und Hader, bleibt auf der Sanftmut Spur,
Sib nach, gereizte Nelke, denn Zorn er schadet nur!
Die schönste aller Tugend ist stets ein reiner Sinn;
Und stellt die Lilienblüte als leuchtend Vorbild hin.

Auch sollt Ihr Demut üben, wie's Veilchen dort im Moos,
Dann ist nur Glück und Frieden beschieden Euch zum Los.
Noch viele gute Lehren gab er auch mit nach Haus
Und sagte langsam „Amen“, die Predigt ist jetzt aus.
Nun eilten all von dann; man sprach: „Auf Wiedersehn!
Und alle Blumen dachten: Ja, heute war es schön!

Hat Euch das Blumenpiel gefallen, liebe Kinder? Ganz ge-
wiß, denn Kinder, Blumen und Sterne, das gehört ja zu-
sammen, das ist ja das Schönste, was uns aus dem Paradiese
geblieben ist. Was Eure Kindesseele wert ist, das soll Euch,
gute Kinder, das herrliche, gedankentiefe Gedichtchen eines
hochgelehrten Kinderfreundes Monsignor Fr. Pesendorfer zum
Bewußtsein bringen, und damit will ich heute schließen:

Kindesseele.

Kindesseele — ein Diamant;
Schleifen muß ihn die Elternhand!
Kindesseele — schneeweiße Blüte;
Eltern, bewahrt das zarte Gemüte!
Kindesseele — ein Rosengarten;
Eltern müssen der Knospen warten!
Kindesseele — ein Morgenstern;
Laßt ihn leuchten nur Gott, dem Herrn!
Kindesseele — ein Tröpflein Tau;
Laßt ihn nur spiegeln des Himmels Blau!
Kindesseele — ein Liebling der Engel,
Haltet ihm ferne Sünde und Mängel!
Kindesseele — ein Himmelserbe;
Wacht, daß die Hölle sie nicht verderbe!

Wer ist gescheit im Rätsellösen?

Welche Äpfel und Würste kann man nicht essen?
(‘ajʎanaisuvʂ qun ɔɔɔɔɔɔɔɔ)

Welche Hunde bellen mit dem Schwanz?
(‘uagvʂ ɔuvavɔɔɔ uauɔɔ ɔɔɔ ‘ajʎ)

Lustige Ecke

Beim Kunstmaler. „Ach, Herr Kunstmaler, was ist das doch ein schönes Gemälde. Ich wünschte, ich könnte Ihre schönen Farben mit nach Hause nehmen.“

„Dieser Wunsch ist Ihnen schon gewährt, gnädige Frau, Sie sitzen nämlich auf meiner Palette.“

„Ich meine, Sie sehen so schadenfroh aus, Herr Jansen?“

Herr Jansen: „Ich will Ihnen erzählen, warum. Sehen Sie, ich verkaufte einer Telephonistin, die mir immer die verkehrte Nummer gibt, ein Paar Schuhe. Nun habe ich ihr die verkehrte Nummer gegeben.“

Kalle: „Denke Dir, mein Vater hat gesagt, es ist so weit bis zu den Sternen, daß man gewiß 1000 Jahre braucht, selbst wenn man einen D-Zug benutzt.“

Johann: „Das weiß Dein Vater doch nicht.“

Kalle: „Weiß er nicht? Er ist doch Lokomotivführer.“

Mädchen: „Die Dame hat mir aufgetragen, zu sagen, daß sie nicht zu Hause sei.“

Besuch: „Sehr wohl. Wollen Sie der Dame vielleicht sagen, daß ich nicht hier gewesen bin.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Paderborn 21 Mk., Theresia; N. N. 21 Mk., Maria; Saarlouis 120 Frs., Joseph.

Antoniusbrot für die Mission: Daseburg 4 Mk.

Almosen: Uttrichshausen 2,50 Mk., Horrem 4 Mk., Bühne, um Er-
hörung in einem Anliegen, 1 Mk.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer Mädchen zu Missions-
lehrerinnen: Mettlach 12 Mk.

Allen unseren lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott!

Für die lebenden und verstorbenen Wohltäter unserer Mission und Ge-
nossenschaft werden dem lieben Gott dargebracht:

1. Jeden Monat zwei heilige Messen im Mutterhaus.
2. Jeden ersten Freitag ein Hochamt im Mutterhaus mit Aussetzung des Allerheiligsten zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu.
3. Gebete während den Anbetungsstunden vor dem ausgelegten hoch-
würdigsten Gute am ersten Freitag des Monats während des ganzen
Tages und der vorausgehenden Nacht, sowie am ersten Sonntag jeden
Monats.
4. Jeden ersten Montag im Monat wird von den Mitgliedern der Ge-
nossenschaft die heilige Messe für die lieben Wohltäter aufgeopfert.
5. Jeden Tag besondere gemeinschaftliche Gebete im Mutterhaus und in
allen Filialen.
6. Jeden Montag Mette und Laudes für die verstorbenen Wohltäter von
allen Mitgliedern der Genossenschaft.

Ferner haben alle unsere Wohltäter Anteil an den Gebeten und
geistlichen Verdiensten der Missionsarbeiten sowie an allen guten
Werken sämtlicher Mitglieder unserer Genossenschaft, auch an den Ge-
beten der Neuchristen in den Missionen.

Das Beste, was der Mensch in seinem Leben tun kann, besteht darin,
daß er von dem Besten, was er selbst hat, andern abgibt.

Caritasblüten

Nr. 9

1932

Mein Engel wird vor dir hergehen! (2. Mos. 23)



Die Kinder haben Engel, die schützend sie betreu'n,
Dafür noch gute Kinder die Engel oft erfreu'n.
Doch ist nicht auch den Großen ein Engel stets zur Seit'
In allen ihren Freuden, in Kampf und Not und Streit?
Gewiß bei jedem Menschen bleibt treu er bis zum Grab,
Doch leider wendet mancher sich von dem Engel ab
Und achtet nicht der Worte, die Gott, ihn mahnend, spricht:
„Hab acht auf meinen Engel, verschmähe ihn doch nicht.
Und wenn du Sünde tuest, er wird dir nicht verzeih'n,
Denn in ihm ist mein Name, den darfst du nicht entweih'n.
Doch hörst du seine Stimme, und tust du, was ich will,
So schlag' ich deine Feinde, sind ihrer noch so viel.“ M. S.

Der erste Eindruck von Süd-Afrika

Die Mai-Nummer der Caritasblüten stellte unsern lieben Lesern und Leserinnen die nach Süd-Afrika reisenden Schwestern vor. In Begleitung der ehrw. Mutter M. Germalina, Provinzialoberin von Süd-Afrika, traten wir unsere große Reise an. Gott Dank, die Fahrt verlief recht gut. Schaukelte der Dampfer auch manchmal, so gab es doch keinen Sturm. Keine Schwester wurde ernstlich seekrank. Die 6 Priester an Bord konnten täglich die heilige Messe lesen, und wir hatten das Glück der täglichen heiligen Kommunion. Am 25. Mai landeten wir glücklich in Durban und wurden in Mariannahill mit schwesternlicher Liebe empfangen. Wir fühlten uns gar bald daheim. — Wohl klingt die Zahl 14 Schwestern recht ansehnlich, allein was ist das für das große Missionsgebiet von zirka 38 Stationen. Immer mehr lichtet der Todesengel die Reihen treuer Arbeiterinnen im Weinberge des Herrn. Vielen derselben war es vergönnt, 30 bis 40 und mehr Jahre unermüdetlich sich selbst vergessend zu schaffen und zu leben für das Heil unsterblicher Seelen im Heidenlande.

Es ist ergreifend zu sehen, wie treue Pflichterfüllung die meisten der älteren Schwestern noch auf ihren Posten aushalten läßt. Es ist Zeit, daß junge Kräfte in die Scharen der tapferen Missionarinnen sich einreihen und denselben die Arbeit abnehmen. Wer will uns helfen? Ist niemand, der sich unseren Reihen anschließen möchte? Möchten auch wir den Opfermut unserer lieben Vorgängerinnen anstreben und uns zur größeren Ehre Gottes hinopfern für das Heil der Seelen.

Niemand wolle sich durch schreckhafte Vorstellungen vom Missionsberuf abhalten lassen. Süd-Afrika braucht sich niemand als das Land der Löwen, Tiger und Hyänen vorzustellen. Es ist bereits zu weit in der Kultur vorangeschritten, als daß diese noch überall haufen könnten. Also, ihr lieben Angehörigen, nur keine Sorge. Wir müssen gestehen, daß wir sehr überrascht sind von dem Fortschritt der Kultur. Wo vor 50 Jahren noch Urwälder waren, sind jetzt Schulen und Kirchen. In Tageschulen, Boardingschulen, höheren Schulen, Industrieschulen finden die Eingeborenen Gelegenheit, ihren Wissensdrang zu befriedigen. Im armen Missionskirchlein oder in einer stattlichen Kirche findet der Eingeborene seinen eucharistischen Herrn und Gott, der seine Schäflein weidet und das Werk segnet. Doch man sagt uns, daß es noch manche Gegenden gibt, weite Strecken, wo die Heiden den lieben Gott noch nicht kennen.

Die Gegend hier ist sehr schön, aber das nicht allein, auch die Eingeborenen machen auf uns den besten Eindruck. Mit Unrecht legt man ihnen in Europa den Namen „Wilde“ bei. Nein, das sind keine Wilden. Mag sein, daß dieser Name vor einigen



Iconleichnamsprozession in Mariannhill. Der hochw. Herr Bischof erteilt den Segen mit dem Allerheiligsten.

Jahrzehnten eine Berechtigung hatte, jetzt trifft er nicht mehr zu. Liebe und Geduld haben, wie man wohl sagt, aus einem Löwen ein Lamm gemacht. Der Eingeborene ist wohl ein Naturkind, kann aber ebenso geschult werden wie der Europäer.

In religiöser Hinsicht boten uns die Eingeborenen ein recht schönes Bild am heiligen Fronleichnamsfeste. Tage vorher halfen die schwarzen Hände fleißig bei der Arbeit, um Kränze und Girlanden zu winden, die dann an großen Triumphbogen prangen sollten. Andere trugen Palmen und grüne Zweige aus dem nahen Wald herbei, um die Altäre zu zieren. Die ganze Straße glich einer Allee junger Bäumchen. Der eucharistische König sollte diesen Weg ziehen. So emsig bei der Arbeit, so ruhig und gesammelt waren sie beim Gottesdienst.

Als am hochheiligen Fronleichnamsfeste der hochw. Herr Bischof um 9 Uhr zelebrierte, war die Kirche gedrängt voll. Der hochw. Herr und noch ein Priester hatten fast zwanzig Minuten lang die heilige Kommunion auszuteilen, trotz der späten Stunde des Gottesdienstes und der darauffolgenden Prozession. Dabei kamen die Eingeborenen zum Teil stundenweit her und auf Wegen, die nichts weniger als leicht sind. (Die Zöglinge und die Christen von der Nähe kommunizieren in den Frühmessen.) Unverdroffen hielten sie aus, bis die Prozession beendet war; es wurde 1 Uhr. Schön war es, wie die schwarze, lange Reihe dem eucharistischen Heiland das Geleite gab. Die Musikkapelle, Marianische Kongregation, Frauenverein usw., alles war vertreten. Eifrig und ehrfurchtsvoll wurde gebetet, feierlich war der Gesang und alles stimmte zur Andacht. Wirklich, manche in unserm Vaterlande werden beschämt von den Schwarzen. Wie viel wird da oft geplaudert während der Prozession, das sah man hier nicht.

Am Freitag nach der Fronleichnamsoktav wurde das Fest des heiligsten Herzens Jesu ebenso feierlich begangen. Über die Ursache dieser besonderen Feier werden wir in der nächsten Nummer ausführlich Bericht geben.

*So arm an Licht ist keines Menschen
Leben, daß nicht ein mal eine Feier-
stunde ihm den Alltag verklärt!
Daß nicht durch seine dunkelsten
Seelennächte noch ein Sonnentraum
von Glück und Gnade und himm-
lischem Palmenrauschen weht!*

Henriette Brey.

Das Vaterauge

Wie ein Kind in Mutterarmen
Ruh' ich in des Schöpfers Huld;
Zürnend hat er noch Erbarmen,
Mit dem Staub trägt er Geduld.
Ob sich denn Gefahren türmen,
Mich bedrohend Tag und Nacht,
Sicher steh ich in den Stürmen,
Weil des Vaters Auge wacht.

Drücken mich der Erde Leiden,
Siecht dahin der Leib in Schmerz,
Seh' ich meine Lieben scheiden,
Fühlt vereinsamt sich das Herz;
Dann will ich in Tränen stehen:
Herr, das Opfer sei gebracht!
Laß mich nur nicht untergehen,
Zeige, daß dein Auge wacht.

Wird die Pflicht zu schwerer Bürde,
Drückt nieder ihr Gewicht,
Daß ich an ihr untreu würde;
Wanken will ich dennoch nicht.
An der Liebe heil'gen Glut
Wird mein Eifer angefacht,
Und das Ubel wird zum Guten,
Weil ein Vaterauge wacht.

Will der Teufel mich bedrücken,
Tobt in mir der Sünde Lust,
Sucht die Welt mich zu umstricken,
Seufzt im Kampf die bange Brust;
Dennoch darf ich nicht verzagen,
Eitel ist der Feinde Macht,
Kann ich nur vertrauend sagen:
Gottes Vaterauge wacht.

Will Verzweiflung mich umgarnen,
Fühl ich schon der Hölle Wurm,
Schwindet Hoffnung auf Erbarmen,
Droht Verderben mir der Sturm;
Dann will ich den Blick erheben
Durch die unheilsschwarze Nacht
Auf zum Himmel; — Kraft wird
Er, des Vaterauge wacht. [geben

Und wird mir der Ruf erschallen,
Daß ich komme zum Gericht,
Dann wird Satan mich anfallen;
Aber siegen soll er nicht!
Denn mit mir der Starke streitet,
Der die Schwachen siegen macht;
Sterbend dann vom Munde gleitet:
„Dank dem Auge, das gewacht!“

3

Maria Celeste

Lourenco-Marques

Raum waren die letzten Segenswünsche zum neuen Jahr ausgesprochen, da hielt auch schon der unerbittliche Tod seinen Einzug. Er griff mit eiskalter Hand in einen Familienkreis, über dem nur steter blauer Himmel und strahlender Sonnenschein zu lächeln schien, und holte sich am Sonntagabend, dem 10. Januar, Maria Celeste, das einzige, von seinen Eltern vergötterte Töchterchen eines portugiesischen Offiziers und seiner Gemahlin.

Maria Celeste ist nur 8½ Jahre alt geworden. Noch 14 Tage vorher hatte sie trotz der Ferien bei Schwester Speranda Klavierstunde, und deshalb kam uns die Todesnachricht so unerwartet. Die Blinddarmoperation war zu spät ausgeführt worden, und so war keine Rettung für das blühende Menschenleben.

Maria Celeste war keine Heilige, aber sie stand uns näher als andere Kinder und wird allen Schwestern des Collegio Europeu in Lourenco Marques unvergeßlich bleiben.

Im Alter von fünf Jahren brachte der Vater sein Töchterchen in „die große Schule“; denn in den Kindergarten wollte Celeste nicht. Die ersten Wochen mögen dem an Freiheit gewöhnten Kinde recht hart vorgekommen sein; denn in jeder Pause stand es mitten im Garten, den Hut auf dem Kopf, die Tafel krampfhaft in der Hand haltend.

Bald gewannen alle die Kleine mit den sinnenden Augen, dem freundlichen, von dunklen Locken umrahmten Gesichtchen und den hübschen, von der Mutter mit Geschmack und Liebe gefertigten Kleidchen, lieb. Nur schwer wollten die Anfangsgründe des Rechnens und Lesens in den krausen Kopf. Aber desto besser verstand Maria Celeste die ihm so neuen, ewigen Wahrheiten: daß es einen Gott gibt, daß man ihn lieben, ihm dienen, zu ihm in den prachtvollen Himmel kommen kann, und daß man getauft sein muß. Ach, und Celeste war ja noch nicht getauft. Da hatte das sonst so wunschlose Kind, dem ja alles gewährt wurde, einen großen Herzenswunsch. Es möchte getauft, es möchte auch ein Gotteskind werden. Mit den Jahren wuchs die Sehnsucht, und endlich getraute sich Celeste, den Eltern ihr Geheimnis zu offenbaren und um die Erfüllung zu bitten.

Strahlend vor Freude erzählte Celeste den Schwestern, daß die Eltern ihre Einwilligung zur Taufe gegeben hätten, daß sie nur noch etwas warten solle. Monate vergingen, und mit lieblicher Treuherzigkeit wußte sie uns immer andere Gründe zu erklären, die die Taufe noch verzögerten. Einmal jedoch schien es Ernst zu werden; denn der Pate, der aus Portugal kommen sollte, war angeblich schon auf dem Schiff. Aber auch dieses Mal wurde nichts aus der Taufe, trotzdem Celeste schon Unterricht erhalten hatte. Doch sie versagte nicht. Abermals vergingen Monate, und die Sehnsucht nach der Kinderschaft Gottes wurde immer größer. Ein anderer Pate wurde bestimmt, aber auch dieser mußte erst mit dem Schiff kommen. Wir baten inzwischen Celeste, ihre Eltern zu ersuchen, ihren elfjährigen Bruder, der zum Gymnasium geht, auch taufen zu lassen. Unter dem Vorwande, daß der Junge keine Zeit habe und zu viel studieren müsse, wurde diese Bitte abge schlagen. Endlich war der Pate für Celeste gekommen und hatte im Pracht-Hotel Polana Wohnung genommen. Der langersehnte Tag der heiligen Taufe und der ersten heiligen Kommunion nahte endlich. Wir alle fühlten mit dem Kinde die Freude, daß der böse Geist nun ausfahren und Raum geben müsse dem Heiligen Geist. O, diesen wollte Maria Celeste ja nie vertreiben, sie wollte ihn behalten, nachdem es

ihr so viel gekostet hatte, ihn in ihr Herz zu bringen. Zu den Tauffeierlichkeiten hatten sich Vater, Patin und Pate und einige Offiziere eingefunden; die Mutter und der Bruder waren ferngeblieben.

Und was hat das glückliche Kind dem lieben Gott nach der heiligen Taufe und dem lieben Heiland nach der ersten heiligen Kommunion gesagt? — Gewiß nicht viele Worte; aber ein



Katholische Kathedrale in Lourenco-Marques.

Herz, überfließend vor himmlischer Glückseligkeit, nun ein Kind Gottes zu sein, das brachte Maria Celeste ihrem Schöpfer entgegen, und zwei inhaltreiche Bitten, wie die Schwester sie gelehrt hatte, trug sie dem göttlichen Kinderfreund immer und immer wieder vor: „O süßester Jesu, gib mir die Gnade, Dich niemals durch eine schwere Sünde zu beleidigen; ich will lieber sterben. Schenke mir einen guten Tod!“ — — —

Maria Celeste war, wie kein anderes Kind, bemüht, unserer Schule Schülerinnen zuzuführen. Schon oft Monate

vorher zeigte sie die Ankunft neuer Kinder an. Wenn wir sie dann manchmal neckisch fragten, ob ihre Freundinnen denn noch nicht kämen, antwortete sie ganz treuherzig: „Ja, bald kommen sie“; und sie kamen dann auch bald.

Maria Celeste wurde des Morgens um 8 Uhr vom Vater mit dem Auto gebracht und des Nachmittags um 4 Uhr geholt. Die Mittagspause von 11½ bis 2 Uhr verbrachte sie im Garten unter den hohen alten Tropenbäumen, unter denen zwei große und mehrere kleine Tische mit Bänken stehen für jene Kinder, welche wegen zu weiter Entfernung oder der glühenden Mittagshize nicht nach Hause gehen. Für diese Kinder wird das Essen gebracht und von den schwarzen „Kapazes“ recht zierlich gedeckt und serviert. Auch Celeste aß all die Jahre im Garten. Ein Bursche, der gute Louis, stand jeden Mittag bei Schulschluß bereit, um seiner kleinen Herrin aufzuwarten, die sich dann mit der Würde einer Königin bedienen ließ. Nach dem Essen spielte sie gewöhnlich mit den kleinen Zwillingen eines Offiziers, die ihre große Spielgefährtin nach den Ferien gewiß sehr vermissen werden. Das neue Schuljahr beginnt am 1. Februar. Celeste starb in den Ferien, die zwei Monate dauern. Sie war so oft eine kleine mütterliche Freundin für die neuen ABC-Schützen, denen die ersten Schultage endlos vorkamen, und ratend stand sie, die Achtjährige, den Sechs- und Siebenjährigen liebevoll zur Seite.

Maria Celeste ließ uns an ihren großen und kleinen Freuden teilnehmen, und deshalb stand sie uns so nahe. Sie zeigte uns das kostbare Bildchen von Murillo, das ihr der Pate geschenkt hatte. Noch nach Weihnachten brachte sie, als sie zur Klavierstunde kam, eine der vier schönen Puppen mit, um sie den Schwestern zu zeigen, und mit patriotischer Genugtuung konstatierten wir: „Deutsche Ware!“

Die schwarzen Soldaten hingen mit großer Liebe an dem lockigen Töchterchen ihres Offiziers und wären gewiß für sie durchs Feuer gegangen. Im ersten Schuljahr sah man das Kind öfters über den Gartenzaun gucken, wenn Soldaten vorbeimarschierten; es wollte nur sehen, ob es nicht einen von den bekannten erspähen konnte, um ihm einen freundlichen Gruß zuzuwinken. Auch wandten sich die schwarzen Burschen an ihre kleine Herrin, um Bücher zu erhalten. Celeste kaufte sie dann in der Schule, und, weil sie öfters mit diesem Anliegen kam, sagte sie jedesmal, wie zur Entschuldigung, den Namen hinzu: „Irma (Schwester), ich möchte gern ein Buch für den Louis kaufen“, oder: „dieses Buch ist für Joaquim“ usw.

Sie war kräftig entwickelt und sah wohl zwei Jahre älter aus, als sie war. Des Nachmittags hatte sie manchmal Fieber

dann weinte sie etwas, legte den Kopf auf die Bank und schlief ein. Oder, wir telephonierten dem Vater, der sein Töchterlein gleich holte. Aber den folgenden Morgen war es regelmäßig wieder in der Schule.

Kürzlich fühlte Celeste Beschwerden, aber sie wollte sich nicht zu Bett legen, sondern durch Spielen die Schmerzen betäuben. Deshalb wurde sie zu spät, erst am Donnerstag nachmittag, ins Hospital eingeliefert, und noch um 9 Uhr abends wurde die Operation vorgenommen. Doch es war schon alles in Eiter übergegangen. Sehr viele Schmerzen hat das Kind nicht gehabt, aber furchtbares Fieber und einen brennenden Durst, so daß die Lippen ganz aufgerissen waren. Die Mutter wachte Tag und Nacht am Bette ihres Lieblings, bis er am Sonntagabend den Geist aushauchte, die eine Hand vom Vater kraftvoll umspannt, die andere vom Mütterlein innig umfaßt.

Als man uns am Montagmorgen das Verschneiden dieses Lieblings telephonierte, waren wir wie aus den Wolken gefallen. Wie schon gesagt, stritten unsagbare Wehmut und übernatürliche Freude um die Oberhand. Am meisten bedauerten wir natürlich, daß es uns nicht vergönnt gewesen war, einen Priester zu benachrichtigen; denn die Eltern kennen das ja nicht. Wie leicht hätten wir einen Reueakt mit dem schwerkranken Kinde beten und ein Sterbekreuz ihm in die zitternden Hände geben können! Maria Celeste war zweimal mit den Schulkindern zu den heiligen Sakramenten gegangen, das letztemal gerade vor den Ferien. Ihren sonntäglichen Pflichten durfte sie nicht nachkommen. War es da nicht besser, der liebe Gott pflanzte das zarte Blümchen in seinen Himmelsgarten?

Das Begräbnis fand am selben Tag nachmittags um 5 Uhr statt. Wegen der großen Hitze (34—36° C. im Schatten) bleiben die Leichen nicht lange über der Erde stehen. An der Beerdigung nahm keiner von der Familie teil; der Schlag hatte sie zu tief getroffen. Da gerade Ferien sind, konnten wir natürlich in den paar Stunden nicht alle Schülerinnen zusammenbekommen. Die sich in der Schule eingefunden hatten, wurden von drei Schwestern begleitet und gingen direkt hinter dem Leichenauto her. Dem allgemeinen Gebrauch folgend, widmeten wir der teuren Verstorbenen zwei gemachte Kränze mit großen Schleifen, die die Aufschrift trugen:

A nossa querida Condiscipula
Maria Celeste
Ultimos Adens das Alunas do Colegio Europeu
und

A nossa querida Aluna
Maria Celeste

Saudades sem fun das Irmas do Colegio Europeu.

Die gemachten Kränze und Sträuße sind oft sehr kostbar und meistens unter Glasschutz. Lebende Blumen werden wohl ins Grab geworfen, aber nicht auf dasselbe gelegt; denn in einer Stunde würden sie in der Gluthitze vollständig vertrocknet sein.

Gottes Wege sind nicht unsere Wege, aber immer sind sie wunderbar und anbetungswürdig. Hatte der liebe Gott nur mit der kleinen Celeste seine besonderen Absichten? Wird ihr Hinscheiden nur ein unerseßlicher Verlust und eine unausfüllbare Leere im Familienkreise sein? —

B

Höhenluft

Von Schw. M. Engelberta

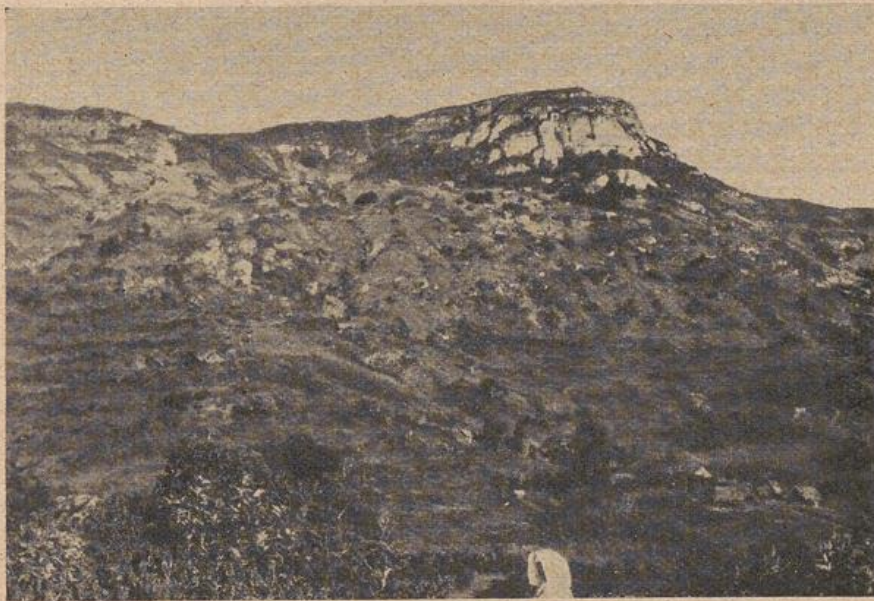
B ich sitze in der schönen Missionsstation „Bura“ im Hochgebirge, umgeben von den Bura-Bergen, die „Schweizer Alpen von Ost-Afrika“ genannt, weil sie auch tatsächlich mit denselben große Ähnlichkeit aufzuweisen haben. — Wie eine stille Insel des Friedens liegen die weißgetünchten Missionshäuschen um das traute Kirchlein herum, inmitten der dunklen Palmen, mächtigen Mangobaum-Alleen und den süßduftenden Rosenbüschen, welche gleichsam wie ein lieber Gruß aus der europäischen Heimat für uns sind; denn außer ihnen ist alles rings umher echt ost-afrikanisch, wild und hochromantisch.

Rosen, rot wie Blut und weiß wie der Schnee, schmücken auch das anmutige Bild unserer lieben Frau vom heiligsten Herzen Jesu, welches in dem Fremdenzimmerchen über dem Tische hängt. Zum Fenster herein strömt süßer Rosenduft und freundlich grüßen die hohen Berge mit ihren felsigen und grünbewachsenen Gipfeln herein. Unzählige Hütten und Häuschen der Eingeborenen hängen wie Schwalbennester an den Bergalden.

In der nächsten Umgebung der Mission, welche von zwei seeleneifrigen Missionaren, Vätern vom Heiligen Geist, betreut wird, sind viele kleine und größere Christendörfer entstanden. Es wohnen etwa 4000 Christen hier, und 600 Kinder, Knaben und Mädlein, besuchen die Schulen. Etwas abseits und höher gelegen sieht man die Hütten der Heiden, bienenstockähnlich erbaut. Mehr als 30 000 Wataita wohnen da oben. Unermüdlich besucht der Missionar dieselben und klettert die be-

schwerlichen Pfade hinauf. Nicht selten besuchen auch die Missionsschwestern die armen Kranken in diesen Hütten, und gerade durch diese liebevolle Pflege und Hilfe mit Arzneien kommen die Heiden in immer nähere Verbindung mit der Mission.

Den ganzen lieben Tag hört man helle Kinderstimmen aus den sieben Schulräumen erklingen. Es sind dies kleine Häuser und Hütten, worin fleißig Schule gehalten wird. Drei Schwestern, Mutter Rosalina, Schwester Juditha (geprüfte Lehrerin) und Schwester Cäciliana widmen sich mit allem Eifer dem Schulunterrichte und haben, Gott sei Dank, gute Erfolge aufzuweisen. Auch Haushaltungsunterricht in allen Fächern, in



Buraberg, viele Hütten der Eingeborenen ringsherum.

Waschen, Bügeln, Nähen, Kochen, letzteres wird von Schwester Borgia erteilt, erhalten die Mädchen, ja selbst Drill, Spiel und Gesang haben keine unbedeutende Nummer in den Schweizer Alpen von Ost-Afrika.

Frische, talentvolle schwarze Kinder sind es, die in der Freiheit aufgewachsen, von der Höhensonne und Höhenluft der Berge bestrahlt, gesund und munter sind und große Lust und Liebe zum Lernen mitbringen.

Der Anfang war freilich sehr hart und schwer, aber jetzt scheint alles mit der Hilfe Gottes überwunden zu sein, da die Häuptlinge selber für die Schulen sich geneigt zeigen und dem Fortschritt huldigen.

So ist also mit dem Segen Gottes, der den Fleiß der eifrigen Missionare und der guten Schwestern reichlich betaut hat, auch in den höchsten Regionen der „Bura“-Berge das Christentum

und die Zivilisation eingezogen und läßt auf gute Früchte für die Zukunft hoffen.

Wahrlich, wenn man so Stunden und Stunden lang durch die weite, wilde Steppe mit der afrikanischen Eisenbahn fährt, den nackten Heiden allenthalben begegnet und von ferne die lange Bergkette der „Bura-Alpen“ sieht, da vermutet man nicht, daß selbst so hoch da oben schon so viel Christentum zu finden sei.

Es war eine herrliche klare Sternennacht. Unzählige flimmernde Sternlein blickten, gleich Engelaugen, auf die traumselige Steppe hernieder, und sie redeten eine Sprache, die mir unvergeßlich bleiben wird. Ja, herrlich war jene wundervolle Sternennacht — vom Eisenbahnabteil aus gesehen, als ich mit Mutter Provinzialin durch die wilde Steppe reiste, über Voi, eine Eisenbahn-Haltestelle, bis nach Bura: unten, alles dunkel, die weite Steppe und die Zwergpalmen, vom Mondenglanz und Sternenschimmer übergossen, wie Gespenster. Droben der dunkle Himmel, das strahlende Sternengewölbe, das so milde und freundlich herniederschaut. „Die Himmel erzählen von der Herrlichkeit Gottes!“ Diese Worte, wie oft hatte ich sie schon in den Psalmen gebetet, aber in dieser Sternennacht, da erweckten sie die Saite des Heimwehs nach dem Vaterlande, wo alle diejenigen weilen, die schon lange vorangegangen. — —

Luiſe Henſels tröstliches Gedicht kam mir unwillkürlich in den Sinn:

„Senkt nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr auf meinem Hügel,
Denn von den Sternen grüß ich euch!“

Wie muß der Ort aussehen, den der erfinderische, allmächtige, allgütige Geist Gottes, der die Liebe zu uns armen Menschen in Person ist, mit eigener Hand ausschmückt, um seine Lieb-linge ewig darin glücklich zu machen. Wahrlich, wenn eines unserer Lieben von uns scheidet, so darf uns diese Nachricht nicht wie ein verwundender Stich ins Herz hinein treffen, — wir sollen uns nur freuen, daß einem lieben Freunde der lang-ersehnte Herzenswunsch, das Streben eines ganzen Lebens, endlich in Erfüllung gegangen. „Denn, von den Sternen grüß ich euch!“ —

Nach dieser tröstlichen Betrachtung im Zuge schlummerte ich ein. Als ich erwachte, war es heller Morgen; Mutter Ubalda saß mir gegenüber und betete bereits an ihrem Rosenkranz.

Zum Fenster hinaussehend, gewahrten wir im frischen Steppengrün weidende Antilopen, Steinböcke und noch mancherlei anderes Rotwild. Mutter Ubalda sah selbst auch ein paar Hyänen laufen. Steppenland und wieder Steppenland, sonst gibt es hier nichts zu sehen am Fuße der Bura-Bergketten,

und dann eine Unzahl Heiden vom Wataita-Stamme, noch meist in ihrem Urzustande.

Doch halt, ein Erlebnis aus Bura habe ich noch nicht berichtet, und zwar etwas, was man sonst nicht alle Tage sieht. Also heraus damit! Was man gehört und gesehen hat, soll man nicht in sich selbst verschließen; ich machte nämlich eine ehrenwerte Bekanntschaft mit einem philosophischen Esel. Es war ein Esel höheren Ranges, nämlich, der Kloster-Missions-Esel von Bura.

Während Mutter Ubalda mit Schwester Oberin Rosalina in Haus und Garten alles besichtigte, war meine Wenigkeit in der schönen Allee, der Kirche entlang, auf und ab gewandelt, ganz vertieft in der Anschauung der reizenden Gebirgslandschaft. Da, auf einmal hörte ich eine heisere Stimme vom Weideplatze her und sah in ein paar große Augen, ach, so traurige, melancholische Augen. Ach, was fehlte nur dem armen Graurock, daß er mich gar so flehend ansah? — Auf seiner hohen Stirne war eine tiefe Denkerfalte; jetzt kam er ganz vertrauensvoll näher zu mir heran, — offenbar, er wollte etwas — aber was? — Ich fand sein Anliegen noch immer nicht. Je näher er zu mir kam, desto mehr trat ich zurück; denn, wie gesagt, es wurde mir etwas bange vor dem außergewöhnlichen, philosophischen Esel. — Aber, jetzt betrachtete ich ihn mir genauer, nicht nur seinen grauen Kopf und die fast weinenden, melancholischen Augen, sondern ihn selber ganz und gar. Nun stieg aber mein Staunen und Mitleid aufs Höchste; denn, hört nur, liebe Leser, der philosophische Esel hatte Hosen an. Vorderbeine und Hinterbeine staken in schmutzigweißen Bein Kleidern. Das vordere Paar war noch aufgebunden, das hintere Paar hing teilweise herunter und mochte ihm sehr unbequem sein — deshalb der bittende, melancholische Blick — das zutrauliche Nähertreten; — aber ach, er war an die Unrechte gekommen — der arme, gute Esel, — denn ich war nicht die mutige Persönlichkeit, die es gewagt hätte, ihn von der lästigen Hose zu befreien. Dafür kannte ich ihn noch zu wenig. So lief ich dem armen, hilfeschuchenden Esel aus dem Wege. Um aber meinen Fehler gutzumachen, teilte ich der Schwester Oberin diese Begegnung mit dem bekleideten Esel mit, damit sie ihm die ersehnte Erlösung von der lästigen Hose brächte. Sein Herr aber, der hochw. Vater Missionar, hatte ihr befohlen, dem armen Esel, welchen die Moskitten an den wunden Beinen so arg plagten, diese Hosen zu machen. So konnte ich dem philosophischen Esel weder direkt noch indirekt Hilfe verschaffen, was mir heute noch leid tut.

B

Ein mohammedanischer Festtag

Zanzibar

Mer kennt die Völker, zählt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen“, so könnte man mit Recht von Zanzibar, dem reizvollen Eiland an Afrikas Ostküste, sagen. Fast alle Nationen sind auf diesem Fleckchen Erde vertreten, das in der Breite kaum 21 Meilen mißt und noch nicht dreimal so lang ist. Neben den eingeborenen Schwarzen sieht man Araber und Indier, Perser, Japanesen und Chinesen, Leute von den Comoren und Seychellen, sowie von Ceylon. Auch Europa ist gebührend vertreten. — Unter den religiösen Kulturen ist der Islam vorherrschend, und dessen Gründer Mohammed ist bei seinen Anhängern, seien es nun Araber, oder Indier, oder Schwarze, heute noch eine hochverehrte Persönlichkeit. Das zeigte so recht die Feier seines Geburtsfestes, Manlidi genannt, nach mohammedanischer Zeitrechnung am 12. Rabi' El-Usawal. Dieser große Festtag der mohammedanischen Welt ist nach unserm Kalender ein bewegliches Fest, das nicht auf einen bestimmten Tag fällt, da die Mohammedaner die Zeit nach dem Mond rechnen und das Mondjahr kürzer ist als unser Sonnenjahr.

Auf dem großen Sportplatz Muazi Moja wurden schon lange Vorbereitungen zum Feste getroffen. Der Tag selbst brachte die ganze Insel auf die Beine.

Am Vorabend kündigten 21 Kanonenschüsse „den Geburtstag des heiligen Propheten“ an. Das versetzte die Seinen in die rechte Feststimmung, wie uns Christen der Klang der Weihnachtsglocken am Heiligen Abend. Während des ganzen folgenden Tages waren die Straßen Zanzibars außerordentlich belebt. Tausende waren herbeigeeilt von allen Teilen der Insel, ja selbst von der Nachbarinsel Pemba und von Städten des festen Landes wie Tanga und Mombasa. Kurz nach 8 Uhr abends bewegte sich ein Strom von Menschen zum Festplatz Muazi Moja. Der weite Platz bot einen überwältigenden Anblick. An Beleuchtung und Ausschmückung hatte man unter höchst eigener Leitung des Prinzen Abdulla, des Sohnes des Sultans, das Bestmögliche geleistet. Triumphbogen mit Inschriften, Palmzweige, wehende Fahnen, Hunderte von vielfarbigen Lichtern, alles überspannt vom prächtigen südlichen Sternenhimmel, verwandelten den Platz in ein Märchenland. Eine 4000köpfige Menschenmenge erwartete, teils stehend, teils am Boden sitzend, die Ankunft Sr. Hoheit, des Sultans Khalifa und seiner Gäste, unter denen sich an erster Stelle Se. Erzcellenz der Britische Präsident mit seiner Familie befand.

Punkt 10 Uhr erschienen die hohen Herrschaften, worauf die gewaltige Volksmasse sich zum Willkomm erhob. Die Knaben der Regierungsschule sangen das Begrüßungslied, und

der Sultan begab sich mit seiner Begleitung zu den eigens für sie errichteten Plätzen in einem mit heiligen Sprüchen geschmückten Zelt. Da stand geschrieben:

Mohammed, den Propheten Gottes,
Allah segne ihn und seine Nachkommen."

Auch an andern Zelten prangten Inschriften zum Lobe Mohammeds. Sie mögen, ins Deutsche übersetzt, etwa lauten: „Er erwarb die höchste Verehrung durch seine Vollkommenheit. Er verscheuchte die Finsternis der Welt durch seine Gnade. Ausgezeichnet waren alle seine Fähigkeiten. Bittet um Segen für ihn und seine Nachkommen.“

Nun begannen die Rezitationen. Zuerst wurde eine Stelle aus dem Koran, dem hl. Buche der Mohammedaner, vorgelesen. Dann folgten Rezitationen, die Geburt des Propheten beschreibend, und mit einem kurzen Überblick über sein Leben und Wirken. Darin hieß es u. a.:

„Seine Botschaft ist weltumfassend, und seine Lehre ist berechnet, allüberall die menschlichen Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Der große Prophet entfernt durch seine Lehre alle nationalen Vorurteile und legt den Grund zu einer Naturreligion, dem Islam mit seinen Grundsätzen von einer Universal-Verbrüderung. Nationalität ist kein Maßstab der Größe, sondern der höchst ehrenvolle Mann vor dem Angesichte Gottes ist der, der am reichsten an Tugend ist.“

So oft der Name des „Propheten“ genannt, oder ein bedeutendes Ereignis aus seinem Leben erwähnt wurde, brach die ganze Versammlung in Segenswünsche aus.

Den Höhepunkt erreichte die Feier, als die Menge sich erhob, um ihrem geliebten Propheten ihre Grüße zu entbieten, ihm, der im Koran bezeichnet wird als „die Barmherzigkeit aller Nationen“. „O Ihr, die Ihr glaubt, fleht um göttlichen Segen für ihn und grüßt ihn mit gebührender Verehrung!“

Nun wurden die Versammelten mit wohlriechendem Rosenwasser besprengt und wurden Silberschalen mit brennendem Rauchwerk rundgetragen, worauf alle ihre Plätze wieder einnahmen. Auch eine kleine Erfrischung wurde verabreicht, erst dem Sultan und den Ehrengästen und dann allen Erschienenen.

Nach der Fortsetzung der Rezitationen wurden gegen 11¹/₄ Uhr die Schlußgebete gesprochen.

Nun wurde dem Sultan und seinen Gästen für ihr Erscheinen herzlichst gedankt, worauf diese sich entfernten, begleitet von den Abschiedsgrüßen der Schulknaben, und so erreichte die Feier ihr Ende.

Wie hier, so zeigen die Mohammedaner bei allen ihren religiösen Übungen einen Eifer und eine Begeisterung, die auch einem Christen gut stehen würden. Wenn sie doch mehr ge-

neigt wären, ihrem Irrtum zu entsagen und sich Christum zuzuwenden, den sie wohl kennen, aber nur als einen Propheten betrachten, den ihr Mohammed jedoch an Größe übertrifft. Daß sie doch sehend würden und Christum erkennen möchten, ihn, der wirklich und allein die Finsternis der Welt verscheuchte, der die Sklavenketten der Sünde brach und die Menschheit aus der Knechtschaft des Satans heranzuführte in das Licht und die Freiheit der Kinder Gottes, sie emporhob zur heiligsten Verbrüderung als Kinder des einen Vaters im Himmel! Hoffen und beten wir, daß auch für den Islam bald die Gnadenstunde schlage, daß Christus siege, wo jetzt noch Mohammed herrscht.

3

Das geraubte Christenmädchen

Von Schw. M. Evodia, Kibosho (Ost-Afrika)
(Schluß.)

„Acht volle Jahre“, so sprach der harte Vater, „bist Du mir aus dem Wege gegangen; ja, acht lange Jahre haben wir miteinander gekämpft, und Du hast mich immer besiegt; so, nun ist die Rache mein; Du mußt heiraten, und wenn Du nicht willst, dann werde ich Dich dazu zwingen!“

„Vater,“ erwiderte Theresia, „Vater, ich will und werde nicht heiraten, denn schon längst spüre ich in mir die Neigung zum jungfräulichen Stande, zum Ordensstande. Laß mich ins Kloster, laß mich zurück zur Mission und bringe dieses Opfer!“

Wie ein hungriger Tiger auf seine Beute, so stürzte sich der wilde, harte Vater auf das Kind, packte es, würgte es und schlug es, indem er laut schrie: „Das kann und darf nimmer werden, Du bist jetzt in meiner Gewalt, und niemand, auch Dein Gott nicht, darf Dich meinen Händen entreißen!“

Törichter, verblendeter Heide! Weißt du nicht, daß der liebe Gott Mittel und Wege genug hat, diejenigen zu bekommen, die er von Ewigkeit her zu seinem besonderen Dienste berufen hat? Doch du kennst ihn noch nicht, den guten, großen Gott, der es so gut mit jedem einzelnen meint und auch dich armen, bedauernswerten Sklaven aus der Finsternis und dem Todesschatten des Heidentums entreißen möchte.

Ungefähr 14 Tage später kam der eingeborene Lehrer jenes Ortes zur Missionschwester und sagte, daß Theresias Vater sie rufen läßt. Die Schwester machte sich sofort auf und folgte dem Lehrer. Unterwegs dachte sie, daß er vielleicht doch seinen harten, verkehrten Sinn geändert habe und das Mädchen nicht mehr plagen, sondern es herausgeben werde.

Als die Schwester nach gewöhnlicher Begrüßung sich nach seinem Befinden erkundigte, fragte sie ihn, weshalb er sie

rufen ließ. Die Antwort war, daß er mit der Schwester einen „Shauri“, das ist „eine Beratung“ halten will, ob er denn von der Mission das Heiratsgut für Theresia bekommen würde, welches in 2—3 Kühen und einigen Ziegen bestehe, da sie durchaus keinen Mann haben und zur Mission zurückgehen will. Da die Schwester mit „Nein“ antwortete, so sprach er wütend: „Dann, Schwester, gehe ohne Theresia heim, und nimmermehr erlaube ich, daß das Kind zur Schule und Kirche geht. Ich bringe es nicht übers Herz, soviel Vermögen zu verlieren; und wenn sie nicht heiraten will, dann bringe ich sie mit einem Auto ganz weit weg zu den „Massai-Negern“ in die Steppe, die mir gewiß 15—20 Kühe dafür geben werden.“

Was war nun zu machen? Die Schwester versuchte im Guten, dann im Ernste, ihn auf andere Gedanken zu bringen; doch alles war vergebens. Sie bat den schwarzen Lehrer, ihr doch zu helfen und den Alten zu bewegen, dem Kinde doch wenigstens zu erlauben, in die Kirche und Schule zu gehen. Doch auch der Lehrer richtete nichts aus. Immer wieder sagte der Heide, daß er erst das Heiratsgut von der Mission haben muß und dann das Kind freigebe.

Nun wendete sich die Schwester an die gefangene und so hart bedrängte Theresia, welche laut weinte, daß sie doch selber ihren Vater bitten soll. Sie tat es, ging zu ihm hin, fiel ihm zu Füßen und bat ihn, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, doch mit der Schwester mitgehen zu dürfen. Sie fügte bei, daß sie ihn jeden Sonntag besuchen und recht für ihn beten werde. Ein kaltes „Nein“ war die Antwort; und dabei blieb es.

Als die Schwester den Heiden fragte, ob Theresia sie ein wenig begleiten dürfe, stimmte er bei; aber nur in Begleitung von ihm selbst, seinem Bruder, seinen drei Frauen und zwei erwachsenen Söhnen, welche mit Speeren und langen Messern bewaffnet waren. Beim Abschied sprach die Schwester der guten Theresia Mut zu und daß sie ihrerseits viel für sie beten werde.

Kurze Zeit darauf sagte der eingeborene Lehrer zur Schwester, daß er mit Theresias Vater abgemacht und von ihm die Erlaubnis erhalten habe, daß das Kind zur Schule und Kirche kommen darf. Der Heide sprach zum Lehrer: „Ich lege mein Kind in Deine Hände, und Du mußt dafür sorgen, daß Theresia jeden Tag wieder hierher kommt; wenn nicht, dann hole ich mir Deine Tochter und Deine vier Kühe, die Du in Deiner Hütte hast.“

„Gott verläßt die Seinen nicht“, heißt ein altes Sprichwort; dieses bewahrheitet sich auch an unserer guten, armen Gefangenen. Wenn sich ihre peinliche Lage auch nicht ganz gehoben hat, so milderte sich doch der Zustand. Fürs Erste

durfte Theresia zur Kirche und Schule kommen, und zweitens wurde das Heiraten mit dem alten Heiden aufgehoben, weil dessen zwei Kinder krank geworden und somit seine zwei Kühe dem Teufel geopfert und dem heidnischen Zauberer versprochen wurden.

So vergingen drei Jahre. Während der letzten Zeit hatte sie es recht gut zu Hause, und da ihre Mutter schwer erkrankte, so hielt sie es für ihre Kindespflicht, diese zu pflegen und ihr alle Hausarbeit abzunehmen; sie war nämlich das einzige Mädchen und hatte nur größere Brüder. Theresia betete inständig zu Gott um die rechte Standeswahl und besprach sich mit ihrem Seelenführer. Der liebe Gott fügte es, daß sie einen guten, braven Jüngling kennenlernte, der sie zur Ehe begehrte. Nach reiflicher Überlegung und auf Anraten guter, edler Seelen entschloß sich Theresia, den Ehestand zu wählen. Der ehemals so grausame, harte Vater war inzwischen ganz zahm geworden und willigte gern ein. Theresia bereitete sich auf diesen wichtigen Schritt gut vor und eignete sich bei den Schwestern alle guten Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau an. Im Jahre 1928 stand sie als reine, glückliche Braut am Altare im trauten Missionskirchlein zu Riboscho und hat diesen Schritt nicht bereut. Sie ist heute eine tüchtige Hausfrau, hält alles reinlich, besorgt Haus, Hof und Felder und ist zufrieden und glücklich in diesem Stande.

Theresia kann dem lieben Gott nicht genug danken für seine wunderbare Führung, und wenn sie auch nicht Schwester geworden, so hat sie doch das Glück des wahren katholischen Glaubens erhalten. Der liebe Gott hat ihre Ehe mit einem gesunden Söhnchen gesegnet, und Theresia will sich die größte Mühe geben und den lieben Gott innigst bitten, daß er ihr seinen Beistand verleihe, all ihre Kinder recht christlich zu erziehen, auf daß sie brave, brauchbare Menschen werden und dem lieben Gott viel Freude machen.

✠

Aus der ersten Missionszeit

Von Schw. M. Rosa †

II.

Eine Taufe im Kaffernkraal.

Mir ist von einem Christen gemeldet worden“, sagte Pater Superior zu mir, „daß zwei Stunden von hier eine kranke Frau sei. Nehmen Sie ein Schulmädchen, welches den Weg weiß, und gehen Sie hin. Schauen Sie, wie es mit der Frau steht, und wenn Gefahr ist, dann taufen Sie dieselbe.“ Pater Superior mußte nämlich zu einem andern Kranken, in entgegen-

gesezter Richtung. Ich nahm gleich ein Körbchen, holte mir in der Küche noch etwas zum Essen für die Kranke und stieg dann auf das schon bereitstehende Pferd. Das Kind, welches sich angeboten hatte, mitzugehen, kannte sich leider nicht gut aus, und so hatten wir lange zu suchen, bis wir endlich den Kraal fanden. An den vielen Hütten sah ich, daß der Besitzer ein Heide war, der mehrere Weiber hatte; es wurde mir schon etwas unheimlich; denn diese Leute waren uns vollständig fremd. Ich stieg ab und ging von Kraal zu Kraal, aber alles war leer. Im letzten endlich fand ich das kranke Weib mit einem zehnjährigen Knaben, der auf die Mutter achtgeben mußte. Die Arme lag auf einer Matte am Boden, ein Stück Holz unter dem Kopfe. Ich redete anfangs nur über ihren kranken Zustand und bot ihr inzwischen das Körbchen mit den guten Sachen an. Sie war recht dankbar und freute sich sehr über meine Teilnahme. Ihre Krankheit schien mir jedoch noch nicht so weit fortgeschritten, daß schon Todesgefahr vorhanden wäre. Ich konnte mich aber noch nicht entfernen, etwas Unerklärliches hielt mich zurück. Endlich fing ich an, mit ihr über die Taufe zu sprechen, über Himmel und Hölle, und fand, daß ich hier leichtes Spiel hatte. Ich benutzte die Gelegenheit um so lieber, weil niemand mir hindernd im Wege stand: Da ich in der Eile vergessen hatte, das Weihwasser mitzunehmen, sah ich mich in der Hütte um reines Wasser um. Doch nichts war zu finden. Die Kranke schickte nun ihren Jungen mit einem ausgehöhlten Kürbis zur Quelle, um Wasser zu holen. Mit einem kleinen Becher, den ich in der Ecke fand, nahm ich dann das nötige Wasser, um die arme Frau, die es jetzt kaum mehr erwarten konnte, zu taufen. Ich gab ihr den Namen Katharina, um damit meiner Mutter, welche so heißt, eine Freude zu machen. Die Kranke schien nach dieser Handlung so glücklich und ergeben, daß mir diese Mission zu großem Troste gereichte. Sie dankte noch recht herzlich, und ich schied, zu Tränen gerührt, von dieser guten, kranken Dulderin. Als ich draußen mein Pferd bestiegen hatte und eben den Berg hinaufreiten wollte, sah ich von der andern Seite die ganze Gesellschaft von all diesen Kraals heimwärtsziehen. Gott sei Dank, war diese Seele für den Himmel gewonnen, sie konnten sie mir jetzt nicht mehr entreißen. Mit dieser Zuversicht im Herzen ritt ich weiter und kam glücklich nach Hause. Am andern Tage schickte ich die Lehrschwester nach dem Unterricht nochmals hin, um die Neugetaufte noch etwas besser zu unterrichten, damit sie noch mehr Verdienste aus ihrem Leiden ziehen könne. Die Angehörigen waren bei ihrer Ankunft alle zugegen und hatten nichts einzuwenden. Gegen alles Erwarten ging es nun sehr schnell ihrem Ende zu, und ich war nicht wenig erstaunt, als am

nächsten Morgen schon die Leiche gebracht wurde. Es war mir nun klar, warum ich die arme Kranke nicht verlassen konnte, ohne sie zu taufen. Bewundern mußte ich auch diese Heiden, die sonst so gern ihre Toten im Ochsenstall begraben; aus Ehrfurcht vor der Taufe brachten sie, ganz unaufgefordert, die schwere Leiche zwei Stunden weit zu uns, damit dieselbe bei den übrigen Gläubigen auf dem Kirchhof ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Gottes Wege sind doch wunderbar! — Möge der liebe Gott diesen armen Leuten den Liebesdienst, den sie einer jungen Christin erwiesen, mit der Erkenntnis des wahren Glaubens belohnen! —

Die neuen Ablässe für den Kreuzweg

Das Fest „Kreuzerhöhung“ erinnert uns an eine der segensreichsten und beliebtesten Volksandachten, welche die Kirche immer wärmstens empfohlen und mit reichen Ablässen versehen hat; es ist die Kreuzwegandacht! Sie führt uns in die Betrachtung des Leidens Christi ein und zeigt den Weg, auf dem wir Trost in unseren Bedrängnissen, wahre Reue über unsere Sünden finden, und auf dem wir lernen, unsere Leiden mit denen unseres Herrn zu vereinigen und große Verdienste für die Ewigkeit zu erwerben. Außerdem können wir durch die Kreuzwegandacht den armen Seelen große Hilfe bringen. (Aus „Acta Apost. Sedis“ Nr. 14 vom 26. Dezember 1931.)

Zur Gewinnung der Kreuzwegablässe ist erforderlich:

1. Daß man, wenn auch nur kurz, das Leiden Christi im allgemeinen betrachte, am besten wohl den Teil, der jeder Station entspricht.
2. Daß man sich von einer Station zur andern bewege. Wenn jedoch in der Kirche der Kreuzweg gemeinsam von den Gläubigen gebetet wird, genügt es, daß die Gläubigen bei jeder Station aufstehen und niederknien. Dasselbe gilt auch für die Ordenskapellen.
3. Daß der Kreuzweg ohne Unterbrechung gebetet werde. Das Anhören der heiligen Messe, der Empfang der heiligen Kommunion oder des Bußsakramentes unterbrechen den Kreuzweg nicht; wohl jede profane, d. h. nicht heilige Handlung.

Da nun im Laufe der Zeit manche Zweifel an der Echtheit der Ablässe aufgetaucht waren, hat der Heilige Vater durch ein Dekret der Pönitentiarie vom 20. Oktober 1931 die bisherigen Ablässe aufgehoben und folgende neue Ablässe verliehen:

1. Alle Gläubigen, die entweder für sich allein oder zusammen mit andern wenigstens mit aufrichtiger Reue und auf die vom Apostolischen Stuhle vorgeschriebene Weise den Kreuzweg beten, gewinnen so oft (toties quoties) einen vollkommenen Ablass, als sie diese fromme Übung verrichten.
2. Einen anderen vollkommenen Ablass gewinnen sie, wenn sie am gleichen Tage, an dem sie den Kreuzweg gebetet haben, kommunizieren, oder wenn sie den Kreuzweg zehnmals gebetet haben und dann innerhalb eines Monats (vom letzten Kreuzweg angefangen) die heilige Kommunion empfangen.
3. Wenn sie aus einem vernünftigen Grunde den Kreuzweg nicht vollenden können, wird ihnen ein unvollkommener Ablass von 10 Jahren und ebenso vielen Quadranten für jede Station zuteil.
4. Die nicht schwer Kranken müssen ein mit dem Kreuzweg=ablässen versehenes Kreuz in Händen halten und andächtig und mit zerknirschem Herzen 20 Vaterunser, Begrüßet seist du, Maria, und

Ehre sei dem Vater beten. Wenn sie aber aus irgendeinem vernünftigen Grund die vorgeschriebenen 20 Vaterunser usw. nicht fertig beten können, so gewinnen sie zwar keinen vollkommenen Ablass, aber doch für jedes Vaterunser mit Begrüßet seist du, Maria, und Ehre sei dem Vater einen unvollkommenen Ablass von 10 Jahren und 10 Quardragen.

5. Die Schwerverkranken brauchen, um einen vollkommenen Ablass zu gewinnen, nur ein dazu geweihtes Kreuz, das ihnen ein Priester oder jemand anders vorhält, mit reumütigem Herzen zu küssen oder auch nur anzublicken und ein kurzes Stoßgebetlein zum leidenden Heiland zu sprechen, z. B.: „Mein Jesus, Barmherzigkeit.“ Dazu hat nun der Heilige Vater die weitere Vergünstigung gewährt, daß sie den vollkommenen Ablass auch dann gewinnen können, wenn sie nicht mehr in stande sind, das Stoßgebetchen zu verrichten.

Auch die Kranken — sowohl die unter Nr. 4 wie die unter Nr. 5 genannten — können den vollkommenen Ablass mehrmals (toties quoties) gewinnen.

Lustige Ecke

In der Geschichtsstunde. Lehrer: „Kaiser Heinrich mußte also in Lumpen gekleidet und barfuß vor Canossa stehen. Was geschah da? Wer weiß es?“

Georg: „Da bekam er Influenza.“

*

Sehr nervös. Arzt: „Warum brennen Sie Licht in der Nacht?“
Patient: „Damit ich sehen kann, wenn es mir schwarz vor den Augen wird.“

*

Klein Annchen ist gefallen und hat ihr Schürzchen recht beschmutzt. Weinend eilt sie zur Mutter und klagt ihr: „Mutter, ich bin ins Gras gefallen.“

„Aber Kind“, meint die Mutter, „wie ist das möglich, dann hättest du dich doch nicht so beschmutzt.“

„Ja, Mutter, das war das Gras, das die Kuh schon einmal gefressen hatte.“

*

Ein kleiner Junge kommt mit zerkraktem Gesicht und zerrissenem Anzug zur Schule. Er wird gefragt: „Warst du wieder bei einer Schlägerei, August?“

„Ach nein“, antwortete der Gefragte, „ich mußte helfen beim Umzug, da mußte ich die Kaze tragen.“

*

„Ach, Mutter, warum regnet es doch immer?“

„Ja, sonst wird die Erde nicht fruchtbar, und die schönen Apfel und Pflaumen und Erdbeeren können nicht wachsen.“

„Ja, Mutter, warum regnet es denn auch auf den Bürgersteig?“

*

„Kannst du mir eine Flüssigkeit nennen, die nicht frieren kann?“

„Ja!“

„Was denn?“

„Warmes Wasser.“

*



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante Engelberta

Ghristkindlein hat ein rabenschwarzes, ganz verlassenes Waisenbüblein gebracht, ein armes, armes Kind, welches das traurige Los mit seiner Mutter, welche aussäzig war, im Aussäzigenheim teilen mußte, wo die arme, noch junge Frau starb; mutterseelenallein unter den anderen Aussäzigen mußte es da jetzt leben. Sterbend hatte seine Mutter den kleinen Petri, der vier Jahre alt ist, dem hochw. Vater Missionar übergeben. Händeringend, das heißt, ich muß sagen „armeringend“, denn Hände hatte sie keine mehr, die Finger waren längst total abgefault, hatten sie ihn gebeten, sich ihres verlassenen Waisenkindes anzunehmen.

Petri, ein schönes, lebhaftes Büblein, gesund und stark, kam also gerade vor der Christnacht nach Uru. Gründlich gereinigt, frisch mit einem Hemdchen bekleidet, stand er erstaunt vor dem kleinen Krippchen unter dem Weihnachtsbaum. Da gab's für ihn viel zu sehen, zu staunen und zu bewundern. Seine leuchtenden Augen, groß wie schwarze Kirschen, starrten lange hin auf das Jesulein, das auf Stroh in der Krippe lag. „So haben wir auch gelegen in der alten Hütte dort auf Gras und Stroh“, sagte Petri. „Meine Mutter, die Katharina, hatte keine Finger und keine Zehen mehr, aber sie hat doch immer noch etwas gearbeitet“; dann zeigte er, wie sie nur mit den Handflächen mühselig die Hacke gehalten hatte. „Aber jetzt kam der Doktor, der hat der Mutter nur zwei Spritzen gegeben — und futsch war sie“, — machte eine Bewegung mit dem Händchen über den Mund streifend. Die glücklichen Kinder der Station Uru lachten über die drollige, mit vielen Gesten begleitete Erzählung des lebhaften Kleinen, doch der Schwestern Augen füllten sich mit

Tränen. Armer Knabe! er hatte keine Mutter mehr! Auf die Frage der Schwester, wo, bei wem warst du? nachdem die Mutter gestorben war, sagte Petri: „Ach, ich mußte bei der Alten bleiben, weißt du, bei der Frau, die keine Nase mehr hat — meine Mutter war viel schöner, der fehlten ja nur die Finger und Zehen, aber die konnte und wollte gar nicht mehr lachen mit mir. Sie hat oft schön gesungen mit mir, aber am Schluß hat sie immer geweint — da wollte ich nicht mehr, daß sie singt.“

„Gefällt es dir hier“, fragten die größeren Mädchen. „Ja, schon, aber ihr müßt nicht glauben, daß ich, Petri, bei euch hier bleibe, o nein, ich bleibe nicht hier, ich gehe auf die

Mission. Ich gehe zum Vater. Die Mutter hat mir immer so gesagt: Du bleibst nicht hier, du kommst auf die Mission.“ Arme Mutter, das also war ihr letzter Wunsch, so hatte sie wohl beständig dem Kinde vorgesagt, und nun durfte sie, die arme Ausfäzige, das Weihnachtsfest im Himmel feiern und ihr einziges Kind war glücklich auf der Mission. Die Krankenschwester muß sich des Kleinen besonders annehmen. Er hat so wundete Zehen und Finger, von Sandflöhen zerstoehen. Der Doktor gab uns die Versicherung, daß Petri nicht vom Ausfäz angesteckt sei, er habe ihm schon zweimal Spritzen gegeben.

Als der Kleine zum erstenmal die Kirche sah und dann herauskam, sagte er: „Jetzt war ich also im Hause des Mungo (Gottes), aber ich habe ihn nicht zu sehen bekommen, aber die große Frau im weißen Kleid blieb immer am selben Fleck stehen; warum geht sie nicht herum? — ist das dem Mungo seine Frau? —“ (Er meinte die große Statue der Lourdesmutter.) Sehr interessierte ihn auch die Statue des heiligen Joseph mit dem lieben Jesuskind. „Immer so lange stehen bleiben, das Kind muß doch schwer sein“, sagte er zu einem Mädchen, welches in der Kirche aufräumte. „Er hat freilich



Petri, Kind aus dem Ausfäzigenheim.

schöne Hände, lange Finger; die Katharina, meine Mutter, hatte schon lange keine mehr — sie konnte mich gar nicht so auf den Arm nehmen, ich mußte ihr nur auf den Rücken klettern, wenn sie mich tragen wollte.“ —

Es ist ganz wunderbar, was der liebe Kleine alles zu erzählen weiß, er spricht, wie ein Alter, und immer nur von dem Jammer und dem Elend der armen Aussätzigen im Aussätzigenheim.

Das Christkindlein hat uns den Petri gebracht, sagten die Kinder und ganz besonders freute sich auch unser kleiner Andreas, ein Büblein von ebenfalls 4 bis 5 Jahren, der bis jetzt immer so allein unter lauter großen Mädchen war. Auch er ist ein Waisenknabe und hat nur noch ein Schwesterchen, die etwa zehnjährige Maria, welche Wunden am Beine hat. Jetzt haben wir also zwei so kleine Buben und ein winziges Kindlein von vier Monaten auf der Station Uru.

Kesi-Rita heißt unser Kleinstes; es hat die eigene Mutter nur einen Tag gehabt und ist also von ihren ersten Lebensstunden an bei uns aufgezogen. Bis jetzt ist die Kleine frisch und gesund und wächst auf, hier im trauten Herz-Jesu-Rosengarten von Uru, als das jüngste und kleinste Rosenknösplein, welches sich in die Rosengirlande zum heiligsten, lebenswürdigsten Herzen Jesu vertrauensvoll emporschlingt.

Später einmal mehr von unsern schwarzen, armen Waislein, welche schon so frühzeitig im Schatten des heiligen Kreuzes aufgewachsen, aber nun glücklich aufgehoben sind. Gebe Gott, daß sie wachsen und gedeihen und etwas Gutes aus ihnen wird! Die arme Katharina wird wohl im Himmel für ihren Liebling und einzigen Trost, den sie in ihrem Elende hatte, beten, ebenso auch die noch ganz junge Mutter Maria, es war ihr erstes Kindlein, unsere kleine Kesi-Rita. Vielleicht wird noch einmal ein Nönnchen aus ihr, da ihr der Zufall zwei so heilige Nonnen als Patronin gegeben. Sie hat ihr Taufmütterchen in Europa. In der vorigen Nummer habt Ihr sie auf dem Schoß von Schwester Gerardine sitzen sehen.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: N. N. 21 Mk., Büren 22 Mk., Moxsius, Wewelsburg 21 Mk., Joseph, Burajof 21 Mk., Hermann Joseph, Wewelsburg zum Dank für eine glückliche Operation 21 Mk., Agnes.

Missionsalmosen: Elbing 62 Mk., Gelsenkirchen 5 Mk.

Almosen: Niederbachem 10 Mk., Hadamar 12,50 Mk., Pommerswitz 3,50 Mk.

Allen unseren lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott!

Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi! so schließt täglich mehreremale unser gemeinschaftliches Gebet für unsere lieben Missionsfreunde und Gönner.

Das schönste Glückseligsein besteht im Glückseligmachen.

O wie viele machst Du glücklich, wenn Du durch Dein Scherflein mit hilfst, daß viele, auch arme brave Mädchen zu guten Missionarinnen herangebildet werden.

Caritasblüten

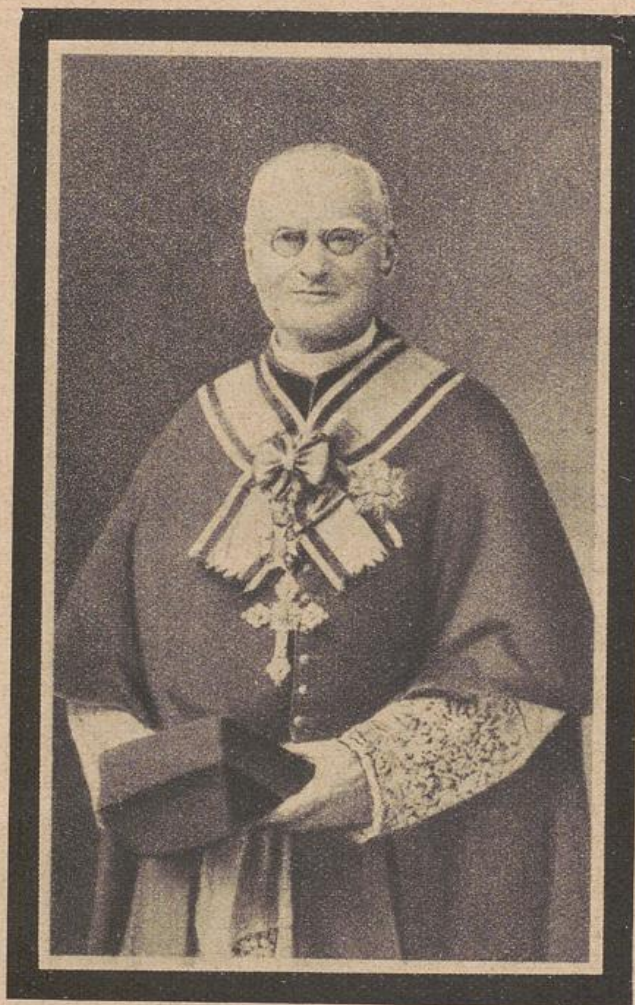
Nr. 10

1932



Rosenkranzkönigin, glorreiche Frau, Wende, o wende voll seliger Ruh
Milde Fürsprecherin, reinste Jungfrau! Deine barmherzigen Augen uns zu!

Der hochgeschätzte Protektor unserer Genossenschaft
Se. Eminenz Kardinal Wilhelm von Rossum
Präfekt der Propaganda Fide in Rom



segnete am 30. August 1932 unerwartet schnell das Zeitliche.

Vom 18. bis 21. August wohnte der erlauchte Kirchenfürst in Kopenhagen dem eucharistischen Kongreß bei. Unsere Schwestern in Ronne auf der Insel Bornholm lauschten noch mit lebhaftem Interesse am Radio der herrlichen Begrüßungsrede, welche er in französischer Sprache und mit kräftiger Stimme an die dänischen Katholiken hielt, welche ihn mit Jubel und Beifall umrauschten. Mit Recht begrüßte ihn einer der berühmten Redner bei der Eröffnung dieses skandinavischen Kongresses als den „Apostel der Dänen“.

Bei der überaus herrlichen Schlußprozession trug der greise Kardinal selbst noch das Allerheiligste. Wer hätte in diesen Stunden der Begeisterung geahnt, daß der Primas von Polen, Kardinal Słond, und die skandinavischen Bischöfe, die den erlauchten Stellvertreter des Heiligen Vaters in ihrem malarischen Ornat begleiteten, 14 Tage später an seiner Totenbahre stehen und ihn zu Grabe geleiten würden?

Von Dänemark war der unermüdlische Kirchenfürst nach Holland, seinem geliebten Vaterland, gereist, um dort noch am 28. August einem Missionar, dem Mgr. Zoosten, die feierliche Bischofsweihe zu erteilen. Trotz seines hohen Alters kannte sein Eifer keine Grenzen. Aber der durch anhaltende Tätigkeit geschwächte Körper konnte der Last, die ihm immer wieder auferlegt wurde, nicht mehr länger widerstehen und schon am folgenden Tag mußte der tapfere Kämpfer, überwältigt von körperlicher Schwäche, von Wittem nach Maastricht in das Krankenhaus gebracht werden. Dort hauchte er in vollständiger Ergebung in den Willen seines göttlichen Meisters am Dienstag, dem 30. August, seine edle Seele aus.

Es wird vielleicht manchen Leser interessieren, eine kurze Lebensskizze dieses erhabenen Kirchenfürsten zu lesen.

Kardinal van Rossum erblickte am 3. September 1854 in Zwolle in Holland das Licht der Welt. Früh verlor er seinen Vater, zwei Jahre später seine Mutter; so war er als neunjähriger Knabe schon eine Waise. Schon damals war er sich seines Berufes zum Priestertum bewußt. Als er im zwölften Lebensjahr im Seminar in Culemborg seine Studien begann, fiel er durch seine außergewöhnlichen Talente und seine feinen Charakteranlagen auf. Im Jahre 1874 legte er im Redemptoristenkloster in Herzogenbusch seine Gelübde ab und erhielt 1880 im Kloster zu Wittem die heilige Priesterweihe. Nachdem er verschiedene Ämter in Wittem und Roermond bekleidet hatte, wurde er seiner hohen Geistesgaben wegen 1895 nach Rom berufen. Hier fing jene Laufbahn an, die ihn rasch auf den verschiedenen Stufen hinauf zur Kardinalswürde führte. Im Jahre 1896 wurde er zum Konsultor vom H. Offizium ernannt. Immer höher stieg sein Rang, immer schwerer ward die Bürde, bis er im November 1911 von Papst Pius X. zum Kardinal-Diakon und 1915 vom Papst Benedikt XV. zum Kardinal-Priester geweiht wurde. 1918 wurde er zum Präsekt der Propaganda fide ernannt und erhielt vom selben Papste die Weihe zum Erzbischof.

Die Genossenschaft der Missionschwestern vom kostbaren Blut, deren Protektor der hohe Kirchenfürst seit 1913 war, hatte in ihm einen treubeforgten Vater und Führer gefunden. Nach seiner Rückkehr aus Dänemark wollte er unserer würdigen Mutter Generaloberin noch gerne vor seiner Abreise nach Rom eine Audienz im Kloster zu Wittem gewähren und ließ sie benachrichtigen, daß sie am 30 August ein Telegramm erhalte — statt der Angabe der Audienzzstunde traf die Todesnachricht ein.

Welch ein Verlust für unsere Genossenschaft! Kardinal van Rossum war ein tapferer Streiter Christi, ein Mann, der in und aus dem Glauben lebte. Begabt mit einem scharfen Verstand und einem großen Organisationstalent, arbeitete und kämpfte er für die Ausbreitung des heiligen Glaubens. Das Missionswerk war ihm Herzenssache; daß allen, die in der Finsternis des Heidentums und im Irr- und Unglauben leben, das Wort Gottes verkündet werde, sein Herzenswunsch. Im 78. Lebensjahre stand er noch in voller Tätigkeit. Auf dem Arbeitsfelde ward er vom Herrn hinweggerufen; ehe dieser große Glaubensheld die „ewige Stadt Rom“ noch erreichte, um als päpstlicher Gesandter dem Heiligen Vater die Grüße seiner skandinavischen Christen zu überbringen, ward er in die ewige Stadt Gottes, in das himmlische Jerusalem, gerufen, um den reichen Lohn für sein rast- und selbstloses Wirken zu empfangen.

R. I. P.

Schw. M. B.

Aus dem Mutterhaus

Am 14. August, dem Vorabend vom Feste Mariä Himmelfahrt, fand die feierliche Einkleidung nachfolgender Postulantinnen statt:

Postul. Eva Rüth	Schw. Josefis	aus dem Rheinland
„ Kathar. Altmeyer	„ Donatilla	„ „ Saargebiet
„ Paula Höhle	„ Fidentia	„ Westfalen
„ Elis. Sichelpoth	„ Elreda	„ „
„ Sophie Anton	„ Magdalenis	„ „
„ Berta Michels	„ Winfrida	„ Hessen-Nassau
„ Ottilia Prokesch	„ Wilbirg	„ Ober-Osterreich
„ Aloisia Schrewe	„ Rosa	„ Westfalen
„ Agatha Blumberg	„ Assisi	„ dem Rheinland
„ Maria Offermann	„ Adelheidis	„ „ „

Postul. Margareta Huber	Schw. Theresis	aus Baden
„ Mechtilde Hermans	„ Alberta	„ Holland
„ Barbara Brendel	„ Kitalis	„ Bayern
„ Ida Bath	„ Gregoris	„ Baden
„ Apollonia Imhoff	„ Irmengardis	„ „
„ Gertrud Kossow	„ Domitia	„ dem Rheinland
„ Anna Krey	„ Salesia	„ „ Siegkreis
„ Rosa Wermter	„ Anastasia	„ Ostpreußen.

Am Feste selbst legten folgende Novizinnen die ersten zeitlichen Gelübde ab und wurden somit den Profess-Schwwestern eingereiht:

Schw. Gottfriedis Schwalb,	Schw. Hildegara Rathgeber,
Rheinland	Bayern
„ Ruth Kullas, Schlesien	„ Cyrina Lang, Saargebiet
„ Sales Stöcklein, Bayern	„ Lorenza Wegener, Westf.
„ Hilmaria Salz, Rheinland	„ Adoratrix Ahrens, Rhld.
„ Aletha Höwekamp, Westf.	„ Liguori Hilgert, Saargeb.
„ Gabriellis Gosmann, „	„ Emerana Alt, „
„ Herlinda Gasda, Schlesien	„ Johannesta Smets, Rhld.
„ Syra Albert, Bayern	„ Marca Linnemann, Westf.

Dieser erhebenden Feier schloß sich in ergreifender Weise die Ablegung der ewigen Gelübde an. Die Namen dieser Glücklichen sind:

Schw. Carita Stiegler, Bayern	Schw. Walberta Dörig, Hess.=N.
„ Coronata Palzer, Westf.	„ Birgitta Böhm, Rheinld.
„ Frumentia Thoma, Baden	„ Nikoleta Zentis, „
Schw. Sigismunda Siegers, Rheinland.	

In den Missionen:

Schw. Willibalda Giesbers, Rheinland, in Ost-Afrika
„ Gerardine Hagemann, Hannover, in Ost-Afrika
„ Reinolda Schmidt, Bayern, in Ost-Afrika
„ Isidoris Mair, Italien, in Süd-Afrika
„ Radigunda Hornung, Bayern, in Süd-Afrika
„ Chrysologa Krust, Rheinland, in Süd-Afrika
„ Aventura Naß, Saargebiet, in Cour. Marques.

Aus schweren Tagen der Missionen

1. Das Gelübde

Europa war ein Schachbrett, wo die einzelnen Mächte wie Figuren einander bedrohen und vernichten. Nein, nicht bloß ein unblutiges Schachbrett, sondern ein blutgetränktes Feld des Hassens, Schlachtens und Verwüstens. Dieser Brand sprang wie ein verheerendes Feuer auch über das Mittelländische Meer in den anderen Erdteil über nach Afrika. Mehr als die nördlichen Menschen wissen und glauben, spürten das die Leute und Völker südlich des Äquators. Erst die Missionen! Mit dem ersten Kanonenschuß schien ihr Schicksal besiegelt. Die Mächte schnupperten nach den Angehörigen der ihnen feindlichen Staaten. Namentlich die Deutschen waren ein begehrtes Wild.

Man kann sich den Schrecken denken in Mariannhill. Die Patres schauten voll Sorge durch die Fenster zur Pforte, ob nicht auch sie das Los tausend anderer treffe und die berücktigten Besuche sich unten meldeten. Das waren die Sendlinge der Entente. Diese zeigten schweigend ihre Papiere vor und führten ebenso kalt und schweigend ihre Opfer mit als Gefangene.

Wirklich kamen solche eines Tages. Der Vater Abt zitterte. Nicht aus Angst vor Ketten und Tod. Nein, was nähme man nicht auf sich um Christi willen. Aber das Werk, die Mission, die Neuchristen, die ohne Führer, ohne die Sonne von Sakramenten und ohne Tau und Regen der frischen Lehre verlorengehen. „Warum“, fragte er die Kommission, „stört ihr uns beim Werk des Friedens?“

„Weil ihr politische Umtriebe macht.“

„Nein, nicht einer von uns hier, noch von denen, die ihr jetzt abführt.“

Aber die fremden Männer waren Diener der Macht und Gewalt und nicht des Rechtes. Sie walteten ihres traurigen und nichts weniger als tapferen Amtes und schickten einige Patres ab.

Am gleichen Abend traf den hochwürdigsten Abt eine zweite Hiobspost. Die ganze deutsche Schwesterngenossenschaft sollte mit Sack und Pack vertrieben werden. Er kam sich vor wie Job. In seiner Not versammelte er seine Mönche um sich. Eine heilige, inhaltsvolle Stunde ging eben über das Ziffernblatt der alten Stationsuhr. Die Stunde eines inbrünstigen, starken Gelübdes. „... eine schöne Kapelle, so weit es in unseren Kräften steht“, betet der sorgengebückte Vater vor. . . .

„... Kräften steht“, respondierte der sonderbare Chor.

„... Zu Ehren deines heiligsten Herzens.“

„... heiligsten Herzens.“

„... unser ganzes Haus unter seinen besonderen Schutz.“

„... besonderen Schutz.“ — „Amen!“

Eine gewaltige Ergriffenheit durchzitterte die letzten Sätze. Auf jedem Gesicht stand der unerschütterliche Ernst, so bald als möglich an diesem Gelöbniß mitzuarbeiten. Als finge die Erhörung schon an, bevor man nur die erste Schaufel anrührte, kam dann und wann irgendein Pater lachend und mit dünnen Backen aber gewaltigem Gottvertrauen zurück. Bei Tage wie bei Nacht. Wie Tropfen der Gnade und Gotteshuld pochten sie



Herz-Jesu-Kapelle in Mariannhill

an die einsamer gewordene Türe. Da wuchs allen ein neuer Mut. Und eines Tages verkündete der Abt: „Brüder, der Krieg ist aus; Gott hat das Seine getan. Jetzt obliegt uns das Unsere. Ich meine unser heißes Gelübde.“

2. Die Erfüllung

So froh und lachend wie auf dem schönen Hügel ganz in der Nähe des Schwesternkonvents flogen Spaten und Schaufel schon lange nicht mehr zu Mariannhill. Hinter dieser Arbeit

stand ermunternd und treibend die Treue zu Gott und zu dem, was man versprochen. Am dankbaren Willen fehlte es wahrlich nicht auf Mariannahill. Aber an anderem. An Baumaterial, das nach dem Krieg in der Mission nicht leicht zur Hand war. Und größere Not noch bestand an Bauleuten. Natürlich! Der Krieg hatte es unmöglich gemacht, daß junge Missionskräfte nachkamen. Aber die Liebe vermag alles. Und verhältnismäßig bald blinkte eine in der Sonne schimmernde Predigt vom Hügel herab und rief es in die weiteste Umgebung hinaus: „Kommet zu mir, ihr alle, die . . .!“, die fertige Kirche.

Und die Menschen kamen!

Aus allen Richtungen der Windrose pilgerten die Schwarzen herbei zur Einweihung. Eine Prozession, wie Mariannahill sie noch selten sah, leitete das Hochfest ein. Der Weg von der Josephskirche zur neuen Kapelle glich der Straße eines Triumphators. Frisches Grün der afrikanischen Wälder, Blumen am Weg, Triumphbogen, lachende Blumen, flatternde Fahnen, schallende Lieder, jauchzende Gebete, weißgekleidete Mädchen mit Blüten und Figuren, der Chor der Brüder und Schwestern, dröhnende Glocken. Der Mittelpunkt der Herrlichkeiten aber war unter dem Traghimmel der hochwürdigste Vater Abt mit der funkelnden Monstranz und dem Dreimal Heiligsten.

Erst schritt der Priester, geleitet von zwei Dekanen, um das neue Heiligtum, das in der blendenden Kalkweiße und in der afrikanischen Sonne wie ein Diamant glänzte, und weihte die Außenwände. Dann zog die ganze Priesterschaft ins Innere. Durch die gemalten Fenster fiel das Licht der Sonne in jauchzenden Flecken auf die Paramente und den neuen Sandsteinaltar mit dem Mittelpunkt des ganzen Gotteshauses, einer blütenweißen, überlebensgroßen Herz-Jesu-Statue, die segnend und hegend die Arme über die betende Schar hier und über die ganze Missionsstation breitet. Hier begann das Levitenamt. Die Gläubigen und der Sängerkhor hatten in der Kirche selbst nicht Platz. Sie standen draußen im Freien. Die Gesänge und Responsorien hallten zum lachenden, wolkenlosen, glühenden afrikanischen Himmel hinauf. Das Ite-Missa des Diakons schmetterte und jauchzte in den Äther wie eine europäische Lerche. Zum Schlusse bildete sich noch eine Prozession. Zwanzig schwarze Ministranten trugen brennende Kerzen. Das war ein Bild! Jeder der Gläubigen fiel vor dem Allerheiligsten heute doppelt dankbar und doppelt tief in den Sand. Erst allmählich verrauchte in der Josephskirche, wohin man die Monstranz getragen, der helle Jubel.

Bald war die Sonne dieses Gelübdetages untergegangen. Aber die Dankbarkeit und Treue dieser Stunden, die dankbare, jubelnde Liebe zum heiligsten Herzen wird nie mehr untergehen auf Mariannahill. (Nach einem Bericht der Schw. M. S.)



Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Schutzpatronin unseres Theresianums in M.Glabbad. In Ost-Afrika ist ihr in Nairobi das Haus der Schwestern geweiht, das Theresia-Klosterlein. In Princeton in Nord-Amerika steht das Klösterchen unserer Schwestern ebenfalls unter dem Schutze der „Little Flower“, der kleinen Blume. Sie ist ja vom Heiligen Vater Pius XI. zur Patronin der Missionen erhoben worden. Heilige Theresia, Patronin der Missionare, bitte für uns!

Der Schutzengel und das Heidenkind

Schon mehrere Wochen fiel kein Tropfen Regen. Die majestätischen Bananenstauden ließen ihre Köpfe hängen. Die Maisfelder waren versengt. Ich war auf dem Heimweg von einer weit entlegenen Außenschule. Der Weg führte mich an einer abgelegenen Hütte vorbei, die ich eigentlich schon oft betreten wollte. Heute aber ließ es mir keine Ruhe, selbst nachdem ich schon vorbeigegangen war, wieder umzukehren und hineinzugehen. Vor dem niedrigen Eingang stehend, rief ich den üblichen Gruß hinein und ein ganz feines, zartes Stimmchen erwiderte ihn. Es war so finster in der Hütte und ich mußte mein Streichholzdöschen aus der Tasche nehmen, um mich beim schwachen Lichte eines Zündhölzchens nach den Insassen der Hütte umzusehen. In einer Ecke am Boden lag auf einem Stück Ziegenfell ein ungefähr siebenjähriges, schwarzes Mädchen, ein so armes Wesen, wie ich in meinem Leben noch nie gesehen. Die Kleine hatte offenbar noch nie ein europäisches Gesicht gesehen. Ein heftiges Zittern erfaßte die schwachen Glieder, als sie mich sah. Ein verschlissenes Gewebe bedeckte ihre Lenden, die Haut

war mit Asche bestreut und der ganze Körper war mit Unrat bedeckt. Hunger und Mangel an Pflege hatten ihr Zerstörungswerk an dem armen Kinde begonnen und das junge Leben war nahe daran, zu erlöschen. Nur wenige Augenblicke und die Kleine hatte ihre Furcht verloren. Sie legte vertrauensvoll ihr mit Ungeziefer besätes Köpfschen in meinen Schoß. Ich nahm das Kind in meine Arme und trug es hinaus an die frische Luft. Dann hielt ich Umschau, ob denn kein Angehöriger des verlassenen Kindes zu entdecken sei. Ich erfuhr, daß der Vater tot und die Mutter anderswo verheiratet sei und das Kind im Stiche gelassen habe. Nun tat es mir leid, daß ich nicht schon früher in diese Hütte gegangen war, denn ich fühlte, daß der Schutzengel dieses Kindes mir diesmal keine Ruhe gelassen hatte.

Mein Entschluß war gefaßt, ich trug das Kind auf meinen Schultern zur Missionsstation. Bald war das arme Wesen zu schwach, mich zu umklammern und es blieb mir nichts anderes übrig, als es auf meinen Rücken zu binden. Sehr oft mußte ich mit meiner Last haltmachen, um zu rasten. Zuweilen bat ich einen vorübergehenden Neger, mir die Kleine ein Stückchen tragen zu helfen. Aber immer wurde ich abgewiesen mit den Worten: „Schwester, Du weißt, wir schlagen Dir nichts ab; aber das, was Du jetzt verlangst, verträgt sich nicht mit unseren Sitten. Das Geschöpf ist ja fast tot, und ein Mädchen, das keine Nachkommen hinterläßt, muß als Beute für die wilden Tiere hinter den Busch geworfen werden.“

Ich aber dachte nur an die unsterbliche Seele, denn auch für dieses arme Kind hat der liebe Heiland sein Blut vergossen, und ich schleppte mich mit meiner Bürde weiter. Nachmittags 4 Uhr kam ich endlich zu Hause an. Alles auf der Mission sprang herbei, als sie mich mit dem armen Geschöpf erblickten. Der neue Zögling wurde umringt und bemitleidet. Manche konnten ihre Tränen nicht zurückhalten und riefen: „Laßt uns doch Gott und unserm Engel Dank sagen.“ Auch hörte ich von Schwarzen, die mir begegneten, sagen: „Hört, wenn fortan die Schwester wieder unsere Kinder, welche Verlangen haben, getauft zu werden, auf die Mission bringen will, dann müssen wir helfen.“ Der Fall war Tagesgespräch in der Umgegend. Hörte man einige, welche sich dagegen sträubten, kamen sofort andere herbei und versuchten sie umzustimmen mit ähnlichen Worten: „Laß Dein Kind ruhig mit der Schwester gehen, sie ist die Freundin der Schwarzen: was sie sagt, müssen wir tun, sonst ist der Große da droben zornig.“

Nun wurde warmes Badewasser zurechtgemacht und die arme Kleine hineingelegt, zart gebürstet und das fette, wulstige Kraushaar gereinigt, die Fingernägel abgeschnitten, bis endlich das Kind allmählich wieder einem Menschen ähnlich war. Gegen

den schweren Keuchhusten wurde ein kräftiger Kräutertee gekocht. Bald strahlte aus dem Kindesantlitz Freude und Glück, und als die Kleine ein neues Kleidchen und zum Essen ein Holztellerchen bekam, leuchteten die großen Augen vor Freude. Dann brachte ich meinen Schützling in die Kirche. Die Kleine folgte jeder meiner Bewegungen und sagte ganz leise: „O, wie schön ist es hier!“ Während ich mich in der Sakristei für einige Augenblicke beschäftigte, plauderte die Kleine und redete die Statuen an. Als sie aber keine Antwort erhielt, kamen Tränen in ihre Augen. Ich sagte ganz leise: „Hier wohnt der liebe Gott, da darf man nicht plaudern.“ Die Kleine konnte nicht begreifen, daß der Heiland, hier eingeschlossen, nichts zu essen bekomme. Ich brachte sie dann zu den Schwestern, unter deren sorgfamer Pflege das Kind sich nach und nach erholte. Bald durfte es dem Religionsunterrichte beiwohnen und lernte den Katechismus. Das Kind hatte eine große Sehnsucht nach der heiligen Taufe und als diese endlich gestattet wurde, erhielt es den Namen Maria Theresia. Wollte sie früher dem lieben Heiland ihre Mahlzeit anbieten, so brachte sie ihm jetzt nach der heiligen Taufe Blumen aus Garten und Feld. Einmal fand sie ein zerbrochenes Kruzifix. Schnell suchte sie ein weißes Stück Stoff und verband die beschädigte Stelle, legte das Kruzifix unter eine weiche Decke und sagte weinend: „Der liebe Gott ist verwundet.“ Sie machte sich durch kleine Hilfeleistungen schon überall nützlich. So mußte sie auch öfters, während die älteren Mädchen am Melken waren, die Kälbchen festhalten. Als sie nun eines Tages in großer Sorge war, daß die Mädchen sich verschlafen und zu spät zur hl. Messe kämen, weckte sie Theresia schon 1 Uhr nachts. Durch das Geräusch an der Stalltüre kamen der Pater Missionar und ein Bruder herbei, weil sie Diebe im Stalle vermuteten. Wie waren sie jedoch überrascht, als sie die fleißigen Melkerinnen an der Arbeit sahen und Klein-Theresia, die Kälbchen haltend, beobachteten. Sie begrüßten den Missionar mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus“, und Pater und Bruder gingen, lachend über die sonderbaren Diebe, wieder von dannen.

Die Vorbereitung der kleinen Theresia zur ersten heiligen Beicht und Kommunion war musterhaft. Wodurch sich aber das Kind besonders auszeichnete, war seine Verehrung zum heiligen Schutzengel, denn er hat es wahrhaftig aus Not und Elend gerettet und in die Mission geführt.

3

Wer im Sturm der Verleumdung den Frieden des Herzens zu wahren vermag, der hat in der Vollkommenheit große Fortschritte getan. —

franz von Sales.

Das tote Tal¹

Legende vom heiligen Franz von Assisi

Von Henriette Brey

Die sonnendurchtränkte Luft in Umbriens Gefilden ist von einer eigenartigen Süße. Hat sie nur den berausenden Duft der glutrotglühenden Rosen, der schimmerweißen und flammengelben Lilien und der blauen Fliederdolden eingeatmet — oder ist es, weil ein Weihehauch über dem Gelände liegt, seit Francesco, der Poverello, der blumenselige und vögleinfrohe „Narr Gottes“, lobsingend und liebekündend unter Umbriens saphirblauem Himmel durch die Wege und Täler wandelt?

Wie Goldstaub liegt es auf Hängen und Höhen, wie mit Goldglanz gesättigt fluten die Luft- und Duftwellen. Sie locken aus den silbergrauen Olivenblättern ein fließendes Geriesel von tropfendem Silber, küssen die tausend Wildrosenknospen eines Dornenstrauches wach, daß er in rotflammender Herrlichkeit am Wege steht, wie ein brennender Dornbusch — nein, wie eine lodernde Riesenfackel . . . die Zweige überschwemmt mit Blütengewirr; ja, an den fernsten Ranken und Ausläufern brechen noch überall Blüten und Knospen wie kleine Flämmchen hervor.

Entzückt steht Franz mit seinen Getreuen vor diesem blühendglühenden Wunder, das über alle Maßen schön ist, wie am ersten Schöpfungstag aus Gottes Hand hervorgegangen. . .

„Rotröslein“ — ruft er hingerissen, „rot wie die roten Blutwunden meines süßen Herrn! Rot wie die Blutstropfen daraus! All ihr Rosen, lobet den Herrn! All ihr Blüten und Blättlein, Licht und Farbe und Duft, lobt den Herrn! O Bruder Leo, und du, Bruder Massäo, und Bruder Juniperus — seht doch die Pracht und Fülle der Schwestern Rosen! O daß unsere Seele so in Blüte stände, wie dieser arme reiche Dornstrauch — in der Blüte der Gottesliebe! — Eine . . . ja, eine stand so in Blüte! Rosa mystica! Schönste Rose, dornenlose! O Madonna mia! Wie eine Rose, gepflanzt an Wasserbächen, also blühte sie und trug Frucht vor dem Herrn“, murmelte er selbstvergessen, und sein Antlitz strahlte Liebesglut aus. „Salve Regina, Madonna mia!“

„Vater,“ unterbrach Bruder Leo den Verzückten ehrfürchtig, „sollen wir nicht, ehe wir weiter wandern, ein wenig der Rast pflegen in dem kleinen Tälchen, an dessen Eingang dieser blühende Rosenstrauch uns so lieblich einladet?“

„Fürwahr, Vater,“ stimmte Bruder Juniperus eifrig zu und wischte sich den Schweiß aus der Stirn, „heiß brennt Um-

¹ Aus dem gleichnamigen Legendenbüchlein vom heiligen Franz. Derselben Verfasserin. Bergland-Verlag, Elberfeld. Preis künstl. gb. 1.— M.

briens liebe Sonne herab. Du bist ganz erschöpft; und auch unsere Sohlen sind müde gelaufen."

"Und Bruder Massäo nickte dazu und spähte sehnsüchtig nach einem Wässerlein zur Erfrischung.

"Es sei, wie ihr sagt, geliebte Brüder", willfahrte der bleiche Poverello; und sie bogen in das schmale Tälchen ein, das sich wie eine tiefgrüne Samtfurche zwischen die kahlen, waldlosen Felszüge der Hügelkette schob.

In wunderbarer Schönheit und smaragdenem Geleucht lag das Tal hingebettet, mitten zwischen Unfruchtbarkeit und steinigter Öde. Eine Quelle, die hoch oben in einer der Gebirgsfalten entsprang, zu einem silbernen Bächlein sich weitete und das Tälchen in seiner ganzen Länge durchfloß, schuf all dies holde Leben, das da so üppig sproß und blühte und leuchtete. Wob die grünen Wiesen und Matten und Haine, die rechts und links von den Blumensäumen der Ufer sich breiteten und langsam die Talwände hinaufklommen; tränkte die Wurzeln stolzer Orangenbäume, deren Blüten die Luft mit balsamischer Frische würzten, und schuf so die Lebensbedingungen für ungezählte Tierlein, für Vögel und Falter, Käfer und Immen. Die sangen und jubilierten, schwebten und schmetterten, zirpten und geigten voll Lebenslust in den blaugoldenen Sonntag hinein.

Weiter nach unten, wo das Tälchen sich verbreitete und dann von Felsen abgeriegelt wurde, hatte ein fleißiger Landmann, der brave Riccardo, sich Felder abgegrenzt, auf denen menschenholde Saaten wogten, und Wiesen, darauf junge Lämmer und lustige Ziegen fröhlich umhersprangen und die duftenden Kräuter abzupften. Und das Glöcklein einer fernen Bergkapelle tropfte seine süßen Klänge in den Talfrieden hinein.

Mit einem liebestrahlenden Blick umfaßte Francesco das Bild des Friedens. Seine Seele frohlockte ob der Schönheit, die seine Augen schauten.

"Seht, so seht, meine Brüder," rief er voll mystischer Inbrunst, „ist dieses blühende Tal nicht wie ein vom Himmel gefallenes Stücklein Paradies? Ein Blumengarten Gottes, rings in dürrer Öde? Seht die keuschen Schwestern Iris, die Schöngesichter der Margariten, die augenblauen Vergißmeinnicht, die edlen Wasserlilien am Bachufer! Seht die lieben Gottesgeschöpfe, die bunten Falter und Libellen, wie Edelsteine schön, wie Lichtstrahlen blitzend. Hört der lieben Brüder Vögelein süßen Gesang! . . . Und wer hat all dies Leben geweckt, meine Brüder? Wer befruchtete es? Das silberblaue Wässerlein, das Gottes Güte in dieses Tälchen rieseln ließ! — Du gesegnete Quelle! Du lebenweckender Bach! O Bruder Leo, Lämmlein Gottes, o Massäo und Juniperus, geliebte Kinder — so muß die Gnade und Liebe Gottes durch unsere Seele flu-

ten . . . wie eine rieselnde Quelle, wie ein sprudelnder Bach! Nur dann kann das dürre Erdreich unserer Seele Blüten und Früchte tragen! Ohne den Strom der Gnade Gottes ist sie ein verbranntes Erdreich, ein toter Freund. O Gnade Gottes! O Liebe Gottes! — Liebe, Liebe! Mein Gott und mein alles!" . . .

Eine Weile verharrte Franz in brünstiger Anbetung, und die Glut inneren Feuers spiegelte sich in seinen Zügen. Dann erwachte er wieder zur Wirklichkeit!

„Kommt, meine Brüder,“ lud er ein, „wir wollen in Gottes Blumengarten uns erquicken.“



Klippenpartie Ronne an der Ostküste der Insel Bornholm, Dänemark.

Die Wanderer saßen am Bachrand nieder und ließen das kristallene Wasser über ihre müdheißen Füße rieseln, daß erquickende Kühle sie durchströmte.

Bruder Juniperus zog den Bettelsack hervor, und sie verzehrten mit Dank und Freude ihre harten Brotrinden und schöpften dazu mit der Hand aus den klaren Wellen des Baches.

Da begannen die Vöglein ein frohes Konzert! Das flötete, tirilierte und schmetterte in vollen Jubelakkorden.

Ein Geschwirr schönfarbiger Schmetterlinge flog herbei: der prächtige Admiral, das blumenschöne Pfauenauge, der schwarzgoldgestreifte Schwalbenschwanz, Blau- und Zitronenfalter und Purpurflügler — sie alle schwirrten und schwebten, setzten sich den Ruhenden auf Schultern und Haupt und prangten flügelschlagend wie ein lebender Blumenkranz.

Schillernde Libellen schossen mit ihren glasklaren Flügelein

durch die Luft. Goldgrüne Eidechsen huschten über Franzens Füße, Fliegen wie blaue Juwelen furrten um ihn, metallschimmernde Käferlein krabbelten ihm auf Kleid und Hände. Die Fischlein im Bach schnellten empor wie Silberblitze, samtgrünes Moos und zarte Spizenfarne schmiegtan sich an sein Gewand. Die Bäume ließen Blüten herabrieseln; und alle Blumen des Tales taten weit die Kelche auf und hauchten würzigen Duftatem aus.

Die Sonne aber überschüttete alles mit Goldglanz und ließ die braunen und rötlichen Felswände zu den Seiten des Tales aufleuchten, als seien darin perlmutterne und silberviolette Porphyr-Adern und Goldgeglimmer.

Und alles: Sonne und Menschen und Blumen und Steine und Gras und Moos und Wasser — alles war eine Ausstrahlung der Liebe Gottes, war heiliges Leben in ihm, dem Wunderwirker und Träger alles Urlebens!

Als Franz, der Freund alles Lebens, mit den Seinen das blühende Tal endlich verließ, segnete er es, segnete alles, was es sprießen und blühen, leben und weben ließ und mit Liebe hegte — alles, was Franz seine „Brüder und Schwestern“ hieß.

Dann schritt der Gottesfreund seines Weges fürbaß.

*

So oft in der Folge der Poverello in jenen Landstrich kam, besuchte er jedesmal das grüne Tal und freute sich seiner Schönheit.

Es geschah aber, daß eines Tages der wilde Lorenzo, der droben am Bergkamm, wo die Quelle entsprang, mit seinen Bergziegen einsam in einem Hüttchen hauste, auf Riccardo, den Bauer am unteren Talende, einen Haß warf, weil dieser ihm seine Tochter nicht zum Weibe geben wollte — denn die fromme Giovanna hatte sich der Madonna verlobt und wollte den Schleier nehmen. Die beiden Männer gerieten in bösen Wortwechsel und schieden als Feinde.

Voll Groll und Zorn suchte Lorenzo fortan dem Riccardo in jeder Weise zu schaden. Neid verzehrte ihn, als er sah, daß dem verhaßten Feinde alles gedieh, daß das Gras für seine Ziegen üppig groß und das Korn für seine Mühle grün-silbern wogte.

Eines Nachts flüsterte ihm der Dämon in seiner Brust einen bösen Rat zu . . .

Lorenzo nickte und lachte tückisch — —

Dann ging er hin — und versuchte die Quelle bei seiner Hütte zu ersticken!

Aber ob er auch Sand und Felsblöcke auf sie häufte, sie

brach immer wieder hervor — wengleich ihr Wasserstrahl kaum die Stärke eines Kinderarmes erreichte.

Lorenzo fluchte. Da er die lebendige Quelle nicht ersticken konnte, begann er, ihr den Weg ins Tal zu verlegen. Er grub ihr ein neues Bett in anderer Richtung, das er mit Erde und Steinen fest eindämmte.

Und — eines Morgens wurde seltsamerweise im Tal der Wasserspiegel des Baches immer niedriger und niedriger, schmaler und schmaler. Die Wellen spielten nicht mehr. Zulezt rann das Wasser nur noch sadendünn durch das Bachbett, um endlich ganz zu versiegen! Denn der Quell floß nun an der anderen Seite des Bergkammes herunter und verteilte und verlor sich dort zwischen Felstrümmern!

Mit Schrecken hatte Riccardo das Versiegen des Wassers wahrgenommen — mit Entsetzen erriet er seine Ursache!

Als nach einigen Tagen das Bachbett trocken blieb, stieg er den Felsberg zu seinem Feinde empor — und brach in Jammern aus, als er sah, was dieser ihm angetan hatte.

Aber vergebens flehte er Lorenzo an, die Quelle wieder ins Tal zu leiten. Höhnisch lachte der und triumphierte: er könne auf seinem Grund und Boden tun, was er wolle!

Gebrochen stieg der arme Mann hernieder. Er wußte, daß nun sein Wohlstand dahin war.

Und so kam es auch. Das grüne Tal, das sein Leben dem Quell zu danken hatte, begann langsam auszudorren. Gelb und fahl wurde das Gras; die Blumen starben allmählich. Die bunten Falter, die keinen Blütenhonig mehr fanden, entflohen dem Tal. Ihnen folgten die Käferlein und alles Kleingetier. Das jetzt trockene Bachbett, das aber in seinen Tiefen noch von Wasser durchtränkt war und die Wurzeln der Bäume noch einige Zeit nähren konnte, war zwar noch umstanden von Silberpappeln, Mandeln- und Orangenbäumen. Aber es ging ein geheimnisvoll-trauriges Rauschen durch ihre Wipfel — als fühlten sie, daß sie todgeweihet waren.

Es war ein gluthetzer Sommer. Vom spiegelklaren Südländshimmel, der wie schwere dunkelblaue Seide schimmerte, brannte die Sonne mit unbarmherzig lachendem Angesicht herab. Da begann auch das Laub der Bäume zu versengen, es taumelte herab wie müde Sommerfalter. Nun verließen die letzten Vögel, die noch in den gelichteten Kronen ihre Nester hatten, das sterbende Tal und bauten sich anderswo Heimstätten.

Die Grillen und Zikaden waren längst verschmachtet, kein Tierlaut war mehr im toten Tal. Es sank eine große Stummheit darauf herab. — —

Der Winter deckte es mit dünnem Schnee. Aber der schmolz rasch dahin. Als der Lenz ins Land zog, begannen die Bäume

wieder spärlich zu grünen, in rührendem Bemühen, durch das Leben den Tod zu besiegen. Doch der Bach, in dem schon Ge-
strüpp und Disteln zu wuchern anfangen, blieb trocken. Und
so hatte das Wurzelleben keinen Bestand.

Glutheiß brannte wieder die Sonne vom Himmel, dorrt
alles aus und zermahlte die Erde zu Staub. Da kamen plöz-
liche Wetterstürze mit Platzregen, der tosend herabbrach und
die Erdkrume wegschwemmte.

Der arme Riccardo, dem kein Korn mehr wuchs auf dem
vertrockneten Acker, kein Gras mehr sproß auf dem ver-
brannten Boden, hatte verzweifelt sein Haus verlassen und war
fortgezogen, um mit seiner Familie anderswo Brot zu suchen.
Denn er wußte, daß Lorenzos Herz in Haß und Härte ver-
steint war und kein Mitleid kannte.

Es wurde abermals Sommer, und das Tal lag tot und öde.
Das allerletzte Leben war erstickt und ausgedorrt. Wie eine
braunverbrannte Stätte des Todes lag es ohne jeden Laut des
Lebens. Lag wie erstarrt im Schmerz seiner Unfruchtbarkeit,
als eine stumme Anklage! . . .

Da war es, daß der gottfrohe Francesco wieder einmal
des Weges kam und mit den Seinen sein geliebtes Tälchen
betrat.

Die Wanderer standen bestürzt, als sie das tote Tal er-
blickten, das in seiner Nacktheit zum Himmel starrte, als
wolle es einen Fluch über seinen Verderber herabschreien. —

Weinend sank Francesco zu Boden.

„Wer — o wer hat diese Sünde getan!? . . .

Wer hat all dies süße Leben gemordet!?“ so rief er voll
Trauer aus; und seine Gefährten weinten mit ihm.

Es währte nicht lange, da wußte Franz, wessen Hand hier
frevelnd gewaltet hatte. Und der sonst so milde Mann geriet
in heiligen Zorn. Er machte sich auf und stieg zu Lorenzos
Hütte empor und sah dessen unheiliges Werk.

Als Lorenzo den Sohn Bernardones erblickte, den jeder in
Umbrien als einen Heiligen verehrte, erschrak er, fiel ihm zu
Füßen und stammelte: „Vater, segne mich!“

Da aber brach Franzens Schmerz um das tote Tal her-
vor, sein Abscheu über die Untat.

Erzürnt rief er: „Du begehrst Segen und sendest selbst
Fluch aus!? Siehe das tote Tal zu deinen Füßen — du hast
es gemordet! Doppelt hast du gefrevelt! Deinen Mitbruder
wolltest du treffen in Haß — und hast dich auch an Gottes
Schöpfung vergriffen! Unschuldige Kreaturen hast du verge-
waltet und zertreten. Gott wollte, daß dieses Tal lebe und
blühe; darum schickte er ihm das lebenerweckende Wasser. Du
aber hast Gottes Blumengarten, darin Millionen Pflanzen
und Tierlein lebten und ihm lobsangen, freventlich verwüstet!

Hast dem blühenden Tal die Lebensquelle abgeschnitten und es zur Wüste werden lassen. Deine Sünde schreit zum Himmel und ruft Gottes Fluch auf dich herab!"

So gewaltig donnerte Francescos Bußrede, daß Lorenzos harter Sinn wie sprödes Glas zersplitterte. Er erblickte des Heiligen Antlitz flammend wie das eines Seraphs und erschrak bis ins innerste Herz.

„Verzeihung, Vater“, schrie er jammernd. „Ich hab: gesündigt gegen meinen Bruder und gegen Gott! — — — O Bruder Franz, bitte den Herrn, daß er die Sünde von mir nimmt!“

Er schlug an seine Brust und lag im Staube. Aber Franz schüttelte das Haupt und sprach: „Wehe dem, der Leben tötet! Wehe dem, der nicht ans Licht kommen läßt, was da werden und wachsen will! Seine Sünde ist ein Frevel gegen Gott selbst — gegen den Urheber des Lebens, gegen die heilige Schöpferkraft!“

Da wimmerte der Zerknirschte auf: „Vater, ich will alles wieder gutmachen! Ich will Riccardo auffuchen und seine Not und seinen Hunger stillen . . . Vater, ich will den Quell wieder ins Tal leiten . . . Bitte Gott, daß er mir verzeihe, du heiliger Mann!“

Franz blickte zum Himmel, als lausche er einer geheimnisvollen Stimme.

Dann sprach er mit furchtbarem Ernst: „Höre, Lorenzo! Dies kündet dir Gott durch meinen Mund: So lange soll deine Sünde nicht vergeben werden, als das tote Tal nicht zum Leben erweckt ist und wieder grünt und blüht! Du sollst mit eigenen Händen das sandverwehte Bett der Quelle und des Baches wieder aufgraben und sollst das Wasser ins Tal leiten. Du sollst neue Bäume pflanzen an Stelle der verdorrten, daß sie Wurzel schlagen am Bachbett. Sollst die Steine aus der Wiese lesen und deines Mitbruders Heimstätte neu aufrichten. Und wenn er mit Freuden wieder zwischen seinen Kornfeldern wohnt, und wenn die Narzissen und die wilden Lilien im Tale duften und Iris und Wasserrosen und rosa Lichtnelken am Bachrande blühen, wenn die Vögel und Falter und Käferlein über Blumen spielen — dann erst, dann ist deine Sünde vergeben!“

Und Francesco wandte sich ohne ein weiteres Wort und stieg vom Berge herab ins tote Tal.

Das lag noch schwarz verbrannt und dürr und hoffnungslos. Und dem heiligen Manne schien es, als wehe das Seufzen der stummen Kreatur klagend zu ihm herüber.

*

Der wilde Lorenzo aber, in dessen hartem Herzen Franzens Predigt plötzlich den Quell der Reue hatte aufspringen lassen, begann noch selbigen Tages sein Bußwerk . . .

Nach zwei Tagen sprang wieder von den Höhen herab der silberne Wasserstrahl ins Tal und suchte eilig sein altes Bett, das Lorenzo von Felsbrocken und Disteln befreit und neu gebahnt hatte.

Und Lorenzo tat in langer, mühseliger Arbeit alles, was Franz ihn geheißen hatte.

Doch schneller ist Leben getötet, als erstorbene Keime wieder auferweckt, als die Wüste zu Gottes Blumengarten umgeschaffen.

Aber der Büsser ermüdete nicht. Und wenn im ersten Sommer nur karges Grün stellenweise den Boden deckte und die jungen Stämmchen noch bang ums Leben kämpften im versandeten Boden — langsam, langsam durchdrang die Feuchte den Grund und rief wieder neues Keimen und Schwellen und Wachsen hervor. Und ließ im zweiten Sommer Blumen sprießen. Und lockte allgemach die lieben Vöglein, die Schmetterlinge und Käfer herbei, die bald wieder gedeckten Tisch fanden.

Und als im dritten Jahre Franz des Weges kam, da fand er das tote Tal wieder völlig zum Leben erweckt! Es stand wieder in Herrlichkeit wie ein Blütengarten, auf den Gott, der alle Wesen liebt, mit Wohlgefallen herabsah.

Lorenzo aber warf sich zu Füßen des Heiligen, der nun Christi Wundmale trug. Und Franz legte die durchbohrten Hände auf das Haupt des Knienden und kündete ihm Gottes Verzeihung.

Und Lorenzo folgte als Jünger dem Poverello. Und nannte fortan die Blumen seine Schwestern und die Vöglein seine Brüder. Und jegliche Kreatur war ihm ein Gedanke Gottes, den Gott in Schönheit und Güte gedacht hatte.

3

Wie Adewyoki auf unsere Mission kam

Von Schw M. Thiabildis

Ungefähr 2½ Stunden von unserer Mission entfernt liegt der Missionsposten Marangu. Bevor wir nun diesen erreichen, überrascht uns ein herrlicher Wasserfall, der eigentlich die Grenze dieses Missionsgebietes bildet. Gerne macht der Wanderer hier halt, um sich an diesem herrlichen Naturschauspiel zu erfreuen

und die rastlosen Gewässer, die in der strahlenden Tropensonne glitzern, zu bewundern.

Marangu ist eine protestantische Missionsstation. Der katholische Missionar konnte in dieser Zeit weder Mittel noch Kräfte aufreiben, um diese paradiesische Gegend dem Heidentum zu entreißen. So war es den Andersgläubigen ein leichtes Spiel, dieses schöne Fleckchen Erde zu gewinnen und ohne viel Mühe ihre Religion zu verbreiten. Trotzdem kam es vor, daß einige Bewohner sich der wahren Religion anschlossen. In einem der schönen, stillen Bananenhaine wohnte eine kinderreiche heidnische Familie. Die Knaben gesellten sich zu den Protestanten, die Mädchen dagegen konnten sich nicht zu dieser Religion entschließen und blieben lieber Heiden. Nur eines derselben war anderer Gesinnung und kam in Berührung mit einigen Christen unserer Mission. Sie suchte nun Wege, um ihr Ziel zu erreichen. Es nahte die Zeit heran, daß die Eltern der Ndemynoki, so war der Name des Mädchens, sie zu einer heidnischen Ehe zwingen wollten. Sie verweigerte die Heirat und erklärte entschieden, nicht heidnisch bleiben zu wollen. Nun suchten ihre Brüder sie mit Gewalt von diesem Vorhaben abzubringen und sie zu bewegen, zum Protestantismus überzutreten.

Was tun? Sie entschloß sich zur Flucht. Beim Erwachen der Sonne entfloß sie aus dem elterlichen Hause, kam in die Steppe und irrte in dieser Wildnis umher, bis die Nacht ihre Fittiche über sie ausbreitete. Die Pfade waren verschwunden. Müde legte sie sich an eine Hecke und wollte lieber den Löwen oder Leoparden zum Opfer fallen, als einer falschen Religion. Doch Gottes Vaterauge und der Schutzengel wachte über das irrende Schäflein, daß es in der unheimlichen Stätte nicht in die Krallen der wilden Tiere falle. Am Horizont leuchtete Stern an Stern. Sie fiel in tiefen Schlaf, und als sie erwachte, stieg die Sonne auf im Osten. Ein herrlicher Sonnenaufgang erquickte die suchende Seele. Ohne lange zu säumen, machte sie sich auf den unsicheren Pfad, um dem Ziele näherzukommen. Aber wohin? Die Wege waren spurlos verschwunden und das hohe Steppengras verbarg die kleinen Fußwege. Endlich gewahrte sie in der Ferne einige Neger, welche in früher Morgenstunde Salz aus dem naheliegenden See holten. (In einem früheren Berichte erzählten wir bereits von diesem Salzsee, der sieben Stunden von der Mission entfernt liegt.)

Die Leute sahen das alleinstehende Mädchen in der Wildnis und fragten es angstvoll, wie es in die gefährliche Steppe kam. Ndemynoki erzählte ihr Leid und bat um Auskunft zur nächsten Missionsstation. Voll Mitleid und Rührung wurde ihr nun

ein Wegweiser angeboten, so daß sie in sicherer Obhut war. Doch damit war es noch nicht getan.

Im elterlichen Hause war ein Fragen und Sammeln nach der verschwundenen Tochter. Nach langem Forschen erfuhren die Angehörigen, daß sie auf der Missionsstation in Kilema sei. In Sturmeseile wollte man sie zurückholen. Doch war dieser Plan nicht so leicht auszuführen. Die Brüder kamen und suchten sie zu überreden. Mutig und tapfer widerstand sie allen Schmeicheleien. Unverrichteter Sache und schweren Herzens mußten die Brüder von dannen ziehen. Jetzt war es an den Eltern, ihre Kräfte einzusetzen. Aber auch sie konnten die Standhaftigkeit der Tochter nicht brechen.

Ndewyoki wurde bald der Liebling der Station. Sie wurde eine eifrige Schülerin und zeichnete sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit aus. Der Tag der heiligen Taufe war nicht mehr fern. Zwar wollte man sie noch zurückstellen, um sie noch näher zu prüfen. Aber hochw. Herr Superior konnte schließlich dem Bitten und Flehen des musterhaften Mädchens nicht widerstehen. Sie bekam den schönen Namen Scholastika und beteuerte fest, eine Christin sein und bleiben zu wollen. Sie war bald eine große Stütze im Hause durch die mütterliche Obföorge für die armen Waislein, die sie ihnen in vortrefflicher Weise gewährte. Nun rückte auch der Tag heran, an dem sie die erste heilige Kommunion empfangen sollte. Ihr Glück kannte keine Grenzen mehr. Sie trat dem Marienverein bei, und ihr ganzes Tun und Lassen war das eines echten Marienkindes.

Ihre Eltern ruhten jedoch nicht, um ihr Fallstricke zu legen. Aber Scholastika blieb ihrem Gelöbniß treu. Frei und offen erklärte sie ihren Eltern, daß sie in die Genossenschaft der eingeborenen Schwestern eintreten wolle. Die Angehörigen verdoppelten ihren Eifer, das Kind der Mission zu entreißen. Mit Gottes Hilfe kam sie trotz Sturm und Gefahren in den Hafen des einheimischen Noviziates. Durch viele Leiden war sie gereift. Am Tage der Einkleidung erhielt sie den Namen Sifter Klara. Aber ein neuer Schmerzensweg lag vor ihr. Nach wenigen Tagen wurde sie an das Krankenbett gefesselt. Mehr als ein halbes Jahr konnte sie nicht gehen und schon war man zu dem Entschluß gekommen, ihr das Bein abzunehmen. Auf die Fürsprache der kleinen Theresia genas sie auffallend. Sie ist nun voll und ganz geheilt und kann wieder ihren Pflichten nachkommen.

*

Auf dem königlichen Schiffe der göttlichen Liebe gibt es keine Sklaven; es sind lauter Freiwillige.

z



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante Engelberta

Ihr lieben, deutschen Kinder! Heute erzähle ich Euch etwas von den kleinen Dänen. Die katholischen Kinder haben eine große Kirchenfeier erlebt, etwas so Außerordentliches, wie sie es sich wohl nie geträumt hätten. Ihr wißt, wie erwartungsvoll Eure frommen Herzchen pochen am Tage vor Fronleichnam! Und Ihr dürft so oft das heilige Sakrament durch die Straßen und Gassen und Felder Eurer Heimat begleiten. Nicht so in Dänemark! Nur in Klostergärten oder höchstens um zwei, drei Straßenecken dürfen die Prozessionen ziehen. Und alles ist so bescheiden, so einfach. Doch in diesem Jahre fand in der Hauptstadt Dänemarks, in Kopenhagen, zum ersten Male ein nationaler, eucharistischer Kongreß statt. Zwei Kardinäle, viele Bischöfe, Äbte und viele Priester, darunter auch ein schwarzer Bischof, nahmen an der großen Feier teil.

Seine Eminenz Kardinal van Rossum, in seinem Purpurornat, hielt selbst einen festlichen Kindergottesdienst in der schönen Herz-Jesu-Kirche der hochwürdigen Jesuitenpatres. Schon früh am Morgen war eine ungewöhnliche Bewegung in den Straßen der Hauptstadt. Festlich gekleidete Kinder, mit strahlenden, erwartungsvollen Augen eilten zur Herz-Jesu-Kirche. Bald füllte die festlich gestimmte Kinderschar das herrlich geschmückte Gotteshaus. Kurz nach 9 Uhr zog Seine Eminenz in vollem Ornate, mit langer Schleppe, die von Priestern getragen wurde, in das Gotteshaus ein. Wie hielten sie alle den Atem an, voll Staunen und Bewunderung! Er war ja der Gesandte des Heiligen Vaters in Rom. Nun schritt er zum Altare, um die heiligen Gewänder anzulegen. Die staunenden Kinderaugen verfolgten die Zeremonien der heiligen Messe,



Eine Gruppe dänischer Kinder mit Schwester Alfonsa
beim Abschied aus der Schule.

die nun bald begann, während ihr Mund fromme Lieder in ihrer Muttersprache sang. Ergreifend war der Augenblick, als der greise Kirchenfürst, von mehreren Priestern umgeben, den lieben, kleinen Dänen den göttlichen Heiland in Brotsgestalt reichte. Welch eine Ehre und ein Glück für die 800 Kinder, die sich dem Tische des Herrn naheten. Solch ein Erlebnis werden sie wohl nie vergessen. Manche von Euch werden wohl sagen oder denken: „Einen Kardinal habe ich noch nie gesehen.“ Ja, hört, der hohe Kirchenfürst besuchte sogar die Kleinen, die sich nach der heiligen Messe in einem Saale versammelt hatten, um Schokolade zu trinken. Da könnt ihr Euch denken, daß ihre Freude und ihr Jubel kein Ende fand.

Zum Schluß möchte ich Euch noch sagen, daß diese dänischen Knaben und Mädchen still und aufmerksam waren, daß der liebe Gott und die vielen tausend Menschen, worunter auch noch viele ungläubige Zuschauer waren, ihre große Freude daran hatten.

Rätsel für Jung und Alt

Wieviel weiche Eier konnte der Riese Goliath essen, wenn er nüchtern war? (su!D)

Ich kenne ein Wort, das besteht aus sieben Buchstaben, nimm die letzten drei Buchstaben weg, dann hast du noch acht übrig. (bun!fR)

Warum hüpfst der Spatz über die Straße?
(W!ll er auf die andere Seite rill.)

Lustige Ede

Immer derselbe.

Schauspieler: „Sie kommen mir so bekannt vor. Haben wir nicht auf derselben Schulbank gefessen?“

Soufleur: „Ja, ganz richtig; damals mußte ich Ihnen auch immer zuflüstern.“

$2 \times 4 = 8.$

Johannes: „Entschuldigen Sie bitte, Herr Lehrer, ich konnte nicht finden, wo Heinrich VIII. im Geschichtsbuch stand.“

Lehrer: „Hast Du Deine Aufgaben nicht gelernt?“

Johannes: „Ja, doch, ich las anstatt diesen zweimal „Heinrich IV.“.

Ein Musikhaffer.

Frau (in Gesellschaft) zu ihrem Mann: „Aber, Joseph, warum sitzt Du den ganzen Abend am Klavier, Du kannst ja doch nicht spielen?“

Herr: „Nein, aber das kann auch kein anderer, solange ich hier sitze.“

Konzert im Heim.

Sänger: „Ich erlaube mir zuerst ein Schummerlied von Schubert zu singen. — Bitte, Berta, schließe die Türe zum Schlafzimmer, sonst wecke ich die Kinder!“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Emmerich Mk. 42,—, Euskirchen Mk. 21,—, Antonius, Helmern Mk. 21,—, Theresia, N. N. Mk. 21,—.

Für die Mission: Recklinghausen Mk. 3,—, Münchenreuth Mk. 7,50.

Almosen: Düsseldorf Mk. 2,—.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Gebetserhörnung

Tausendfachen Dank dem guten heiligen Vater Joseph für die glückliche Wiedererlangung des Augenlichtes!

Anfangs November glitt mir beim Wasserpumpen der eiserne Hebel aus der Hand und schlug mit der ganzen Gewalt auf das linke Auge, so daß die Brille in lauter kleine Scherben brach und drei kleine Splitter im Auge stecken blieben. Diese wurden wohl mittels einer Pinzette entfernt. Doch nach einigen Wochen kam die Entzündung auf das andere Auge, und die Sehkraft ließ von Tag zu Tag nach, so daß ich alles nur wie im Nebel schaute. Ich teilte das meinen Vorgesetzten mit, die mich sogleich zum Arzt schickten. Aber die zwei Doktoren trugen Bedenken, ob nicht das linke Auge herausgenommen werden müßte, um das rechte noch zu retten. Einstweilen machten sie eine kleine Operation. In dieser Not nahm ich meine Zuflucht zum heiligen Vater Joseph und versprach Veröffentlichung im Falle der Erhörnung. Die besorgten Ärzte und die guten Schwestern im Hospital taten ihr Bestes, und der heilige Joseph erhörte mich. Schwester M. Martina.

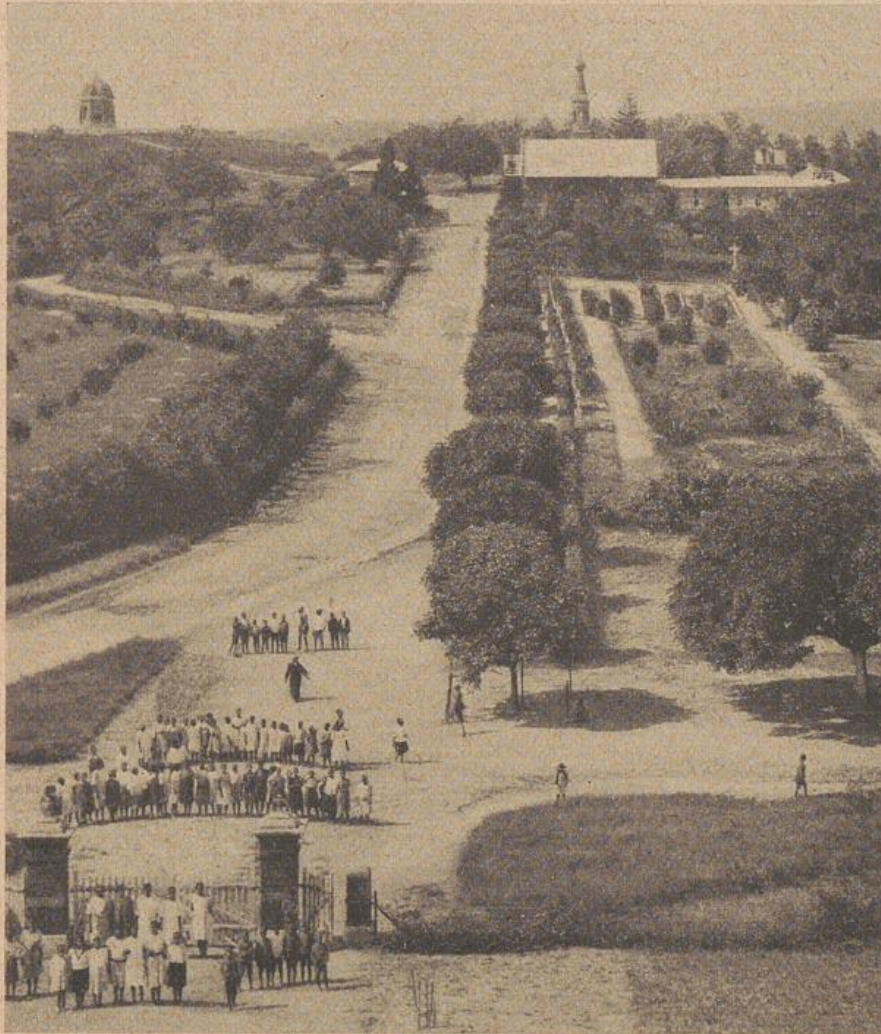
Dank der heiligen kleinen Theresia vom Kinde Jesu und dem seligen Bruder Konrad für Hilfe in einem Anliegen betreffs Erlangung der Gesundheit. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.

Schwester vom kostbaren Blut.

Caritasblüten

Nr. 11

1932



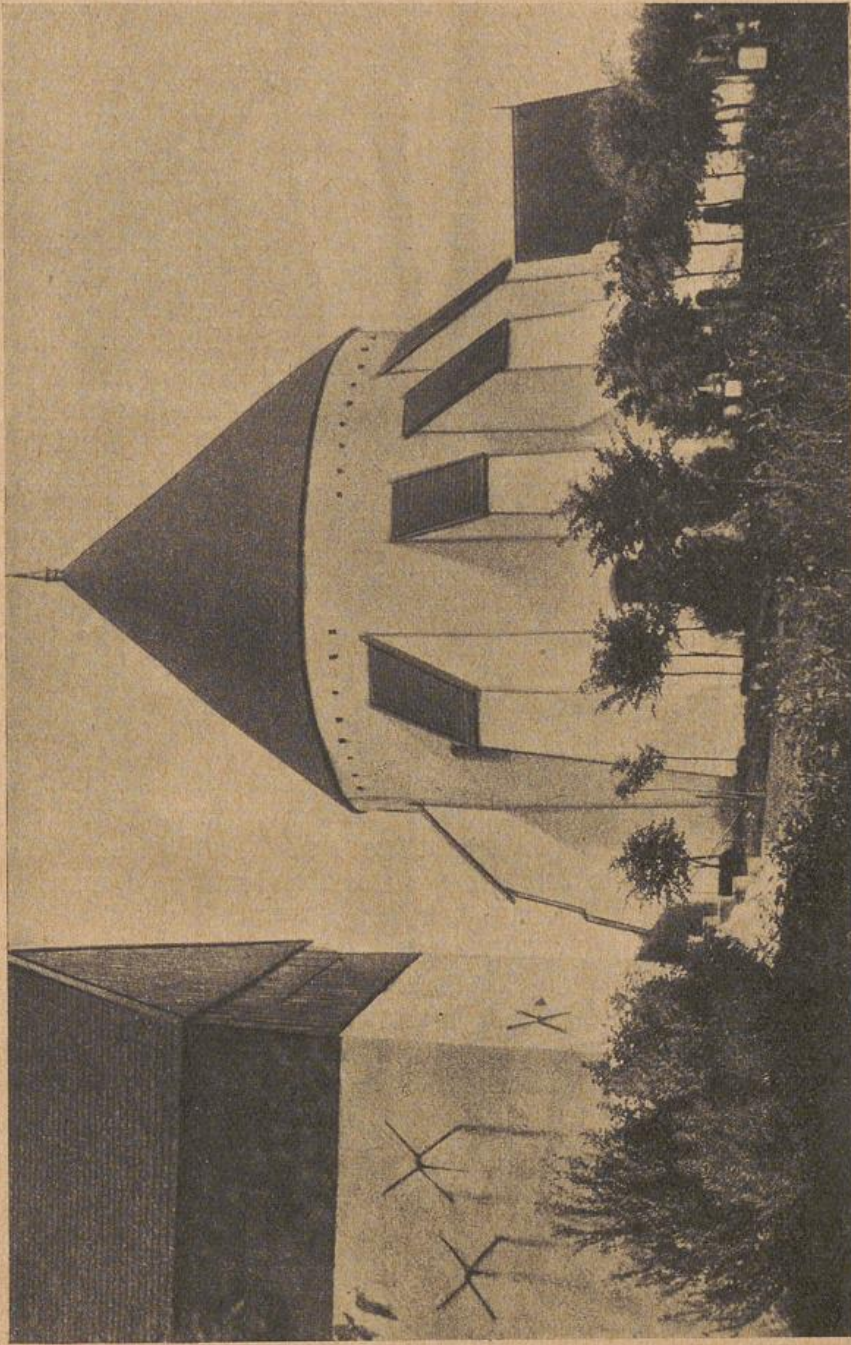
Schwestern-Friedhof in Mariannhill
Südafrika, Natal.

Die Rundkirchen auf der dänischen Insel Bornholm

Die schöne Insel Bornholm, die Perle der Ostsee, ist in den herrlichen Sommermonaten das Reiseziel vieler Touristen. Zu den Sehenswürdigkeiten dieses vielgepriesenen Eilandes gehören nicht an letzter Stelle die vier Rundkirchen, die von alten, vergangenen Zeiten zeugen. Betrachtet man sie an einem sonnigen Tage, wie sie so freundlich und still dastehen im weißen Kalkkleide, so muß man gestehen, daß der Bornholmer nicht ganz unrecht hat, wenn er sagt, „sie stehen da wie altmodische Bauernmädchen im Sonntagskleide“. Ihr anspruchsloses Äußere paßt so vortrefflich zu der bescheidenen aber freundlichen Umgebung. An herbstlichen Tagen, wenn von der Küste her die grauen Nebel ziehen und alles umschleiern, dann machen diese Gebäude einen schweigsamen, verschlossenen Eindruck auf den Beschauer; und wenn sich erst die Dunkelheit über die Insel ausbreitet, so scheinen die alten Mauern der Rundkirchen einen finster drohenden Charakter anzunehmen; sie beleben sich aber wieder und legen gleichsam ihre ernste Miene ab, sobald der gute Mond sein Silberlicht über sie scheinen läßt. Die Fledermäuse treiben unter den vorstehenden Dächern und in den Lücken ihr lustiges Spiel mit den Gespenstern, die sich am Tage verstecken. Zeigt aber die Morgensonne ihre ersten Strahlen, dann huscht alles weg, und nur die hohen Weidenbäume flüstern der alten Kirche einen frostigen „Guten Morgen“ zu. So denkt und spricht der Bornholmer über seine Rundkirchen.

Viele Sommergäste reisen heim, ohne daß diese merkwürdigen weißen Häuser mit ihrer schwarzen Kopfbedeckung einen besonderen Eindruck auf sie machten; andere dagegen fragen nach dem Ursprung, dem Zweck und dem Alter dieser sonderbaren Gebäude. Die Beantwortung dieser Fragen führt zu interessanten Beleuchtungen.

Unser Bild stellt die größte und schönste der vier Rundkirchen dar. Es ist die „Österlaas“- oder St.-Laurentius-Kirche, die auf einer Anhöhe an der Nordostseite der Insel liegt und den heimkehrenden Seefahrern ein froher Wink für ihre baldige Landung ist. Dieses Gotteshaus ist, wie alle übrigen drei, als Kirchenburg in doppelter Hinsicht erbaut. Vor allem sollte es für den Gottesdienst dienen, und darum hatte der eucharistische Heiland auch sein Zelt dort aufgeschlagen. In Kriegszeiten aber sollten die Rundkirchen zugleich eine Zufluchtsstätte für Frauen und Kinder sein; von ihr aus sollten die Männer ihr Land verteidigen. Zu diesem Zwecke waren in dem Arsenal, das sich über dem Gewölbe befindet, die Kriegsgeräte der Bauern,



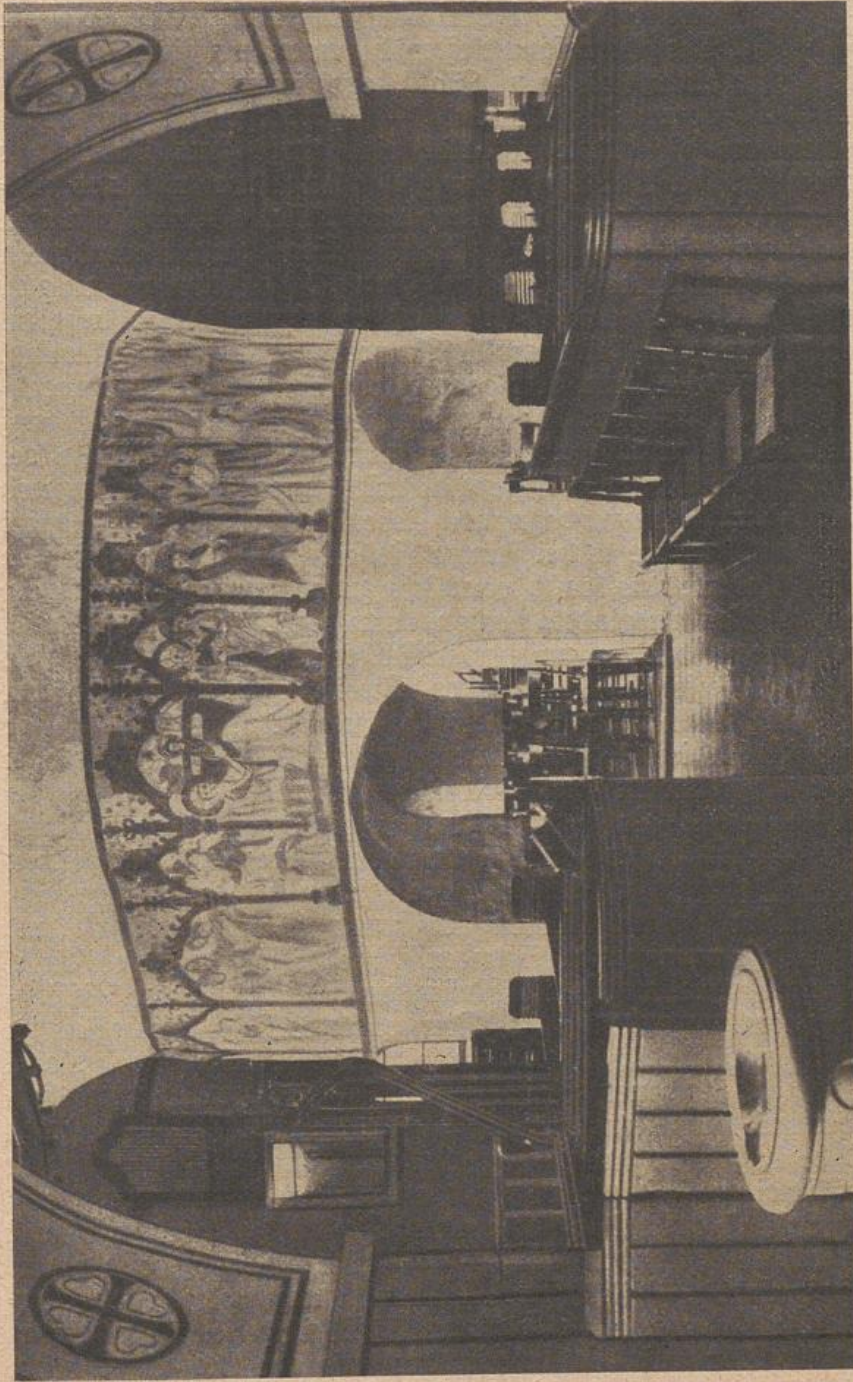
Rundkirche auf der Insel Boenholm. - Osterlaas oder St.-Laurentius-Kirche.

die Armbrüste, Bogen und Steinschlingen, aufbewahrt. Die schmalen Schießschachte unterhalb des Daches waren breit genug, um durch sie mit Steinkugeln auf den Feind zu schießen. Die Geschichte erzählt uns nicht, ob ein Gotteshaus jemals als Festung seine Probe bestanden hat.

Die Osterlaas-Kirche hat, wie das Bild zeigt, eine interessante Ausschmückung, die vielleicht Jahrhunderte mit Kalk verdeckt war. Bei der Restauration Ende des 19. Jahrhunderts entdeckte man die Kunstschätze aus alter katholischer Zeit: Fresko-Malereien, die unter den gotischen Bogen in verschiedenen Feldern das Leben Jesu und Mariä darstellen; der Engel Gabriel mit dem Schriftband in der Hand wendet sich hin zu Maria. Dann folgt die Darstellung im Tempel, der Besuch bei Elisabeth, die Geburt Christi. Das Bild des heiligen Joseph schließt sich an, der mit rotem Untergewand und weißem Mantel, den er über die Schulter geworfen, bekleidet ist. Das folgende Gemälde scheint auf den Kindermord in Bethlehem hinzudeuten; daran reihen sich drei Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu an. Am Fuße des Kreuzes stehen Maria und Johannes; bei der Abnahme Jesu vom Kreuze sieht man nur Christus auf der Erde liegend mit Blut bedeckt. Dann folgt der auferstandene Heiland, wie er mit der roten Siegesfahne aus dem Grabe ersteht, während die Soldaten mit Ringelpanzer bekleidet und mit Waffen in den Händen schlafen. Auf der andern Seite des Pfeilers ist von einem sehr beschädigten Bilde eine größere Zusammenstellung in verschiedenen Abteilungen zu sehen. In der Mitte thront Jesus auf einem Regenbogen als Richter der Welt, rechts und links stehen Sonne und Mond; aus Christi Mund geht ein zweischneidiges Schwert; zu seiner Rechten stehen die Erlösten, die ihn bewundernd anschauen; zur Linken ziehen die Verdammten in den Abgrund der Hölle.

Kunstkenner und Kunstfreunde haben versucht, das Alter der Kirche festzustellen; sie vermuten, daß sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut wurde, also in jener Zeit, wo noch katholisches Leben auf der Insel blühte. Gegenwärtig wimmelt es dort förmlich von Sekten. Die kleine Hafenstadt Rönne hat nicht weniger als 21 Bethäuser, welche von mehr als 40 Sekten besucht werden. Auf der Insel, die 45 000 Einwohner zählt, sind im ganzen mehr als 100 Sekten nach allen Richtungen zerstreut. Das kleine katholische Kirchlein zählt nur einige Katholiken, und es mögen wohl noch Jahrzehnte vorübergehen, bis die Kirchenbänke besetzt sind.

Möge der Herr der neuen Zeit den gottsuchenden Bornholmern nicht nur die alten Kunstschätze wieder zum Verständnis bringen, sondern neues Leben ausgießen durch die wahre Kirche, durch ihren Lehrmeister, der im allerheiligsten Sakramente gegenwärtig ist.



Innere der Laurentiuskirche.

Mein erstes afrikanisches Heim, das traute Theresien-Klösterchen bei Nairobi, mußte ich nun verlassen. Der Gehorsam rief mich woanders hin, und mit einem kräftigen „Fiat“ begab ich mich auf die Reise, vorerst bis Kilema. — Die Regenzeit war angebrochen, und sie führte natürlich eine große Ausdehnung der Reisezeit herbei. In Kiboscho mußte ich lange warten, bis es endlich dem Auto gelang, den Berg nach Kilema hinaufzufahren. Dort konnte ich ein paar glückliche Tage bei unserer guten Mutter Provinzial-Oberin und den Schwestern verbringen. Am Feste „Peter und Paul“ hieß es aber Abschied nehmen. Nun begann eine leidensvolle Autoreise. Schwester Nicolina, meine Reisebegleiterin, war ganz getrost eingestiegen voll jugendlicher Begeisterung und sagte triumphierend: „Wir sitzen ja ganz schön unter dem Dache.“ Ja, es war eine kleine Arche Noe. Unser Auto war so voll gepackt mit Kisten und Kästen und Säcken und Päckchen, dazu noch lebendes Geflügel und dabei hustete und pustete es bei seinem Reiseantritt. Der andauernde Regen hinderte uns, rasch vorwärts zu kommen; es mußte ein paarmal alles umgeladen werden, dann platzte wieder ein Band. Der Wagen war ja nach menschlicher Berechnung für diese nassen, schlüpfrigen Wege ohne Zweifel zu schwer geladen. Die göttliche Vorsehung jedoch wachte über uns und schickte uns einen Indier, der nach Arusha fuhr und in seiner Güte den Pater Missionar und uns zwei Schwestern und noch etwas Gepäck zu sich in sein Auto nahm. Gegen 6¼ Uhr abends verließen wir Moshi; es wurde schon dunkel, und mir bangte etwas vor der nächtlichen Wüstenfahrt. Aber wieder dachte ich: „Boran, in Gottes Namen und unter Mariens Schutz und Schirm.“ Lange, bange Stunden fuhren wir durch die Wüste, bergauf, bergab, zwischen Gestrüpp und Gras, wo der Wüstenkönig seine Behausung hat. Man wagte es kaum, seitwärts zu schauen vor Angst, es könnte ein Löwe auftauchen. Dabei schauten die goldenen Sternlein wie Engelsaugen auf uns hernieder und funkelten und blitzten, als wollten sie uns leuchten und beschützen in dunkler, gefährvoller Nacht. Nach ungefähr zweistündiger Fahrt kamen wir an die Stelle, wo meine leibliche Schwester Ancilla vor einigen Jahren die Begegnung mit dem Löwen hatte, den Bruder Viktorian erschöpfte. Es berührte mich eigenartig. Glücklicherweise konnte man kein Löwenauge erspähen, und wir waren froh darum. Nach einiger Zeit aber fanden wir ein Tier, auf dem Wege, das wie ein Leopard ausfah. Unser Fuhrmann sagte schon: „Jui, Jui“, d. h. Leopard. Erst als das grelle Licht des Autos näherkam, sprang es auf und huschte ins Gebüsch.

„Über Nattern und Basilisken werdet ihr schreiten und zertreten Löwen und Drachen!“

Wieder ging es eine Strecke weiter, da blieb unser Auto plötzlich stehen. Ganz gelassen sagte der sorglose Indier: „Wir haben kein Benzin mehr!“ Wohl oder übel mußten wir einfach haltmachen und warten, bis der Boy in Arusha Benzin geholt hatte. Wir wären lieber den Weg zu Fuß gegangen, aber der wilden Tiere halber war es nicht ratsam. So gelangten wir glücklich nachts 12 Uhr in Arusha an. Wir waren sehr ruhebedürftig und wollten uns noch für die bevorstehende lange Reise stärken. Der hochwürdige Pater Uymann bot uns ein Frühstück an, und dann wurde die Reise wieder fortgesetzt. Im Grase tauchten viele kleine und gelbe Blümlein auf wie leuchtende Kerzlein in der Wildnis, die ihren Schöpfer preisen. Viele wilde Tiere: Straußen, Zebras, Antilopen, Wasserböcke und Gnu-Ochsen sahen wir als herrliche Wunder der Schöpfung. Die Sonne kam vom Osten herauf und vergoldete die wilde Steppe; immer heißer senkten sich ihre Strahlen auf unsere kleine Arche.

Endlich, ungefähr 2 Uhr nachmittags, konnten wir haltmachen, um einen kleinen Mittags-Imbiß zu nehmen. Unter einem wilden schattigen Schirmbaum ließen wir uns nieder; der schwarze Boy suchte drei Steine und machte Feuer, während ich Tee und Butterbrote bereitete. Leiblich gestärkt krochen wir wieder in unser Auto und setzten die Reise fort durch die weite Steppe. Plötzlich ein Knall; unser Auto stand still. Es war wieder ein Reifen geplatzt durch die vielen Steine und vielleicht auch infolge der Hitze. Also wieder unerwünschter langer Aufenthalt. Nach dieser unfreiwilligen Pause ging es wieder weiter. Und nun erschien ein herrliches Palmenwäldchen, eine paradiesische Landschaft. Wir vermuteten eine frisch sprudelnde Quelle, eine liebliche Oase in der Wüste. Schlanke Giraffen streckten ihre langen Hälse nach der Palmenfrucht. Bald entdeckten wir auch ein Negerdorf und vermuteten, daß bald die Missionsstation Mbukwe kommen werde; aber bevor wir sie erreichten, sollten uns noch Hindernisse in den Weg kommen. Es war alles voll von dickem Sand, dazu hatten wir uns noch verfahren und saßen auf einmal fest. Immer tiefer sank das Auto, und mühsam mußten die Räder ausgegraben werden. Erst nach einer Stunde standen wir wieder auf festem Boden. Zum Glück fanden wir noch den rechten Weg und trafen auch den Pater Missionar, welcher von einer andern Mission am Sonntag nach Mbukwe kommt, um den Gottesdienst zu halten, sonst hätten wir wohl vor verschlossenen Türen gestanden. Ich fühlte mich seekrank von all dem Stoßen, Rütteln und Schütteln, machte mich aber doch auf, in die Küche zu gehen, wenn man die Hütte so nennen kann,

und bereitete für uns alle das Abendbrot; Schwester Nicolina sorgte für die Nachtlager, und dann gingen wir erschöpft zur Ruhe. Hier sind die unheimlichen Tsetse-Fliegen sehr vertreten, und wir hatten genug zu tun, sie abzuwehren. Glücklicherweise waren Türen, Fenster und Veranda mit Mosquito-Draht versehen, sonst wären wir dem Tsetse-Fieber nicht entwichen.

Es war Sonntagmorgen, wir konnten der heiligen Messe beiwohnen, und nach dem Frühstück hieß es wieder weiter. Aber dieser Sonntag sollte noch verhängnisvoll werden. Wir zwei Schwestern fuhren mit dem Auto, das von der Missionsstation Ufiomi, unserer neuen Heimat, gekommen war, während die Herren mit dem Last-Auto fuhren. Plötzlich platzte wieder ein Reifen; also neuerdings wieder Aufenthalt in glühender Sonnenhitze. Kleine Affen sprangen schreiend über den Weg, als wollten sie uns auslachen. Da wollte uns der Mut bald sinken. Wir sahen schon längst die Berge von Ufiomi, aber, ach, Hindernis auf Hindernis folgte. Wir sollten nicht die Freude haben, vor dem Abend hinzukommen. Wir mußten einen steilen, hohen Berg hinauf; die Wege waren ausgewaschen vom Regen, so daß es dem Auto kaum möglich war, hinaufzukommen; ein Ruck, und das Auto blieb zurück, im Handumdrehen wäre es gestürzt. Mit großer Mühe gelang es noch, dasselbe zum Stehen zu bringen. Nun wurde die Fahrt wieder ein zweites Mal versucht, aber es ging wieder zurück. Ich rief: „Lieber Jesus, hilf uns doch!“ Schwester Nicolina zog ihr Weihwasserfläschchen aus der Tasche und besprengte die Gegend. Noch einmal wurde angezogen, und nun, Gott sei Dank, ging es langsam den Berg hinan. Dann ging es wieder den steilen Berg hinunter durch einen Fluß. Aber nun blieb das Auto im Sand und Wasser stecken; die Bremse versagte, und wir rannten mit unserm Auto in einen großen Steinhaufen. Sogleich stiegen wir aus, eine war bleicher wie die andere, und nun hieß es, zu Fuß gehen; es war noch eine gute Stunde. War es nicht, als wollte der böse Feind uns hindern, dieses Land zu betreten?

Schon vor Jahren waren für Ufiomi Missionschwestern bestimmt gewesen, das Häuschen dafür gebaut und gerichtet, da kam der böse Krieg, die Schwestern wurden ausgewiesen, ehe sie noch davon Besitz nehmen konnten. Der seeleneifrige Missionar, der diese Mission anfang, mußte fort. —

Aber nun wieder zu unserer Reise.

Also gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir an. Der gute Bruder Imbert hatte uns schnell Kaffee bereitet, welcher unsere Lebenskräfte wieder auffrischte. Dann besuchten wir im armen Missionskirchlein den lieben Heiland und dankten ihm herzlich für seinen sichtbaren Schutz.

In unserm Schwesternhäuschen begegneten wir sofort der heiligen Armut: drei leere Bettstellen, das war alles, was wir

vorhanden. Schnell brachte der gute Bruder zwei Strohhäcke herbei; auf die Decken mußten wir warten, bis unser Gepäck ankam; dann brachte er noch zwei Kopfkissen und legte die Schlüssel des Hauses darauf und sagte: „Ich überreiche Ihnen hiermit feierlich die Schlüssel.“ Wir mußten unwillkürlich lachen.

Das Lastauto mußte die ganze Nacht in der Wildnis stehen bleiben; die notwendigsten Sachen mußte ein Neger herbeiholen. Gegen 7 Uhr abends kamen dann auch die Herren an. Am Dienstag traf auch der hochwürdige Pater Krieger, Superior von Ufioni, mit den rückständigen Sachen von Urusha ein, und endlich hatten wir alles glücklich beisammen. Diese Reise werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Jetzt sind wir in unserm neuen Heim; möge es ein heiliges Häuschen von Nazareth werden. Es ist freilich ein großer Unterschied zwischen ihm und dem Klösterchen, das ich in Nairobi verlassen habe. Welch eine Wildnis hier. An Opfern fehlt es nicht, aber um Seelen zu gewinnen, wollen wir sie gerne bringen.

Die Frauen stehen hier noch auf sehr niedriger Stufe und sind ganz scheu. Schwester Nicolina ist aber ganz begeistert und vom jugendlichen Missionseifer beseelt, und darüber freue ich mich. Wir wollen uns nicht fürchten. Die Station ist ja der lieben Mutter Gottes geweiht, und der letzte Scheidegruß der alten Afrikatante, Schwester Engelberta, möge in Erfüllung gehen:

„Maria, segne unser Haus,
Mach einen Schutz und Schirm daraus!“



Aberglaube und Gebräuche unserer Eingeborenen

Aberglauben

Von Schw. M. Georgis

Wie bei jedem Volk, so finden wir auch bei den Eingeborenen zahlreiche alte Gebräuche und starren Aberglauben. Sicher sind auch bei unserm Volke gewisse Gebräuche üblich und findet sich ein gewisses Maß von Aberglauben vor, aber dieser Aberglaube übt keinen Einfluß auf das Leben der großen Masse aus. Wir sagen schon einmal, wenn eine Kaze über unsern Weg läuft, „das bedeutet Unglück“. Jedoch hindert dieses Vorkommnis uns nicht, unseren Weg fortzusetzen, sogar ohne das geringste Unglück zu treffen. Wir sagen: „Scherben bedeuten Glück“; jedoch wir glauben nicht im geringsten daran. Unser Aberglaube ist nur eine Überlieferung, die noch in Worten fortlebt.

Ganz anders verhält es sich bei unsern Eingeborenen; in ihnen steckt der Aberglaube noch sehr tief.

Vor etwa 50 Jahren baute George Grey ein Krankenhaus in King Williamstown, um die Eingeborenen vom Aberglauben und Wunderdoktor abzubringen. Doch noch kürzlich hörte ich Schwarze sagen: „O, wäre ich doch mit meinem gebrochenen Arm sogleich zum Wunderdoktor gegangen! Mit einer einfachen Medizin, die er über meinen Arm geschüttet hätte, wäre dieser bald gänzlich geheilt gewesen. Ich hätte dann nicht soviel Schmerzen aushalten müssen und hätte viel Geld für den Doktor gespart. Nach längerer Behandlung bei dem Arzt war mein Arm noch nicht geheilt. Dann ging ich zum Wunderdoktor, und seine Medizin stellte meinen Arm wieder her.“

Dieses ist die Meinung unserer Eingeborenen. Menschen und Tiere, die irgendein Glied gebrochen haben, werden zum Wunderdoktor oder Zauberer gebracht, der eine Medizin auf das gebrochene Glied schüttet. Das Glied heilt dann vollständig im Laufe einiger Wochen.

Mit Hilfe der Medicinen des Zauberers können Häuser vor Geistern geschützt werden; Menschen werden damit behert, besonders Feinde und Liebende. Auch werden Medicinen angewandt, um Pferde bei einem Wettrennen zum Gewinn zu bringen. Die Nacht vor dem Rennen gehen die Leute hinaus und schütten Medicinen an eine gewisse Stelle der Rennbahn des Gegners. Am nächsten Morgen werden die Pferde das Rennen beginnen, aber sie werden nicht über die Stelle kommen können, wo die Medizin ausgeschüttet wurde.

Der Zauberer ist eine wichtige Person, um abhanden gekommene Sachen oder Tiere wiederzufinden. Kann zum Beispiel ein Pferd oder ein Ochse nach langem Suchen nicht wiedergefunden werden, so gehen die Eingeborenen zu einem Zauberer. Der wirft dann seine Knochen und Knöchelchen, und von der Art und Weise ihres Fallens sagt er, wo das Tier zu finden und ob es noch am Leben ist.

Ein Ereignis wurde mir erzählt, das sich erst ganz kürzlich zugetragen hat.

Einem Eingeborenen kamen vor 1½ Jahren zwei Pferde abhanden. Nun ging der Junge zu einem Zauberer, der dann seine Künste ausführte. Der Bescheid war: „Gehe zu diesem und jenem Platz; dort wirst Du beide Pferde wiederfinden. Ich kann jedoch nicht deutlich sehen, ob beide noch am Leben sind.“

Der Junge ging hin, fand ein lebendes und ein totes Pferd. Dieses hat sich erst vor einem Vierteljahr zugetragen.

Im Basutoland soll ein gewisser Berg Shaba Bosigo durch Medicinen gegen Angriffe eines Feindes gesichert sein. Wenn dieser Berg in der Nacht erklommen würde, wäre nichts zu sehen als eine ausgedehnte Wasserfläche.

Ein anderer Aberglaube besteht darin, daß Mädchen keine Knochen abnagen dürfen, sonst würden sie später unordentlich;

sie dürfen kein Hühnerfleisch und keine Eier essen, da dies zur Unhöflichkeit führen würde. Auch dürfen sie nichts vom Innern der Tiere essen. Sind zwei Früchte zusammengewachsen, so vermeidet jedes eingeborene Mädchen ängstlich, eine solche Frucht zu genießen, wie groß auch ihr Verlangen sein mag, denn dies würde das größte Unglück für sie bedeuten; sie könnte nie Mutter werden.

Wie groß dieses Opfer manchmal sein muß, läßt sich daraus schließen, daß, wenn die Eingeborenen etwas Eßbares sehen, ihre erste Frage immer ist: „Dürfen wir das essen?“

Ein Unglück würde es bedeuten, wenn das Haus am Abend gefegt und der Schmutz weggebracht würde. Trägt jemand sein Kleid auf der linken Seite, so bedeutet das gleichfalls ein Unglück, es sei denn, daß er noch vor 12 Uhr mittags sein Kleid auf die rechte Seite kehrt. In einer gewissen Stadt ist es unmöglich, abends nach 6 Uhr Salz zu verkaufen, da auch dieses zum Unglück führen würde.

Wenn jemand Musik lernen wollte, mußte er, mit einem Musikinstrument versehen, sich in einer lichten Mondnacht an eine Straßenkreuzung begeben, dort mußte er warten, bis die Geister kamen, um ihn zu unterrichten.

Die Eingeborenen glauben, daß Donner durch Diebe verursacht werde; wenn diese ausspeien, beginnt es zu donnern. Sie versichern einander, daß die Sünden des Diebes den Donner herbeiziehen. In Verbindung mit Gewittern gibt es hier sehr schädliche Hagelwetter, die alles vernichten. Nun glauben sie, auch diese Hagelfälle durch Medizinen von den Feldern abhalten zu können.

Es ist nicht sehr leicht, über Aberglauben etwas zu erfahren, da meistens alles geheimgehalten wird. (Schluß folgt.)



Edelmut eines Arbeiters

Nach dreiwöchiger, schmerzlicher Krankheit starb der Arbeiter Franz German. Vor seinem Tode bat er einen ihn besuchenden Freund, seine kleine Habe, so bald er gestorben sei, zu verkaufen und den Erlös seiner hochbetagten Mutter, die fern von ihm wohnte, und regelmäßig von ihm Unterstützung erhielt, senden zu wollen. Zugleich klagte der Sterbende unter Tränen, daß seine alte Mutter nach seinem Tode große Not leiden würde, da er ihr nichts mehr senden könne. Sein Kamerad tröstete ihn damit, daß er und andere Arbeiter die alte Frau unterstützen wollten; und Franz starb ruhig und ergeben.

Viele Arbeiter, es waren Mechaniker, sparten jetzt zusammen, um das gegebene Versprechen zu halten. Sie legten jeden

Monat soviel zusammen, wie Franz seiner Mutter zu senden pflegte, und ein feines Zartgefühl, das den Arbeitern alle Ehre machte, veranlaßte sie dazu, die alte Frau in dem Glauben zu lassen, das Geld komme von ihrem Sohne, weil sie glaubten, die Nachricht von dem Tode desselben möchte die gute Frau zu sehr betrüben. So haben sie das Liebeswerk im stillen fortgesetzt, und erst beim Tode der alten Frau ist die Kunde davon in die Öffentlichkeit gedrungen.

Welch' eine edle Gesinnung unter dem Arbeiterkleide!

B

Ein edler Wohltäter aus Aachen hat sich entschlossen, die Kosten der Ausbildung einer armen Missionschülerin zu übernehmen und sandte bereits 100 Mark dafür ein. — Die Mission liegt dem Heiligen Vater so sehr am Herzen. Wer sich am großen Missionswerk beteiligt, erntet Segen für sich und seine Familie. Der wahre Missionseifer bringt ohne Zweifel auch Hilfe für unser bedrängtes Vaterland, denn nur Gebet und Opfergeist können die Barmherzigkeit Gottes herabziehen. Es gibt sicher noch opferfreudige Katholiken, die imstande sind, an einer armen Missionschülerin, die von Gott in den Weinberg unter den Heidenvölkern berufen ist, ihr Ziel aber aus finanziellen Gründen nicht erreichen kann,

Patenstelle zu vertreten

und ihr durch den monatlichen Beitrag von 30 Mark zu verhelfen, Missionarin zu werden. Ihre Opfer und Gebete im fernen Heidenland sind für den edlen Spender oder die edle Spenderin eine reiche Bürgschaft bei der himmlischen Verwaltung. Und soll die Rettung der Seelen, an welcher das Patenkind als Missionschwester arbeitet, nicht auch dem Paten oder der Patin zugeschrieben werden? Ohne Zweifel, denn das entspricht der Gerechtigkeit Gottes, die sich übrigens nie an Großmut übertreffen läßt.



Der am 30. August 1932 verstorbene Kardinal von Rossum, Præfekt der Propaganda, trug beim skandinavischen eucharistischen Kongreß in Kopenhagen bei der Schlußprozession das Allerheiligste, am 21. August 1932.



F ü r d i e K i n d e r

Die Martini-Gans

Von Tante M. Engelberta

Da stehe ich auf der Veranda unseres Schwesternhauses in Kilema, mitten unter den blühenden Topfblumen und Ziergräsern und schaue hinab auf den Geflügelhof. Die Stalltüren wurden soeben geöffnet, und es fliegt, flattert und rennt und kreischt in allen Tonarten aus dem Stalle ins Freie hinaus. Weiße Täubchen schwingen sich wohlgemut in der frischen Morgenluft und einige setzen sich auf unser Dach, sogar auf das Verandagitter, liebäugelnd mit den goldenen Sonnenstrahlen. Hühner gackern, und der bunte Haushahn kräht auf dem Düngerhaufen ein Kikeriki nach dem andern.

Jetzt wackeln auch die Gänse, eine hinter der andern, geführt vom Gänserich, mit stolz erhobenen Hälsen dem Wasser zu. Allen aber voran sehe ich unsere dicke, pechschwarze Martha, ein 15jähriges Negermädchen, tanzend, die Mundharmonika im Munde, wie toll ins Freie springen.

Wie leicht sagt man: „Dumme Gans“; und doch ist die Gans kein so dummes Tier. Aus ihren Gänsekielen ist doch unendlich viel Weisheit geflossen, ehe man die Schreibfeder von Stahl kannte, womit Ihr, liebe Kinder, Eure Schulaufgaben schreibt. Im Altertum soll es viele kluge Gänse gegeben haben; auch der Philosoph Lacynus hatte ein solch treues und kluges Schoß-Gänschen.

Von einem Amerikaner habe ich gehört, daß sich vor einigen Jahren erst gut dressierte Gänse in einem Zirkus produzierten und allabendlich stürmischen Beifall ernteten; sie waren eine Zeitlang die „Prima-Donnas“ aller Viehkünstler.

Unsere dicke tänzelnde Martha, die nicht so ganz klug ist, wird oft scherzweise „Dumme Gans“ genannt. Ich aber denke heute an die „Martini-Gans“.

Es ist ein uralter Brauch, zu Martini eine gebratene Gans auf den Tisch zu bringen. Wißt Ihr, liebe Kinder, woher der uralte Brauch und die Bezeichnung „Martini-Gans“ kommt? Das kann ich Euch sagen. Die alten Chronisten melden fol-



Klein-Theresia von Unterleinach

sendet auch ihre herzlichsten Grüße an die lieben Tanten in Afrika und besonders auch an die kleinen, schwarzen Kinder in Kombo. Ihr Haserl ist auch dabei. „Wenn ich groß bin, will ich Caritasblüten herumtragen,“ sagt sie.

gendes: Der heilige Martin ist um das Jahr 316 in Sabaria in Pannonien (Ungarn) geboren. Seine Eltern waren Heiden und bestimmten den Sohn für den Kriegsdienst. Martin aber wurde Christ und war selbst als Krieger damaliger Zeit ein Muster christlicher Tugend. Weil ihm aber der Stand nicht behagte, so verließ er den Dienst und ging zum Bischof Hilarius in Poitiers in Gallien, das ist das heutige Frankreich. Durch seinen Fleiß und seine Frömmigkeit war er bald dessen Liebling, so-

wie der Klosterbrüder und der Einwohner, die ihn nach dem Tode des Bischofs von Tours zum Bischof erkoren hatten. Martin war jedoch zu bescheiden, eine so hohe Würde anzunehmen und floh in die Einöde, wo er nach jahrelangem Suchen durch seine „schnatternden Gänse“ verraten und endlich wiedergefunden und im Triumph nach Tours gebracht wurde im Jahre 375.

Ich hatte zwei schöne Kupferstiche, Bilder des heiligen Martin; das eine, als Soldat auf weißem Schimmel sitzend, wie er seinen Mantel durchschneidet und die Hälfte desselben einem frierenden Bettler verabreicht. Der zweite uralte Kupferstich stellt den heiligen Martin als Bischof dar, neben sich eine schneeweiße, dicke Gans. Das wollte mir so gar nicht gefallen — ein Bischof — neben sich eine dumme Gans! — Damals wußte ich die Bedeutung derselben noch nicht, und da bei uns, in meiner schönen Heimatstadt Wien, der Ausdruck „Dummes Ganserl“, zwar etwas zart, gemüthlich ausgesprochen, gang und gäbe ist, so wollte mir die Gans nicht gut gefallen.

Was hat der heilige Martin mit der Gans zu tun, und warum gibt es noch dazu die Martini-Gans als besonderen Festschmaus zu Martini? — Das hat eben auch seine Ursache. Der heilige Martin mußte, also endlich aufgefunden, aus seiner Einöde heraus und das Bischofsamt annehmen. Er waltete seines Amtes bis ins hohe Alter und starb am 11. November im Jahre 400. Vor seinem Tode bestimmte er, daß die Leidtragenden am Abend mit Gänsebraten bewirtet werden sollten. Das Massenschlachten so vieler Gänse sollte seine Rache an diesen seinen einstigen Verrätern sein. — Wahrlich, ein genialer Gedanke; sein Begräbnis wird wohl lange, lange im Gedächtnis geblieben sein, so meine ich wenigstens.

Von dieser Zeit an wurden an diesem Tage im ganzen Bischofsbezirk „gebratene Gänse“ verspeist, und wie ich in seiner Chronik lese, führte Papst Martin I, im Jahre 650 auch in Rom das Martinsfest ein; natürlich fehlte, wo es immer nur möglich war, der fette Martini-Gänsebraten nicht. Das Läuten nannte man das „Gänse-Läuten“.

Na, wenn man so etwas überdenkt, kommt allmählich in der Betrachtung über die Gans ein besseres Urtheil über die Trägerin dieses Namens. Zudem ist ja schon aus der Geschichte bekannt, daß die schnatternden Gänse das Kapitol von Rom vor dem Feinde retteten. Und die alten Germanen opferten diese schönen, fetten Tiere ihrem Gott Wodan; später aber, als sie gescheiter wurden, aßen sie die gebratenen Gänse lieber selbst am Erntefest. Die Gans galt auch als Symbol der Wachsamkeit. Das stimmt. Denn alle Stunden, selbst in der Nacht, machen sie im Stalle ihr Geschnatter, daß man es, als ich in Uru war, oft als eine Störung empfand. Aber es war doch auch

gut; denn einmal wollte ein Dieb in den alten, wackeligen Hühnerstall einbrechen, und es waren auch die fünf Gänse darin, welche den Dieb schnell verscheuchten. — Waren das nicht brave Ganserl?

In unsern deutschen Sprichwörtern werden die Schnatterer nicht als ehrenvoll angesehen; auch heißt's im Volksmund: „Gänse heißen nur die Dummen!“ Und doch ist es nicht wahr. Wenn ich mir jetzt eben das Tun und Treiben unserer Gänse hier betrachte, muß ich sie, — ob ich will oder nicht, — für



Die kleine Christa Born als Erstkommunikantin,
eine eifrige Förderin der Caritasblüten.

klug halten. Wie schön und selbstbewußt sie schwimmen; wie zierlich puzt sich da eine gar ihre Federchen; wie stolz und unnahbar steht der große herrlich gefiederte Gänserich an dem Ufer und schaut fast verächtlich auf die Hühnerschar, die da im Sand herumsharrt und -krakt. Eine braune, armselige Henne pickt da in seiner unmittelbaren Nähe herum, ihm hie und da einen freundlichen Blick aus ihrem glänzenden schwarzen Perläugelchen zuwerfend. Er aber, der stattliche Gänserich, streift sie nur mit einem Blick stolzer Verachtung, öffnet den roten Schnabel und schnattert und schnattert. Ganz erschrocken ist die arme Henne weggelaufen.

Unsere dicke, pechschwarze Martha aber, die so oft das dumme Gänselein genannt wird, tanzt und hüpfst immer noch wie toll herum, weiß nicht, was ihr in den Kopf gestiegen ist; sie ist eben, gelind gesagt, „wieder einmal nicht ganz gescheit vor lauter Freud!“

Nun glaube ich genug getan zu haben, und die Ehre der Gänse ist wiederhergestellt. Zum Schluß darf ich nicht vergessen, daß die lieben Gänse sogar einen prophetischen Geist haben; denn einer alten Bauernregel zufolge weisagen ihre Gebeine, nämlich: zeigt der Brustknochen um Martini eine braune Farbe, so gibt's einen milden Winter; ist er aber weiß, so deutet das auf viel Schnee und Eis!

Anmerkung: Nun muß ich aber noch bemerken, daß unsere Gänse hier nicht auf den Schwesterntisch kommen, sondern an die Europäer in Moshi verkauft werden; da bekommen wir für eine fette Gans einen kleinen Ballen groben Stoff zur Bekleidung unserer lieben kleinen Waislein. Also sind die lieben, dummen Gänse eine nützliche Einnahmequelle; zudem war das erste Gänsepaar das Geschenk einer wohlthätigen, reichen Farmersfrau.

3

Gebetserhörungen

Der lieben Mutter Gottes von Lourdes und der heiligen Philomena Dank für Erhörung in verschiedenen Anliegen. Mettlach.

Der heiligen kleinen Theresia vom Kinde Jesu und dem seligen Bruder Konrad herzlichsten Dank für Genesung in schwerer Krankheit. Eine Missionschwester.

4

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Pachten, 21 Mk., Maria; Rheinbrohl, 21 Mk., Joseph Maria; Heiligenstadt, 21 Mk., Maria Regina Gorgonis; Essen-Harzopf, 21 Mk., Karl Wilhelm; Gelsenkirchen, 21 Mk., Philipp; Kandrzin, 21 Mk., Helene; Paderborn, 21 Mk., Joseph; N. N., 21 Mk., Franz v. Assisi; Diefflen, 130 Fr., Margareta; Roden, 126 Fr., Augustinus; N. N., 21 Mk., Aloisia; Roden, 126 Fr., Anna Maria; Paderborn, 21 Mk., Theresia; N. N., 21 Mk., Maria; Neidingen, 178 Fr., Klara Elisabeth.

Zur Heranbildung einheimischer Priester. Neidingen 1000 Frs.

Patengeschenk für ein Heidenkind. Versbach 10 Mk.

Für die armen Heidenkinder. Peiskretscham, gesammelt von den Mädchen der Volksschule, 10,81 Mk., St. Bith, zu Ehren des heiligen Antonius in gewissen Anliegen, 55 Frs.; Neidingen, Armenbrot, gesammelt von mehreren Wohlthätern, zu Ehren des heiligen Antonius und zum Troste der armen Seelen, 92 Frs.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer Mädchen zu Missionslehrerinnen. Neidingen, zu Ehren der heiligen Familie in besonderem Anliegen, 250 Frs. Für eine Patenstelle an einem solchen Kinde gingen aus Aachen ein 100 Mk.

Gott vergelt's!

(Nach einer schönen Sage.)

In X zu einem Metzger in die Halle trat
Ein armes Mütterchen, das flehend bat,
Ein Stückchen Fleisch zu geben ihr um Gottes willen.
Der Mann, nun nicht geneigt, die Bitte zu erfüllen,
Sagt wohl im Scherze nur: „Habt Ihr kein Geld?
Wer hier nicht zahlt, auch keine War' erhält.“ —
Die Arme spricht: „Was ich Euch biet', hat großen Wert.
— Zwar nur für jenen, der es schätzt und ehrt.
Ich geb' ein Gott vergelt's! mit frommem Sinn.“
„Nun gut,“ sagt jener drauf, „ich nehm es hin,
Und geb so viel, als Euer Sprüchlein schwer,
Ein gutes Pfund und noch ein paar Lot mehr.“
Und flugs auf einem Zettel stand
Das Sprüchlein „Gott vergelt's!“ — und aus der Hand
Es in die eine Schale an der Wage flog, —
Der Metzger, der zum Spotte schon die Lippe zog,
Warf einen Brocken Fleisch der andern Schale zu,
Und sprach: „Nun achtet gut, ob ich Euch Unrecht tu!“
Die Frau nun auf das Treiben wundernd schaut,
Und kaum noch ihren alten Augen traut,
Als nicht das Fleisch das leichte Blättchen zieht,
Obschon der Metzger sich umsonst bemüht,
An seiner Wage irgend was zu finden,
Das ihm den felt'nen Vorgang möcht begründen.
Doch um die Lippen spielt der Spott nicht mehr,
Und in dem Kopfe ward's ihm hohl und leer,
Denn wer begreift's, daß so ein kleines Blatt
Noch mehr Gewicht als diese Ware hat?
Der Fleischer, noch verlegen, warf ein neues Stück dem andern zu,
Doch ach — mit stierem Blick
Schaut er die Wage an und sieht und sieht,
Daß auch noch jetzt das Sprüchlein schwerer zieht,
Und als er dann noch nicht zur Höh' sich regt,
Als er gar zwanzig, dreißig Pfund hineingelegt,
Ergreift Entsetzt ihn, und er zur Armen spricht:
„Nehmt Euch das Fleisch, und wenn Euch ferner was gebriecht,
So kommt zurück, Ihr geht nicht leer von hier,
Denn Euer „Gott vergelt's!“ ist reiche Zahlung mir!“



Lustige Ede

Kannst Du mir 10 Mark leihen?“
„Ja, wenn ich von Rußland heimkomme.“
„Reisest Du nach Rußland?“
„Nein!“

—
„Der Arzt sagte, daß ich in drei Wochen vielleicht wieder gehen könne.“
„Hatte er recht?“
„Ja, ich mußte mein Auto verkaufen, um die Doktorrechnung zu bezahlen.“

Eine Annonce.

„Ich empfehle mich dem geehrten Publikum
Hochachtungsvoll
Frieda Willig,
unsichtbare Haarneßfabrikantin in allen Farben.“

REQUIESCANT IN PACE!



Totenglöcklein

Schwester M. Cordula, Martha Breichschart, geb. 22. Juli 1864 zu Hamburg a. d. Elbe.

Am 18. November 1931 verschied im Krankenhaus in Mariannhill Schwester M. Cordula, wohin man sie wohl erst in den letzten Wochen ihrer so schmerzlichen Krankheit vom Sanatorium bei Tzopo (Süd-Afrika) aus gebracht hatte. Sie war eine eifrige Lehrerin und 44 Jahre segensreich in verschiedenen Stationen tätig. Im Sanatorium leitete sie noch Musik und Gesang, trug klaglos längere Zeit hindurch die empfindlichsten Schmerzen, bis sie eines Tages vor dem Tabernakel zusammenbrach. Sie ruht nun, so hoffen wir zuversichtlich, von all den Mühen und Beschwerden aus und erfreut sich einer seligen Ewigkeit inmitten der Seelen, denen sie hier auf Erden Lehrerin und Führerin war.

Schwester M. Candida, Franziska Greve, geb. 15. Dezember 1858 in Wünnenberg (Westfalen).

Schon am 28. November 1931 pflückte sich der liebe Himmelsvater wieder eine volle Ahre aus dem Vorhof des Himmels, unserm Sanatorium in Süd-Afrika, nämlich unsere Schwester M. Candida, die sich durch einfache, schlichte Arbeit während einer 42jährigen Missionstätigkeit geheiligt hat. Ihr ward das große Glück beschieden, bis zum letzten Tage der heiligen Messe beizuwohnen, nur am Sterbetage war es ihr nicht möglich. An diesem kam der liebe Heiland selbst zu seiner treuen Dienerin und nahm sie sozusagen vom Tabernakel in den Himmel.

Schwester M. Salesia, Katharina Obermeier, geb. 31. Oktober 1864 in Oberholzen (Bayern).

Schwester M. Salesia starb am 15. Januar 1932 im Sanatorium zu Natal (Süd-Afrika). Sie leistete wertvolle Missionsdienste, indem sie den schweren Posten in der Küche des Zentralhauses in Mariannhill versah. Wieviel Schweißtropfen hat sie aufgeopfert für die Bekehrung der Heiden? In der

Ewigkeit werden wir sehen, wieviele Seelen der stillen, opfer- vollen Tätigkeit dieser Missionarin ihre Rettung verdanken. Es kommt ja nicht darauf an, auf welchem Posten wir stehen, son- dern nur darauf, ob unsere Arbeit in Vereinigung mit Gott geschieht. Die innere Meinung gibt jeder Tätigkeit den wahren Wert, und in dieser Überzeugung leistete Schwester Salesia jahrzehntelang Großes für die Bekehrung der Heiden.

Schwester M. Irmengardis, Agnes Jakobs, geb. 6. Ok- tober 1858 in Wizerath (Rhld.).

Die Verstorbene war eine fleißige, stille und bescheidene Seele. Fast 38 Jahre war sie auf der Station Reichenau tätig und besorgte die Schusterei und die Blumen. Ihre größte Freude war es, andern zu helfen und ihnen Liebesdienste zu erweisen. Den guten Leuten konnte sie deshalb auch nichts ab- schlagen und gründete ihr Tun mit der schönen Auffassung: „Dafür sind wir ja in die Mission gekommen!“ Ist dieser Aus- spruch nicht einer echten Missionschwester würdig? — Bis zum letzten Augenblick war sie tätig, nur zwei Tage mußte sie aus- setzen. So traf sie der Ruf zum Heimgehen in treuer Pflicht- erfüllung.

Schwester M. Crescentia, Katharina Marquardt, geb. 12. März 1878 in Winterspüren (Baden).

Schwester M. Crescentia verschied fast plötzlich am 19. Mai 1932 in der Missionsstation St. Joseph in Süd-Afrika. Sie konnte, Gott sei Dank, noch mit den heiligen Sterbesakra- menten versehen werden. In 31jähriger Missionsarbeit, zu- meist in der Küche, als immer frommsleißige Martha, hat sie sich sicher ein schönes Plätzchen im Himmel gesichert und darf jetzt, so hoffen wir, am Herzen Gottes ausruhen von all den vielen Anstrengungen und Mühen im Dienste Gottes und der Seelen.

Schwester M. Donatilla, Elisabeth Rappelt, geb. 24. Juli 1878 in Helmstadt (Unterfranken, Bayern).

Schwester Donatilla ging am 24. Mai 1932 von Mariann- hill aus heim in das himmlische Vaterland, um den über- schwänglichen Lohn zu erhalten für eine ebenfalls 31jährige Missionstätigkeit bei den verschiedenen Arbeiten, die sie stets mit großem Fleiß und vorbildlicher Treue verrichteten. Eine Rückenmarklähmung fesselte sie zuletzt ans Krankenlager und verursachte ihr große Schmerzen, die sie aber mit großer Liebe und Geduld ertrug.

Schwester M. Dolorosa, Theresia Wehdanner, geb. 18. No- vember 1859 in Regensburg.

Der guten Schwester Donatilla folgte schon am andern Tage Schwester Dolorosa in Centecow (Süd-Afrika). Mit ihr ging

wieder eine unserer ersten Schwestern, die die schwere Last des Anfangs mitgetragen, in die ewige Heimat. Sie hatte das große Glück, sich in einem 45jährigen Ordensleben durch aufopfernde, unermüdlige Arbeit und Liebeswerke für die Eingeborenen einen reichen Himmelslohn zu erwerben. Der allwissende Gott, dem nicht das kleinste Opfer entgeht, wird seiner treuen Braut alles überreichlich, ja göttlich lohnen. Und im Himmel wird er sie, so glauben wir sicher, nicht mehr „Dolorosa“, — denn da gibt's keine Schmerzen mehr, — sondern „Gloriosa“ nennen.

Schwester M. Alfonsina, Magdalena Hofbauer, geb. 12. Oktober 1902 in Pfaffenhausen (Bayern).

17 Tage später, am 12. Juni 1932, verlangte der liebe Gott aus demselben Schwesternkonvent ein zweites, schweres Opfer durch den unerwarteten Tod unserer Schwester Alfonsina. Sie war kaum zwei Jahre in der Mission, hatte sich aber durch ihr liebevolles, hilfsbereites Wesen, wie auch durch ihren Eifer und ihre Pflichttreue, als Ordensschwester sowohl im Schwesternkreise als auch bei ihren Pfleglingen eine große Sympathie und Liebe erworben. Bei der Pflege eines typhuskranken Schulknaben holte sie sich den Todeskeim und wurde ein Opfer ihres Berufes als Krankenschwester. Doppelt schwer ist der Verlust für die Station, weil Schwester Alfonsina eine sehr gut ausgebildete und tüchtige Krankenschwester war, und es ist schwer, die Lücke wieder auszufüllen. Aber der liebe Gott wußte gewiß, warum er sie gerade in dem Augenblicke holte, da sie für die Mission unentbehrlich schien. Sein heiliger Wille sei gepriesen!

Schwester M. Wilfrieda, Gertrud Nijland, geb. 18. September 1897 in Hasselo (Holland).

Ebenso plötzlich wie diese Todesnachricht traf uns die Meldung vom Heimgange der Schwester Wilfrieda in Rhonda (Ost-Afrika). Sie war eine der begeisterten Missionspionierinnen, welche, am 3. Dezember 1924, nach dem Kriege die Missionsarbeit im Osten wieder aufnehmen durften. Die Schwestern schreiben: „Wer hat sie nicht gekannt, unsere kleine, wackere Holländerin?“ — Nun ist sie am 10. Juni, dem Oktavtage des Herz-Jesu-Festes, einem heimtückischen Gallenfieber erlegen. Sie war in der Schule und in der Krankenpflege tätig. Am besten konnte sie mit den kleinen Krausköpfen umgehen. Unter den Kindern selbst wieder zum Kind geworden, konnte sie ihnen so schön vom Jesulein und den lieben Englein erzählen, daß ihre Worte wirklich in die Tat umgesetzt wurden; die kleinen sechs- und siebenjährigen Bübchen halfen von nun an schon der Mutter Wasser und Holz herbeitragen, was sonst hier nicht üblich ist. Der eifrigste der Kleinen, ihr Anatoli, ist ihr

vor einigen Wochen in den Himmel vorangegangen und hat gewiß seine „Mama Wilfrieda“ nachgeholt.

Schwester M. Fabiana, Maria Breitenberg, geb. 14. Juli 1878 in St. Nikolaus (Tirol).

Unsere Schwester Fabiana starb am 11. Juli 1932 in Mariannhill und war seit dem Jahre 1904 in der Mission tätig. Sie hat während der vielen Jahre eifrig im Weinberge des Herrn gewirkt und sich durch opferfreudige, schlichte Arbeit im Dienste der Mission geheiligt. Das so verdienstvolle Leiden sollte auch ihrem Leben nicht fehlen, daher suchte der liebe Gott seine Braut in den letzten zwei Jahren mit vielen Schmerzen und mancherlei Beschwerden heim, die ihre schwere Krankheit — Wassersucht — im Gefolge hatte. Ein hervorstechender Zug an unserer Mitschwester war ihre große Dankbarkeit während der Krankheit selbst für die kleinsten ihr geleisteten Dienste. Möge sie nun ausruhen am Herzen Gottes von Arbeit und Leid und sich seiner beseligenden Anschauung erfreuen!

Schwester M. Emmanuel, Johanna Wehrle, geb. 24. Dezember 1912 in Bleibach (Baden).

Unsere Schwester Emmanuel wurde am 21. Juli 1932 in unserm Krankenhaus in Paderborn von ihrem so schweren und schmerzlichen Leiden erlöst. Sie war eine junge, zu allen Arbeiten geschickte Schwester, die zu den schönsten Hoffnungen berechnete. Schon während ihrer Lernzeit in Paderborn erkrankte sie schwer an einer Rippenfellentzündung. Noch kaum davon genesen, machte eine schwere Tuberkulose am Fußgelenk die Amputation des rechten Fußes notwendig. Die gute Verheilung der Wunde täuschte nicht lange, und bald zeigte es sich, daß der Krankheitsstoff schon durch den ganzen Körper verbreitet war und dieser der T.B.C. nicht mehr Herr werden konnte. Trotz ihrer Jugend rang sie sich durch zu ergebenem, ja freudigem Leiden. Zum Schlusse steigerten sich die Schmerzen fast bis zur Unerträglichkeit, wovon sie der liebe Gott am Abend des 21. Juli durch einen sanften Tod erlöste. Wie wertvoll muß doch in den Augen Gottes das Leiden sein, wenn er dies für unsere junge Schwester als Lebensaufgabe bestimmte, wo nach menschlicher Voraussicht ein langes, segensreiches Missionsleben zu erwarten war.

Schwester M. Ivona, Elisabeth Hülsmann, geb. 22. April 1894 in Hagen (Westfalen).

Schwester Ivona verschied am 7. Oktober 1932 im Mutterhaus „Heilig Blut“ (Holland). Sie war von 1924 bis 1931 Oberin in Horst. Mit großer Treue sorgte sie für die ihr anvertrauten Schwestern und Pfleglinge, und sie verstand es in besonderer Weise, alle Bedrückten und Bedrängten aufzumuntern. Das St.-Antonius-Kloster in Horst gab ihr dazu

reichlich Gelegenheit, da seine Haupttätigkeit die Pflege der Armen, Altersschwachen und Kranken ist. Von Horst wurde sie nach Ablauf ihrer Amtstätigkeit nach Rijkevoort als Oberin versetzt, wo sie sich ebenfalls die Liebe ihrer Untergebenen durch ihr heiteres und liebesorgendes Wesen erwarb. Eine töckische Krankheit raffte diese Schwester, welche noch zu großen Hoffnungen berechtigte, nach einigen Wochen hinweg. Gottes Ratschlüsse sind unergründlich. Ihr Sterben ist für die Genossenschaft ein Verlust, für die Schwester aber eine Erlösung vom schweren Leiden.

*

Mögen sie nun alle diese treuen Arbeiterinnen im Weinberge des Herrn, die einen, denen es vergönnt war, lange Jahrzehnte in des Meisters Diensten zu stehen, und die andern, welche durch ihre Leiden in wenigen Jahren ihr Opfer vollendeten, vom himmlischen Vater den Lohn für ihre Mühen und Opfer empfangen und sich schon der Anschauung Gottes erfreuen, wo sie uns gewiß durch ihre Fürbitte helfen, die so notwendigen Kräfte für die Mission bald wieder zu ersetzen.

3

Gute Bücher

Die bekannteste holländische katholische Schriftstellerin bietet mit ihrem neuen Roman

Parzival (geb. 3,85 Mk. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn) den modernen Lesern wertvollstes, mittelalterliches Gedankengut. Die Übersetzung aus dem holländischen ist von Hans Almenroth sorgfältig besorgt.

Es ist die bekannte Legende von dem Ritter, der den Gral aus der sündigen Sphäre befreit, in welche ihn der Wächter Amforth gebracht. Aber durch die Behandlung von Marie Koenen wird die Legende neu! Und nicht allein neu, sondern auch lebendig. Zu einer fesselnden Erzählung ist dies Buch geworden, von erhabenem Stil und Stimmung, von einer dichterischen Einsicht und einer Sprache so schlicht und doch so reich, daß dieses Werk in der gegenwärtigen und zukünftigen Literatur einen bleibenden Platz einnehmen wird. Man wird in eine Sphäre von frommem Jubel über die Göttlichkeit aufgenommen. Man gerät unter den Zauber dieser ästhetischen Frömmigkeit, und für die ganze Menschheit, die Gläubigen und die Ungläubigen, ist dieses Buch ein unschätzbares Geschenk.

Meine Mutter. Von P. J. Schryvers. Aus dem Französischen übersetzt von P. Eug. Herrbach C. ss. R. Kart. 1,50 Mk., gebd. 2,50 Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Jedes Marienkind, jeder Marienverehrer sollte das Büchlein besitzen und lesen, weil es von der Mutter erzählt. Es sind so viele Darstellungen und tiefe Gedanken darin, daß man mitunter eine innere Rührung empfindet, deren Ursache man sich nicht erklären kann. Eine Abhandlung über die seligste Jungfrau ist eben kein gewöhnliches Buch. Wer dieses Marienbuch liest, steht unbewußt unter dem Einfluß einer höheren Macht, tritt in Verbindung mit einem erhabenen Wesen, unvergleichlich rein, und wohlthätig fühlt man sich von dessen Güte hingezogen.

Caritasblüten

Nr. 12

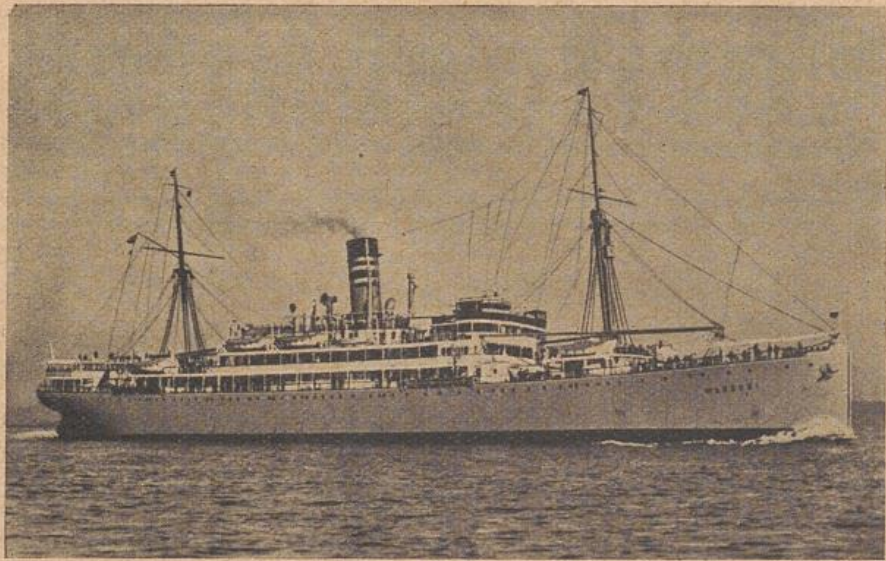
1932

Advent.

Er steht vor unsrer Herzensstüre,
An die so oft er freundlich angeklopft;
Sein Wort klingt innigstmild, daß es uns rühre
Und wir ihm Einlaß gäben, froh und oft.
Nicht länger soll die arme Seele leiden,
Ein losgetrenntes Blatt vom Lebensstamm,
Sie soll des Bösen Tummelplätze meiden
Und eine Herberg sein dem Gotteslamm.

Sind wir recht tief von Jesu Lieb ergriffen,
So muß zur Krippe sich das Herz ihm weihn,
Dann stehn wir tugendstark, gleich Felsenriffen,
Lockt der Versuchung goldner Irrelichtschein.
O laßt uns flehn, daß Gott Erbarmung gebe
Und Jesus Christus in uns Einkehr hält,
Daß wir an seinem Weinstock blühen als Rebe,
Die nicht mehr von der festen Stütze fällt.

3



Der deutsche Dampfer „Wangoni“

Abreise nach Afrika

Wieder zieht eine muntere Schar hinaus ins große, weite Missionsfeld. Am Feste „Allerheiligen“ schiffen sich 9 Schwestern auf dem deutschen Dampfer „Wangoni“ in Rotterdam ein. Ein stimmungsvoller Tag! Oben im Himmel feierte die triumphierende Kirche ihr Hochfest, und Tausende und abermal Tausende ehemaliger Missionare und Missionarinnen huldigten dem göttlichen Lamme und erfreuten sich der errungenen Himmelskrone.

Unterdessen schickt die streitende Kirche ihre Kämpfer und Kämpferinnen hinaus ins Arbeitsfeld, um neue Siege und neue Kronen für die triumphierende Kirche zu erringen. Mit unsern Schwestern reisten noch verschiedene Missionare und auch Ordensschwestern aus anderen Genossenschaften, so daß die „Wangoni“, wie uns eine Nachricht von hoher See mitteilt, bereits 33 Ordensleute in ihren Räumen birgt.

Sieben von diesen neuen Glücklichen: Schw. Honorina Christian, Schw. Johannita Böhm, Schw. Silva Irsh, Schw. Leonides Bollmuth, Schw. Gottfriedis Schwalb, Schw. Liguori Hilgert, Schw. Gabrielis Hofmann, reisen nach Natal in die Mariannahiller Mission, während zwei andere, Schw. Ruth Kullas und Schw. Sales Stöcklein, bereits in Kapstadt das Schiff verlassen, um von da aus mit der afrikanischen Bahn ins Innere des Landes zu dringen und in Rhodesia ihren Missionsposten zu erreichen.

Am 4. November verließen Schw. Theonilla Meerts, Schw. Frumentia Thoma und Schw. Hilmaria Salz das Mutterhaus,



Stehend von links nach rechts: Schw. Ruth Kulas, Schw. Pignori Hilgert, Schw. Johannita Böhm, Schw. Silua Trsch, Schw. Honorina Christian,
 Schw. Leonides Vollmuth, Schw. Gubrielis Gopmann, Schw. Gottfriedis Schmalz, Schw. Walberta Liebl.

Sitzend: Schw. Sales Stücklein, Schw. Frumentia Thoma, Schw. Theonilla Meerts, Schw. Hilmaria Salz, Schw. Aletisa Hövekamp.

um von der großen Scheldestadt Antwerpen aus nach West-Afrika zu segeln und in der heißen Äquatorial-Gegend, im Kongogebiet, ihre Kräfte der Bekehrung der Heiden zu widmen.

Am 8. November bestiegen Schw. Adalbera Liebl und Schw. Altha Höwekamp in Genua den deutschen Dampfer „Wattussi“, um nach Ost-Afrika zu reisen, wo sie, wie alle übrigen ihrer Mitschwestern, mit Sehnsucht erwartet werden.

Obwohl im Frühjahr, wie wir unsern lieben Lesern bereits mitgeteilt haben, über 30 Missionarinnen und jetzt wieder 14 zur Nachhilfe ausgesandt wurden, ist die Zahl derjenigen, welche von den Missionsbischöfen so dringend vom Mutterhaus verlangt wird, noch lange nicht erreicht. Leider kann die Generalleitung noch immer nicht genügende Kräfte abgeben, bis die göttliche Vorsehung die Zahl der Berufe vermehrt und die Herzen vieler opferwilligen deutschen Töchter zur Mitarbeit am großen apostolischen Werke erweckt. Würden manche unserer deutschen Mädchen das große Glück kennen, von dem unsere jungen Missionarinnen beseelt sind, sie würden gewiß auf die schönsten Weltfreuden verzichten und höhere Ziele anstreben. Bei den Arbeiten für das Reich Gottes gibt es keine Stockung; solange die Welt bestehen bleibt, müssen Seelen gewonnen werden. Je mehr Eifer, desto mehr Gewinn; je mehr Opfer, desto segensreicher die Ernte, eine Ernte, deren Früchte Ewigkeitsdauer haben.

5

Schwarze Marienkinder

Von Schw. M. Amata

Anfangs Mai 1929 errichteten wir in Maria Trost die Kongregation der Marienkinder. Es waren ihrer nur sieben, welche den ersten Stammbaum bildeten, und zwar Lehrerinnen und erwachsene Mädchen von der Station selbst. Manche andere wären gerne beigetreten, aber die Angehörigen verboten es ihnen, natürlich nur wegen des Kaufpreises, der für ihre Töchter gegeben wurde, der aus 10 Ochsen bestand; sie waren nämlich der Meinung, daß Marienkinder nicht heiraten werden, sondern sich zu den eingeborenen Schwestern gesellen würden. Ende des Jahres kamen noch 5 andere Mädchen dazu, und 1931 war die Zahl schon auf 40 gestiegen. — Auch der Mütterverein zählt schon 56 Mitglieder. — Sie nehmen es alle sehr ernst und bemühen sich, echte Kinder und Verehrerinnen Mariens zu sein.

Maria Trost ist ein ausgedehntes Missionsgebiet, und darum auch für die Kongreganistinnen ein riesiges Arbeitsfeld. Selbst im Heidentum aufgewachsen, wissen sie nur zu gut, wie sehr die heidnischen Gebräuche dem Christentum entgegen sind.

Nach sorgfältiger Anleitung gehen sie dem Missionar zur Hand, besuchen die Kranken, beten mit ihnen und unterrichten sie. Sie nehmen sich der jungen Mädchen an, die in Gefahr sind, eine Mischehe einzugehen, und verhindern das so verderbliche akujoga, indem sie, sobald sie es entdeckt haben, rechtzeitig den Missionar in Kenntniss setzen. Unter akugoja versteht man hier das Zusammenleben der Braut mit dem Bräutigam lange Zeit vor der Hochzeit. Sie bemühen sich auch, abgefallene Christen zur Pflicht zurückzuführen und die Kinder aufzusuchen, welche in schwerer Krankheit getauft, wieder in das Heidenleben hineingezogen werden. Diese eifrigen Kongreganistinnen fühlen sich glücklich, wenn sie eine Seele gewinnen oder einem kleinen sterbenden Kinde den Eintritt in den Himmel verschafft haben.

Voriges Jahr führten wir bei den beiden Kongregationen den lebendigen Rosenkranz ein. Raum aufgenommen, kamen sie gleich, um einen bestimmten Tag zu erhalten, wo sie dann den ganzen Rosenkranz beten wollten. Sie halten unter sich Versammlungen ab und machen sich auf einschleichende Mißbräuche aufmerksam.

Zwei der neuen Kongreganistinnen traten in den Ehestand. Der Tag der Trauung wurde zu einem schönen Fest gestaltet. Die Marienkinder erschienen in weißen Kleidern, und viele andere junge Mädchen, Jünglinge, Männer und Frauen strömten herbei. Das Brautpaar wurde von den erwachsenen Mädchen unter dem Singen von Marienliedern von der Wohnung zur Kirche geleitet; dort begab sich die Braut mit den andern Kongreganistinnen zum Muttergottes-Altar, wo eine große von ihr geopfert Kerze brannte. Zuerst dankte sie der lieben Mutter Gottes für ihre besondere Hilfe und stellte sich auch für die Zukunft unter ihren besonderen Schutz. Nach der heiligen Messe sangen sie mehrere Dankeslieder, worauf sie das Brautpaar wieder unter Gesang in die Wohnung geleiteten. Viele Zuschauer führten im Freien Gesänge und Reigen auf.

Nach diesem schönen Fest meldeten sich bald neue Mitglieder; sie hatten sich ja die Kongregation ganz anders vorgestellt.

Es ist rührend zu sehen, wie diese Marienkinder der lieben Mutter Gottes in ihrer Armut Geschenke machen: Kerzen, Blumen, Vasen, Stoffe für den Altar. Großes Gewicht legen sie auf die monatliche Vereinsversammlung und die Generalkommunion. Sie scheuen es nicht, an diesem Gnadentag bis 12 Uhr mittags nüchtern zu bleiben.

Wir hoffen mit der Gnade Gottes, noch recht viele Mitglieder für die marianische Kongregation sowie für den Mütterverein zu erhalten und daß sie alle wirklich treue Kinder der himmlischen Mutter sein und bleiben mögen zum Heile ihrer eigenen Seele sowie für das Seelenheil anderer.

Aberglaube und Gebräuche unserer Eingeborenen

Gebräuche

(Schluß)

Von Schw. M. Georgis

Die alten Gebräuche sind noch recht zahlreich, scheinen jedoch ihren Einfluß auf das Volk mehr und mehr zu verlieren.

Bei der Geburt eines Kindes bestehen folgende Gebräuche: Ist ein Junge geboren, so kommt eine Frau mit einem Stock, um den Vater des Kindes zu schlagen. Nach kurzer Zeit kommen mehrere Frauen, geben einen zischenden Laut von sich, um anzudeuten, daß das Kind ein Krieger sein wird. Bei der Geburt eines Mädchens wird der Vater nicht geschlagen, sondern wird mit einem Topf Wasser übergossen, zum Zeichen, daß das Kind eine Wasserträgerin sein wird.

Im großen Ganzen ist die Geburt von Mädchen mehr erwünscht, denn die Mädchen bringen bei der Heirat zum mindesten zehn Ochsen ein. Nachdem der Vater von der Geburt seines Kindes benachrichtigt ist, werden zwei Schilfrohre am Hauses angebracht; bei einem Jungen am hintern Teil des Hauses und bei einem Mädchen am vorderen Teil. Kein Mann darf das Haus betreten, in dem das neugeborene Kind ist. Drei Monate müssen Mutter und Kind sich darin aufhalten aus Furcht, daß das zarte Leben des Kindes leicht durch Zauberei zerstört werden könnte.

Bei einem der Volksstämme besteht der Gebrauch, daß dem Kinde ein Finger abgeschnitten wird, dann wird es über einem Feuer hin und her bewegt, mit den Worten, es solle nie die Wahrheit sagen und soviel stehlen wie es könne. Vor dem Gefängnis solle es nicht bange sein, da es ja doch eines Tages wieder entlassen werden müßte.

Dies erinnert an Gebräuche, die in Sparta üblich waren. Kinder mußten stehlen, jedoch mußte es auf eine sehr geschickte Weise geschehen, sonst wurden sie durchgeprügelt.

Wenn ein Knabe einen Vogel oder ein anderes Tier getötet hat, muß er es seinem Großvater oder seiner Großmutter bringen, um ihren Segen zu erhalten. Wenn das Tier gegessen wird, bekommt er gewöhnlich den Kopf davon.

Die Heirat der Eingeborenen ist auch von vielen Gebräuchen umgeben. Vor der Hochzeit werden große Vorbereitungen gehalten, um Lieder, Spiele und Tänze zu üben. Die Weisen der Lieder sind zumeist sehr eintönig. Stundenlang können die Eingeborenen dieselben Melodien wiederholen, ohne müde zu werden. Die Tänze sind oft auch von einer solch eintönigen Weise begleitet, und sie bestehen oft in Bewegungen, wie sie die Phantasie momentan eingibt. Je länger das eintönige Singen und Händeklatschen andauert, um so mehr scheinen sie

Ort und Zeit zu vergessen und in ihrem heidnischen Treiben aufzugehen.

Nach der Hochzeit muß die Braut zu den Schwiegereltern gebracht werden. Hierzu wird eine Anzahl Frauen und Mädchen auserlesen. Der Zug setzt sich meistens am späten Nachmittag in Bewegung, damit die Braut ihren Bräutigam an diesem Tag nicht mehr zu Gesicht bekommt. Am nächsten Morgen steht sie ganz früh auf, holt Wasser von der Quelle, fegt das ganze Haus aus und bereitet das Essen, bis die andern aufstehen. Das junge Ehepaar bleibt bei den Schwiegereltern bis nach der Geburt des ersten Kindes. Dieses wird der Sorge der Großmutter anvertraut, während die jungen Leute sich daran machen, ein eigenes Haus aufzubauen.

Die Schwiegertochter darf den Namen ihres Schwiegervaters nicht aussprechen, noch darf sie sein Schlafgemach betreten. Auch ist ihr verboten, das, was ihr Schwiegervater auf seinem Teller hatte, zu essen. Letzteres könnte eigentümlich erscheinen, doch wird es verständlich, so bald wir wissen, daß Eingeborene in dieser Beziehung durchaus nicht kleinlich sind. Oft essen sie alle aus einem Topf.

Hier muß auch die Methode erwähnt werden, nach welcher Eingeborene eine Frau bekommen, oder besser bekamen, denn mehr oder weniger sind diese Gebräuche nicht mehr üblich.

Hatten die Eltern des Mädchens dem jungen Manne ihre Zustimmung gegeben, und letzteres weigerte sich, das Jawort zu geben, so wurde es einfach festgebunden, bis es schließlich sagte: „Ja, ich will ihn heiraten.“

Manchmal geschah auch Folgendes:

Ein junger Mann kannte ein Mädchen, das er gerne heiraten wollte, konnte jedoch nicht die Zustimmung der Eltern des Mädchens erhalten. Er erzählte es seinen Freunden, die sich gerne bereit erklärten, das Mädchen für ihn zu rauben. Sie ritten zu dem Kraal, beobachteten das Mädchen, um es gelegentlich auf einem einsamen Gang zur Quelle in ihre Hände zu bekommen. Versuchte das Mädchen, um Hilfe zu rufen, so begannen die jungen Räuber zu singen oder sonstiges lautes Geräusch zu machen, damit die Hilferufe nicht gehört wurden. Trafen sie vielleicht mit den Brüdern des geraubten Mädchens zusammen, so kam es häufig zu einem Gefecht.

Hatten sie mit ihrer Beute glücklich das Haus ihres Freundes erreicht, so wurde schnell ein Schaf geschlachtet; hiervon mußte das Mädchen essen. Trafen ihre Angehörigen ein, nachdem sie das Fleisch gegessen hatte, so war ihr Kommen umsonst, denn sie konnte nicht mehr zurück. Die Eltern wurden für den Verlust entschädigt durch die übliche Anzahl Ochsen: gewöhnlich 10—20, dazu ein Pferd mit einem Sattel und zehn Schafe oder Ziegen.

War jemand dem Tode nahe, so nahmen die Angehörigen ihn ins Freie, wo sie ihn schüttelten, bis er tot war. Dann wurde ein Ochse geschlachtet, und die ganze Familie ging zum Fluß, um zu baden. Hierauf wurde ein Mahl gehalten. Einige Knochen wurden verbrannt und die Asche mit zum Grabe genommen. Der Tote wurde in die Ochsenhaut gewickelt und zum Begräbnisplatz gebracht, der nach Belieben gewählt wurde. Meistens wurde ein entfernter Ort, der nur einigen wenigen bekannt war, gewählt, aus Furcht, daß die Zauberer kommen und ihn ausgraben würden, um ihn für ihre Medizinen zu verwenden oder ihn sogar zum Leben zurückzurufen, um einen Nagel durch seinen Kopf zu schlagen und andere Leute zu beheren. Am Begräbnisplatz angelangt, wurden dem Toten die Kniegelenke durchgeschnitten, um ihn zu befähigen, in sitzender Haltung zu verbleiben. In seine Hand wurde ihm ein Maiskorn, eine Bohne und ein Kafferkorn (einheimische Art Getreide) gegeben, damit er sie im andern Leben säen könne. Außerdem bekam er seine Decken, seinen Teller, seinen Löffel und Stock mit ins Grab. War dieses geschehen, so fing die Mutter oder die Gattin an, die Lebensgeschichte des Toten zu erzählen auf die folgende Weise:

„Mein Sohn ging in das Bergwerk.“

Die anderen antworteten: „Wir bestätigen es.“

„Er arbeitete fleißig.“

„Wir bestätigen es.“

„Er war sehr sparsam.“

„Wir bestätigen es.“

So geht es fort, bis seine Geschichte zu Ende ist. Dann wird ein großer Stein über das Grab gewälzt und alle gehen nach Hause.

Wenn ein tapferer Soldat starb, wurde sein Leichnam an die jungen Leute ausgeteilt, damit sie sich seine guten Eigenschaften aneignen möchten. Die Ohren galten als der Sitz des Verstandes, die Stirn, worauf so oft die Schweißtropfen stehen, als der Sitz der Ausdauer.

Beim Tode des Dorfältesten wurden zwei Ochsen geschlachtet. Das ganze Fleisch wurde noch am gleichen Tage gekocht. Ein Teil des Fleisches wurde neben den Toten ins Grab gelegt. Wurde dieses unterlassen, so fürchtete man, daß das Vieh in Haufen sterben würde. Alle zwei Jahre wurde wieder ein Ochse und ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet. Der älteste Sohn des Toten durfte an diesem Tage als Dorfältester handeln. Er mußte das ganze Fleisch einer Ziege allein essen; brachte er das jedoch nicht fertig, so wurde ihm seine Vollmacht genommen und dem zweitältesten Sohn übertragen.

Das sind einige wenige Gebräuche, die sicherlich nur ein kleines Bruchteilchen sind von den alten Gebräuchen der Vor-

fahren. Je mehr die Erziehung der Eingeborenen voranschreitet, um so mehr treten Gebräuche und Aberglauben in den Hintergrund. Doch wird es noch Jahrzehnte dauern, bis letzterer ganz ausgerottet ist. Die scheinbare Hilfe, die der Aberglaube ihnen bringt, verhindert sie, ihn aufzugeben. Alle Eingeborenen sollten in jungen Jahren mit dem Aberglauben Enttäuschungen erleben, wie ein Junge:

Er hatte einen weiten Schulweg. Im Winter gibt es auch hierzulande in einigen Gegenden Eis und Schnee. Dadurch kam er mehrere Male zu spät zur Schule und bekam Schläge. Er erzählte es zu Hause seinem Großvater, der ihm anriet, Streichhölzer in die Kraushaare zu stecken, so daß er keine Schläge bekommen sollte. Am nächsten Tag wurde der Rat getreulich befolgt; doch es half nichts, es gab wieder Schläge. Nun sagte der Großvater zum Buben, er solle kleine Steinchen in den Mund nehmen; der Lehrer würde ihn gewiß nicht fragen, warum er zu spät komme und würde ihn auch nicht schlagen. Wie geraten, so getan. Doch wieder half es nichts. Nun war dem Buben aller Glaube am Aberglauben genommen. Er kam zu der Einsicht, daß nichts Wahres daran sei und keine Hilfe vom Aberglauben zu erwarten sei, sondern daß er nur dazu diene, den Menschen in seinem bösen Tun zu unterstützen. Auf diese Weise könnten sicher auch andere geheilt werden.

3

Interessantes aus der afrikanischen Tierwelt

Von Schw. Ubalda, Kilimandsjaro

Das Afrika ist die Heimat der wilden Tiere; nicht alle sind bössartig, man nennt sie eben wild, weil sie frei und unbezwungen in der weiten Steppe wohnen. — Fährt man mit der Eisenbahn von Mombassa nach Nairobi, so staunt man über die Menge und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Tierarten. Man fährt durch das Schutzgebiet, d. h. kein Wild darf hier geschossen werden. An das Eisenbahnzüglein sind die Tiere längst gewöhnt und scheinen zu wissen, daß es ihnen keine Gefahr bringt, ruhig äßen sie dem Geleise entlang weiter, besonders in den ersten Morgenstunden. Hie und da springt so ein Gnu-Bulle entsezt davon und bietet einen schönen Anblick, wenn er mit gesträubter Mähne und gehobenem Schweife ins Weite flüchtet.

Man sieht die Tiere fast immer in Gruppen zusammen, nach ihrer Familie: Strauße, Giraffen mit Zebra, Gnus, Wasserböcke, herrliche Antilopen in verschiedenen Farben, von der kleinen Zwerg-Antilope an bis zum größten Hirschbock mit Rie-

jengeweihen. Manchmal sieht man unter einem dürrn Baume ein Nashornpaar ausruhen, von der Ferne täuschend einem Termitenhügel oder dürrn Baumstamm ähnlich. —

Bekanntlich gehen die bössartigen Raubtiere nachts auf Raub aus und verstecken sich bei Tage an kühlen, schattigen Plätzen. Nur selten sieht man daher Herrn Löwe oder Frau Löwin am Bahngeleise sitzen; sie scheuen das helle Tageslicht. Auf einem Baume sah ich einen mächtigen Affen; ganz nahe ließ er das Züglein vorbeipassieren und schaute sich mit Kennermiene wie ein Philosoph die Reisenden an. Die Bahn fährt in diesem Gebiete ziemlich langsam, sei es, daß das Gelände steigt, oder um den Reisenden diesen Genuß zu erlauben.

Der Wildreichtum ist unglaublich; man kann sich keinen rechten Begriff davon machen, denn die weite Steppe ist unendlich groß, ja so groß und weit, daß alles Wild darin verschwindet wie Käferlein im Garten. So wie die Fische im Meere verschwinden, so alle Tiere im Steppenmeere.

Ist die Steppe schön? Das gerade nicht, da außer der Regenzeit meist dürrs Gras und trockene Bäume sind. Und doch bannt sie das Gemüt durch ihre Weite und Ruhe. Es ist so ähnlich, wie wenn man zum ersten Male das Meer sieht; die Seele verstummt vor dieser Gewalt und Größe. So ist auch das Gefühl, wenn man Stunde um Stunde, Tag um Tag durch die Steppe reist; sie weckt Gefühle, die sich nicht gut in Worte kleiden lassen.

Sieht man dann noch die schönen und schlanken Gestalten des Massai-Stammes, ihre großen Viehherden dort weiden, dann fühlt man sich zurückversetzt in Abrahams Zeiten. Doch nicht allzulange kann man diesem Traume nachhängen. Soeben schaute man noch einer Herde von Straußen nach, da läuft mit einem Male in der Steppenwüste der Zug in einen großen Bahnhof ein; „Nairobi“, das an Größe einer mittleren Stadt in Europa gleichkommt. Geschäft an Geschäft, Auto über Auto. Vorbei sind alle Grübeleien und Eindrücke der Steppe, der Alltag flutet herein, mitten in die paradiesische Einsamkeit.

Nun hat das Stadtleben meine Gedanken abgelenkt von den wilden Tieren. Darum wieder zurück zu ihnen. Unsere kleinen Freunde haben gewiß schon alle in den zoologischen Gärten die Löwen, Elefanten, Tiger u. dergl. gesehen, und können sich sicher nicht denken, wie denn da Menschen wohnen können, wo diese Tiere frei umherlaufen. Erstens sind alle diese Tiere in ihrer Freiheit viel schöner und besser gelaunt als hinter Kiegel und Gitter. Denkt nur an den Tausch: die schöne, weite Gotteswelt mit dem engen, kleinen Käfig. Die durften sie durchstreifen und jagen nach Herzenslust und wurden dem Menschen nur gefährlich, wenn er sie angriff. Die meisten fliehen eiligst, sobald sie einem Menschen begegnen. Nur ein

alter Löwe, der nicht mehr jagen kann, wird zum Wegelagerer, und überfällt, was ihm begegnet. Das sind aber nur Ausnahmen.

In den letzten Jahren lebt das Wild der Steppe in sicherem Schutze, denn die Regierung überwacht das Jagen darnach sehr streng. Früher war es nicht so. Da brachten manchmal die „Massai“, die mit ihren Viehherden die Steppe durchzogen, junge Tiere gegen eine Belohnung zur Mission und zu den Weißen. Dort wurden sie gepflegt und dann übers Meer nach Europa geschickt.

Kleine, zierliche Strauße, gerade aus dem Ei geschlüpft, sahen gar possierlich aus; mit ihren rosa Füßchen trippelten sie umher wie eitle Dämchen. Aus dem Ei gefallen, waren sie schon so groß wie eine erwachsene Henne und fühlten sich im Geflügelhof so heimisch wie das andere Kleinvieh. Aber aus den zierlichen Sträußlein wurden bald große, langhalsige Strauße, die kaum noch zur Stalltüre hineingingen. Sie liefen nicht davon, sondern ließen sich vom kleinen Hirtenjungen hüten und führen, wie er wollte; sie kannten seinen Pfiff ganz genau. Ja, hüten mußte er sie, denn wehe, wenn sie in ein Bohnen- oder Kartoffelfeld gerieten! Da waren sie nicht mit Blättern zufrieden, nein, da wurde die ganze Staude beim Schopf genommen und vertilgt. Und so ein Straußenmagen kann Unglaubliches vertragen, selbst Steinchen und Scherben. Besondere Lust haben sie zu glänzenden Sachen; konnten sie in der Küche ein Löffelchen erwischen, so wurde es sicher verschluckt. Verdaut haben es die Schelme nicht: es passierte, ohne Schaden anzurichten, die Verdauungs-Organen. Eines Tages war bei einem Magazin der Türschlüssel zu Boden gefallen. Leider hatte es der Strauß schneller gesehen, als sein Wächter; der konnte nur noch nachschauen, wie der Schlüssel durch den langen Hals seinen Weg nahm. Da konnte nun niemand ohne Gewalt die Türe öffnen und man wartete lieber, bis der kluge Hirte ihn freudestrahlend zurückbrachte; denn als unbrauchbar hatte ihn der Straußenmagen befördert.

Ein anderes Mal brachte man uns zur Mission ein junges Nashorn, auch unter dem schönen Namen Rhinoceros bekannt. Ja, denkt euch nur, solch ein „Rhinoceros-Baby“, das fast ein Jahr lang die Flasche bekam, mit süßem Reissüppchen darin. Könnt ihr euch vorstellen, wie solch eine Saugflasche aussah, an Größe und Umfang, wenn das neugeborene Nashörnchen schon so groß ist, wie ein ausgewachsenes Schwein. Es hat auch dessen Gestalt und Kopfform, nur seine Haut und die klobigen Füße hat es vom Elefanten. Im Kopfe hat es winzig kleine Auglein und auf der Nase ein kräftiges Horn, wie ein gerades Horn; daher sein Name. Die Eingeborenen nennen es „Kifarn“.

Obengenanntes „Kifarn“ war bald die Freude aller Kinder. Die Flasche war ihm alles. Sein kleiner Wächter brauchte nur mit der Flasche voranzugehen, dann lief es ihm nach, wohin er wollte. —

Als „Kifarn“ groß und stark genug war, um nach Europa zu reisen, machte es eine große, weite Fußreise bis zur Eisenbahnstation. Es trottelte immer wie ein Hündlein hinter seinem Herrn mit der lieben, süßen Flasche; so kam es in die Eisenbahn und auf das große deutsche Dampfschiff, das es an die Firma „Hagenbeck“ in Hamburg ablieferte. Dort soll es gesund und wohlbehalten angekommen und groß und stark geworden sein.

In Zanzibar sah ich vor einiger Zeit einen Herrn auf der Straße, dem ein allerliebster kleiner Löwe ohne Strick und Maulkorb auf den Fersen nachlief. Die Neger wichen respektvoll aus; doch der Herr wußte, daß sein Schützling ganz zahm und harmlos war und sich selber mehr vor den Menschen fürchtete als diese vor ihm.

Am Kilimandscharo erzog ein Herr zwei Leoparden. Ganz klein hatte man sie ihm gebracht. Er hegte und pflegte sie wie zwei Hauskazen. Nun sind sie groß und prächtig, und, um andere nicht zu beunruhigen, in sicherem Verwahr. Ihr Herr geht ruhig zu ihnen hinein; dann kommen beide und streicheln und liebkosen ihn, wie zwei echte Schmeichelkazen. Aber ich glaube, es gehört ein kräftiger Mann dazu, um diese Liebesbeweise aushalten zu können. Sie legen ihm beide Tazen auf die Schultern oder reiben sich an seinen Beinen, genau wie es ein Hauskätzchen macht.

Diese gezähmten Raubtiere bekommen niemals Fleisch in rohem Zustande, sondern nur gekocht, damit sie den Blutgeschmack nicht kennenlernen, und in ihnen kein Verlangen darnach wach wird. Denn so eine Raubtiernatur läßt sich wohl bezähmen, aber doch nicht ganz ausrotten.

Lieblicher als diese gefürchteten Gesellen sind die kleinen Zwerg-Antilopen. Ausgewachsen sind sie wie echte kleine Rehlein, viel kleiner als eine gewöhnliche Ziege. Sie werden ganz zahm und laufen zutraulich der Pflegerin nach, wohin sie geht. Sie fressen alles Mögliche aus der Hand, selbst Brot und Obst; und doch kann man sie nicht für immer ans Haus bannen. So anhänglich und zutraulich sie sind, es kommt doch die Zeit, wenn die Hörnchen gewachsen sind, daß sie mit ihren schönen, klaren Augen sehnsüchtig ins Weite schauen, dort, wo der dunkle Wald lockt. Diesem Freiheitsdrange widerstehen sie nicht und eines Abends ist Rehlein verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Wird es aber von den Menschen gar nicht verstanden und streng eingesperrt, dann geht es zugrunde.

Doch nun noch etwas vom König der Wüste. Einer unserer

Hochw. Väter vom Hl. Geiste, ein sehr seeleneifriger Missionar, erzählte uns folgendes über eine schreckliche Nacht:

„In Ufiomi (Ost-Afrika) war's. Eines Morgens, als ich auf meinem Fahrrad die Steppe durchquerte, traf ich Bakari, den Hüter einer während des Krieges zerstörten Missionsstation, an. Von weitem schon gab er mir durch Zeichen und Rufen zu verstehen, daß ich absteigen sollte. „Padri“, sagte er, „Leute, die von der Kilimandjaro-Gegend herkamen, haben uns mitgeteilt, daß sich zwei Weiße auf dem Weg in unser Land befinden; heute werden dieselben noch hier eintreffen, denn sie waren gestern Nacht nur eine Tagereise von hier.“ Man kann sich vorstellen, welche Freude diese Nachricht mir verursachte, der ich seit Jahren als Missionar allein diese Gegend versah, welche sieben Tagereisen vom Kilimandjaro entfernt lag. Trotz meiner Müdigkeit bestieg ich mein Stahlroß, denn ich wußte, daß der Missionsobere mir Verstärkung bringen sollte.

Zwei lange Stunden fuhr ich unter einer stechenden Sonne dahin, bis ich den Lagerort erreichte, wo die Karawanen die Nacht zu verbringen pflegten. Überall Stille, keine Menschenseele, keine Spur von einem Europäer. Sollte ich warten? — Ich setzte mich in den Schatten eines riesigen Baobab, 10 Uhr vormittags. Aber die Steppe zitterte die heiße Luft und es zeigte sich nichts am Horizont. Ohne Zelt, ohne einen Tropfen Wasser konnte ich nicht den ganzen Tag hier bleiben. Zudem war gerade dieser Landstrich als Aufenthaltsort zahlreicher Löwen berüchtigt. Um eine Enttäuschung reicher kehrte ich auf meine Mission zurück. Die Schwarzen hatten wieder einmal übertrieben.

Nach dem Mittagessen saß ich auf der Veranda, um meine müden Glieder etwas auszuruhen, als einige Leute vorübergingen. Sie kamen von Aruscha und meldeten, wie gestern Bakari, daß sich zwei Europäer auf dem Wege zu uns befänden, welche jeden Augenblick hier eintreffen müßten. „Kweli?“ — „Ist's wahr?“ — „Kweli, kweli, Padri.“ — „So ist's, Vater, es ist die reinsten Wahrheit!“ — Und um ihre Aussage zu erhärten, schlugen sie sich klatschend auf die Schenkel.

Diesmal, dachte ich mir, wird's wohl stimmen. Was tun? Ich tat wie gestern, und ich entschloß mich, den Kommenden ein zweites Mal entgegenzugehen. Ich war noch jung. Mein Fahrrad bekam jedoch bald „Plattfüße“, und ich ging zu Fuß. „Bakari,“ sprach ich zu meinem ergebenen Begleiter, „wir wollen für die Patres einen Korb voll Orangen mitnehmen.“ Gesagt, getan. Es war etwa 4 Uhr abends, als wir uns mit unserer süßen Last auf den Weg machten. Vor 8 Uhr würden wir im Lager anlangen, wenn wir die Patres nicht vorher antreffen würden.

Wir schritten rüstig fürbaß in der Hoffnung, den Ankömm-

lingen eine angenehme Überraschung zu bereiten. Die Sonne senkte sich dem westlichen Horizont zu und die Schatten wurden länger und länger und gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr herrschte finstere Nacht. Denn am Äquator kennt man keine Abenddämmerung.

Als alte Afrikaner brauchten wir keine Sonne, wir kannten unsern Weg auswendig.

Wir hatten den letzten Hügel überschritten und suchten mit den Augen die Finsternis ab, ob wir in der Niederung, wo der Lagerplatz lag, keinen Feuerschein entdeckten. Ohne Erfolg. Kein Mensch, auch diesmal nicht. Bakari sagte kurz: „Bado, bwana; niemand!“ — Er setzte sich nieder und stierte in die Richtung von Aruscha.

Einige Augenblicke später erhob er sich und flüsterte: „Pater, der Löwe ist nicht weit. Wir müssen ein Feuer anzünden und uns mit einer Dornenhecke umgeben...“ und ohne weiter zu reden, ging er an die Arbeit. Nachdem ein Schutzwall aus dornigen Hecken errichtet und genügend Brennholz gesammelt, das zum Unterhalt des Feuers notwendig war, mußten wir feststellen, daß wir die Streichhölzer vergessen. Mit Hilfe einer Rute aus sehr hartem Holz, die er zwischen beiden Händen hielt und auf einer alten Rinde rasch drehte, lockte er nach etwa zehn Minuten einen Funken hervor, mit dem er nach vieler Mühe und unter größter Vorsicht Feuer ansachte.

Die Flamme, die bald hochschlug, sollte die Löwen von uns fernhalten und die Reisenden auf unsere Gegenwart aufmerksam machen, wenn dieselben auf dem nahen Pfad vorübergehen sollten. Im Gefühle der Sicherheit aßen wir einige Orangen; dann empfahl ich uns dem Schutze Gottes und ließ den Rosenkranz durch meine Finger gleiten. Bald setzte ich mich auf einen Baumstamm und begann gegen den Schlaf zu kämpfen. Bakari wachte.

Kaum waren einige Minuten vergangen, als mein Begleiter mir flüsternd zurief: „Pater, sieh dort; er ist's!“ „Pater,“ rief ich aus, „da bist du endlich! . . .“ und ich wollte in die ange-deutete Richtung eilen, denn Feuer und Schlaf hinderten mich, irrend etwas genau zu unterscheiden. Bakari hatte jedoch sofort meine Bewegung verstanden, hielt mich zurück und schrie ganz laut: „Simba“ — „Ein Löwe.“

In der Tat, ein Löwe war ganz nahe bei uns; sein gewaltiger Körper hob sich, vom Feuer erleuchtet, von dem dunklen Hintergrund ab und schien noch größer als er in Wirklichkeit war. Mit dem Schweif schlug er begierlich die Flanken. In seinen Augen leuchtete unser Feuer unheimlich wider. Er schritt langsam unsere Heckenfriedigung ab und machte Miene, sie zu überspringen. . . . Plötzlich zeigte sich eine zweite Bestie; es war die Löwin. Sie kam erregt, ungeduldig, ein wenig wie geängstigt herbei, denn die brennende, knisternde Flamme, die uns

beschützte, verblendete beide und schien ihnen Furcht und Angst einzujagen. . . .

Unsere Augen mußten wahrscheinlich wie glühende Kohlen auf die Raubtiere sprühen; unsere Bewegungen schienen ihnen verdächtig. Darum konnten sie sich nicht entschließen, die Hecke mit einem Sprung zu übersezen. Da auf einmal öffnete der Löwe seinen Rachen ganz weit, der gewaltige Leib erzitterte, die Mähne sträubte sich und zum ersten Male in meinem Leben vernahm ich — nur wenige Schritte von mir — das erschütternde Gebrüll des Wüstenkönigs. Selbst Bakari fuhr bei diesem Schrei zusammen und stieß hervor: „Jetzt fressen sie uns!“ Warum das Brüllen? War es Wut oder Verachtung? Wollte der Löwe uns einschüchtern oder uns bewegen, den feurigen Schutzwall zu verlassen? Wir blieben, ohne uns zu rühren, wo wir waren. Bakari, der als ergrauter Massai und erprobter Jäger an solche Zusammentreffen gewohnt war, wurde wieder ganz ruhig und schien aufs äußerste gefaßt. Ich suchte ihn so gut als möglich nachzuahmen. Aber ich kann versichern, daß man solche Stunden in seinem Leben nicht mehr vergißt.

Ich nahm meinen Rosenkranz in die Hand und bestürmte den Himmel. Der Schlaf war mir vergangen. Mein Gebet bestand nicht in vielen Worten — es war ein vertrauensvoller heißer Ruf zu Gott und zur Gottesmutter.

Dann fiel mein Blick wieder auf die Bestien, die schnell und schneller um die Dornenhecke liefen, zuweilen sich wütend um sich selber drehten und mit ihren fürchterlichen Pranken die Erde peitschten, so daß die Rasensezen flogen; ihre Augen leuchteten wie vier blendende Scheinwerfer. Es war unheimlich und nervenerschütternd. Das dauerte eine, zwei, drei Stunden . . . eine Ewigkeit.

Endlich, gegen 5 Uhr morgens, begann der östliche Horizont sich aufzuhellen, und die beiden Tiere zogen sich enttäuscht zurück. Sie waren des Wartens müde und wir nicht weniger. Vorsichtshalber blieben wir jedoch neben unserm erlöschenden Feuer, bis die Sonne sich über den Bergen erhob. Wir vernahmen übrigens um diese Zeit ganz deutlich den verzweifeltsten Todesschrei eines Zebras, das den beiden Raubtieren in nicht allzu großer Entfernung in die Quere gelaufen und an unserer Stelle den Tod gefunden. Gegen 7 Uhr verließen wir unsern Zufluchtsort.

Unser Korb mit Orangen stand immer noch da. Bakari nahm einige davon heraus und aß. Ich für meinen Teil wollte nach dieser schrecklichen Nacht eine Danksagungsmesse lesen und verzichtete vorläufig darauf. Den Korb mit den übrigen Orangen verbarg ich hinter einem Strauch und an den Stamm des Baobab, der sich in der Mitte des Lagers erhob, heftete ich ein

Blatt Papier, auf das ich auf französisch die Worte schrieb: „Hinter dem Strauch steht ein Korb mit Orangen. Seid herzlich willkommen.“ Dann machten wir uns auf den Weg zur Mission. Ich las meine heilige Messe und sagte Gott und Maria innigen Dank für den Schutz, den sie uns in der vergangenen Nacht angedeihen ließen. Am selben Tag noch trafen die langersehnten Mitbrüder: Br. Victorien (Schleithal) und Br. Sebastian, wohlbehalten ein. Die Orangen hatten ihnen wohl geschmeckt und die Geschichte von unserm Löwenabenteuer gefiel ihnen noch mehr.



Glockenklang und Weihrauchdust

Von Schw. M. Bonifacis, Ost-Afrika

Soch oben am Berge, am Fuße des Urwaldes, drang heller Glockenklang und Weihrauchdust; das alte, baufällige Missionskirchlein in Uru war mit andächtigen Christen und eifrigen Katechumenen gefüllt. Vor der weit geöffneten Türe standen viele Heiden, welche ernst und still das Gebaren der Christen beobachteten. Allen voran bemerkte ich ein junges, heidnisch geschmücktes Mädchen, schön von Gestalt; Kilababio war sein Name. Tief ergriffen verfolgte diese junge Heidin mit ihren klaren, rehbraunen Augen die heilige Handlung am Altare; eine heilige Sehnsucht ergriff sie, dieser frommen Christenherde anzugehören. Das Geläute der Glocken, der Wohlgeruch des Weihrauchs fesselten sie, und wie sie später gestand, war es ihr, als könne sie nicht mehr nach Hause in ihren heidnischen Kraal gehen; sie fühlte sich vollständig umgewandelt.

So oft das Glockengeläute an ihr Ohr drang, sprang sie wie ein junges Reh den Berg hinan, um im hintersten Winkel der Kirche sich einen Platz zu erobern. Bald wurde sie Katechumene, lernte fleißig den Katechismus und hielt sich von allen heidnischen Festen zurück, obwohl sie ein echtes, munteres, lebenslustiges Mädchen war. Ihre Eltern und Verwandten waren alle noch Heiden; sie waren nicht böswillig, aber mit der neuen Lebensrichtung von Kilababio waren sie nicht einverstanden. Sie drangen darauf, daß das Mädchen einen Heiden heiraten sollte ganz gegen seinen Willen. — Es ist hier Sitte, daß die heidnischen Bräute vor ihrer Hochzeit einige Monate eingesperrt werden; in dieser Zeit werden sie sehr gut mit Speise versorgt und dürfen nicht arbeiten, damit sie bis zur Hochzeit recht kräftig sind. Auch Kilababio steckte man in die Einsamkeit. Weil sie aber Christin werden wollte, suchte sie durch List zu entfliehen und eilte zur Mission. Die Mutter war so ungehalten darüber, daß sie ihr Kind verfluchte. Inzwischen aber war unser

280



Alles Freskogemälde in der dänischen Rundkirche (St. Peter's) auf der Insel Bornholm.

Flüchtling eine eifrige Katechumene geworden; sie zeigte auch großes Geschick in den häuslichen Arbeiten, war treu und zuverlässig in der Küche. Nach guter Vorbereitung wurde sie zur heiligen Taufe zugelassen, wo sie den Namen „Viktoria“ erhielt. Bald durfte sie dann auch zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutreten. Einige Zeit wurde sie von ihren Anverwandten nicht weiter behelligt.

Nun bewarb sich ein Christ bei ihrem Bruder, welcher Vaterstelle an ihr vertrat, um ihre Hand. Der Bruder wollte sie nun mit Gewalt zur Heirat zwingen, um das reiche Entgelt, das der Bräutigam für die Braut entrichten muß, nicht zu verlieren. — Hier sind es gewöhnlich einige Kühe, welche der Bräutigam geben muß.

Eines Abends erschien Joseph, ihr Bruder, welcher inzwischen auch Christ geworden war, auf der Missionsstation, um seine Schwester zu holen. Diese aber bemerkte sein Vorhaben und versteckte sich oben auf dem Speicher; er aber setzte sich auf die Treppe des Schwesternhauses und sagte: „Ich gehe nicht eher weg, bis ich Viktoria mitnehmen kann, und wenn ich auch morgen eine Leiche wäre.“ Viktoria gebrauchte nun List. Sie packte schnell ein kleines Bündel Kleidungsstücke zusammen und lief den Berg hinunter zur Hütte ihrer Mutter. Joseph war inzwischen ruhiger geworden und ging ihr nach. Bei ihren Angehörigen erklärte Viktoria nun, daß sie nicht heiraten wolle; da schlug ihr Bruder auf sie los, bis andere Leute dazwischen traten. Am darauffolgenden Morgen bat sie, in die Kirche gehen zu dürfen; das wurde ihr gewährt. Sie aber entfloh von da auf die 1½ Stunden entfernte Missionsstation Riboscho. Da wurde Joseph nachdenklich und ruhig. Er schrieb ihr einen Brief, sie möchte wiederkommen, er würde sie in Ruhe lassen. Viktoria kehrte zurück nach Uru, und in der That machte ihr Bruder ihr keine Schwierigkeiten mehr.

Viktoria nahm es aber sehr ernst mit ihren Christenpflichten, war dabei frohgemut und heiter und bewahrte einen gewissen gediegenen Ernst und eine geheimnisvolle Würde. Endlich vertraute sie der Schwester ihr Geheimnis an und bat um Aufnahme in die Kongregation der Schwarzen Schwestern. Da sie schon viele schwere Prüfungen hinter sich hatte, wurde sie in die kleine Schar der Postulantinnen eingereiht. Nachdem sie zwei Jahre Postulat bestanden hatte, kam eine neue Versuchung. Der junge Häuptling des Volksstammes war Katechumene geworden, hatte seine acht Frauen entlassen und wollte nach der Taufe ein christliches Mädchen heiraten. Er bat um die Hand von Viktoria; sie aber wies den Antrag mit edlem Anstand zurück und sagte zum Pater Missionar: „Sitaki kumtumikia Mangi, ilakini mungu“, d. h. „Ich will mich nicht dem Häuptling, sondern dem lieben Gott verbinden.“ Der Pater Mis-

sionar erwiderte ihr: „Bedenke, daß Manga ein König ist, und daß Du als Königin sehr viel Gutes unter dem Volke tun kannst.“ Sie aber antwortete großzügig: „Auch ich habe einen König gewählt, den König Himmels und der Erde, und ich werde zu ihm für mein Volk beten und opfern.“

Erstaunt horchten die Leute des Königs auf diese ernstesten Worte, und sich ehrerbietig vor ihr verneigend, sagte Mangi: „Ich mache diesem König keine Braut streitig. Nein, laßt sie in Frieden gehen und ihm dienen.“

So hatte sie auch diese Prüfung bestanden; still und ruhig tat sie ihre Pflichten weiter und bat nun schriftlich den Vertreter des hochw. Herrn Bischofs um Aufnahme ins Noviziat. Diese Bitte wurde ihr gewährt. Ruhig nahm sie nun von ihrer alten Mutter, die sie sehr liebte und die inzwischen auch getauft worden war, Abschied. Ja, diese gottbegnadete Frau, welche geistig stark geworden war und es erfaßt hatte, daß es eine große Gnade sei, dem Herrn ein Kind zu schenken, sprach gerührt in der herben Trennungsstunde zu Viktoria: „Gehe hin im Frieden Gottes; der Herr segne Dich!“ Ihr Bruder Joseph, der ein musterhafter Christ ist, nahm von ihr beim Klösterchen Abschied, und zwar mit frohen, dankbaren Augen. Ihr zweiter Bruder Eduard begleitete sie bis ins Noviziat.

Als sie dort ankam, war gerade eine kleine feierliche Segensandacht in der Kirche; also war es wieder Glockenklang und Weihrauchduft, welche sie aber diesmal zu den Stufen des Altares begleiteten und der Schar der weißgekleideten Jungfrauen einreiheten. Viktoria ist am Ziel ihrer Sehnsucht angelangt; sie ist froh und glücklich und berechtigt zu großen Hoffnungen. Möge sie eine wackere Führerin ihrer Jugendgenossinnen sein!

3

Ein kurzes Gebet zur rechten Zeit

Näher und näher hörte man den Donner, der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, — noch höchstens eine halbe Stunde und das Unwetter mußte losbrechen. Mehrere junge Leute, die in einer vom Ort entfernt liegenden Gartenwirtschaft gewesen waren, verdoppelten ihre Eile, um noch vor Ausbruch des Gewitters nach Hause zu kommen — offenbar vergebens.

„Gehen wir seitwärts durch die Schlucht?“ rief einer aus der Schar, „der Weg ist über eine Viertelstunde kürzer.“

Gesagt, getan. Die Jünglinge bogen in den Wald, der zur Linken lag. Ein schmaler Pfad lief auf die erwähnte Schlucht zu. Dies war ein etwa zwanzig Minuten langer Weg, rechts und links war eine hohe Felswand mit Gestrüpp aller Art

bewachsen, auf der Höhe standen zu beiden Seiten Fichten, so daß die Schlucht dunkel war. Jedenfalls war es ein Wagnis, diesen Pfad bei einem Gewitter zu gehen, wenn irgendwo, so war gerade hier ein Unglück möglich, und daß sich hier schon ein solches zugetragen hatte, davon zeugte ein Kreuz, daß sich in der Mitte des Weges befand. Unsere jungen Leute, die sich naturgemäß sehr beeilten, gingen grüßend an dem Kreuze vorbei und einer von ihnen kniete vor demselben zum Gebete nieder, des Wetters nicht achtend, das bereits über ihnen tobte.

„So halt uns doch nicht auf“, mahnte ihn einer der Freunde. „Siehst Du nicht, daß das Gewitter über uns steht?“

„Mag es,“ war die gelassene Antwort, „mich bindet eine Ermahnung, die mir meine selige Mutter auf dem Sterbebette erteilt hat. Sie hatte es mich von Jugend auf gelehrt: ‚Halte dich an das Gebet, und wo du an den lieben Heiland erinnert wirst, da vergiß ein andächtiges Vaterunser nicht. Ich würde keine Ruhe im Grabe haben, wenn du später schlecht und gottlos würdest‘, hat sie mir noch im letzten Augenblick gesagt. Nein, die Grabesruhe meiner Mutter werde ich nicht stören und ein andächtiges Gebet kann uns nur nützen, zumal bei diesem Wetter.“ Das gute Beispiel wirkte hinreißend. Die jungen Leute umstanden den Betenden still mit gefalteten Händen. Und rings herum war es so feierlich still, während droben Gottes Allmacht und Stärke aus den Wolken herniedersprach.

Die Andacht war beendet, alle machten das heilige Kreuzzeichen, im gleichen Augenblick fuhr ein greller Blitz hernieder, dem ein heftiger Donner folgte, der weithin und unheimlich in der engen Schlucht widerhallte, dann folgte ein Krachen und Dröhnen wie das Niederfallen schwerer Steinmassen. Die Jünglinge eilten entsetzt dem Ausgange der Schlucht zu. Und was sahen sie da?

Der Blitz hatte eine mächtige, hervorragende Felswand getroffen und zerschmettert, zwei gewaltige Steinblöcke und eine Anzahl größerer und kleinerer Stücke waren herabgestürzt. Sie sperrten fast den Ausgang. Mit Staunen betrachteten die Jünglinge das Ereignis, nur mit Bangen und Zagen drängten sie sich an den Felsstücken vorbei, mit Zittern aber gedachten sie, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie ohne den kleinen Aufenthalt vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes ihren Weg fortgesetzt hätten, denn der Weg vom Kreuze bis zu dieser Stelle erforderte genau dieselbe Zeit, als die kleine Andacht in Anspruch genommen hatte. Wären sie vorwärts geeilt, so hätten die stürzenden Steinmassen den einen und anderen von ihnen, wenn nicht zerschmettern, so doch erheblich verletzten müssen. Das kurze Gebet hatte sogleich seine Belohnung gefunden.

3



F ü r d i e K i n d e r

Von Schw. Engelberta

Aus der afrikanischen Kinderstube

Lacht der warme Sonnenschein,
Lachen auch die Kinderlein,
Bleiben nicht in Stub' und Haus,
Stürmen froh zum Tor hinaus.

Unserer Kinderstube in Kilema wird von Jahr zu Jahr voller. Immer neue kleine Waisen dazu. — Es ist keine kleine Aufgabe für unsere lieben Vorgesetzten, diese Kleinen zu füttern. Denn so klein sie auch noch sind, vom ersten bis zum siebenten Jahre, ja sogar Säuglinge sind dabei, die noch die Milchflasche brauchen, sperren sie doch immer die hungrigen Schnäbel gleich Bögllein auf. Sie brauchen viel Mais, Bohnen und Bananen, können aber noch nichts arbeiten. Essen, Spielen und Schlafen ist alles, was sie können, höchstens noch Hühner jagen, damit im Garten nicht alles abgefressen wird, oder Gänse hüten. Und was diese kleine Schar am besten versteht — ihre Hemdchen, Höschen und Kleidchen zerreißen. Da muß nun die gute Schwester dafür sorgen, diese Schar zu bekleiden.

Gott sei Dank, unsere lieben Wohltäter und besonders die „Negermutter“, Frau General-Leiterin der St.-Petrus-Claver-Sodalität, hilft da ganz besonders; es kommt immer etwas zur Zeit der größten Not. Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten.

Sogar nette, fertig genähte Kleidchen bringt das liebe Christkind oder der heilige Nikolaus oder, wie letzthin, der liebe Osterhas.

Glückliche schwarze Waisenkinder! Kein Wunder, daß sie so lustig lachen und so schön spielen können. Beim Gartenzaun ist ein gar so nettes Plätzchen, da sitzt der kleine Abraham und spannt sich seinen Wagen an. Der Hans mit seinen Hosens-

taschen, der muß immer so viel lachen. Der Philipp schaut etwas finster darein, er wünscht zu sitzen in dem Wägelein. Der Schorschi geduldig warten kann; er weiß, ist der Abraham müd', kommt er daran. Er kann das alles viel besser, wird Pferdchen vorspannen, — er ist ja schon größer! Der siebenjährige Petri schaut stolz in die Fern, obwohl er den Wagen auch hätte gern. Doch das ist ja etwas für die ganz Kleinen, Petri ist schon ein großer Kamerad, der viel Verstand in seinem Köpferl hat. Die kleinen Mädcl, die haben's erst wichtig dort,



sitzen beisammen am stillen Ort. Sie kochen ganz eifrig ein gutes Süppchen, für sich und ihre lieben kleinen Püppchen. So denkt der Petri, — also dort gibt's einen Schmaus —, da werd' ich hingehen, das schmeckt mir auch.

Ja, ja, die Kinderjahre sind goldene Jahre. Die Kindheit hat ihre Geheimnisse und ihre Wunder — aber wer kann sie erzählen, wer kann sie deuten? Wir sind alle durch diesen stillen Wunderwald gewandert —, wir haben alle einst in seliger Betäubung die Augen geöffnet und die schöne Wirklichkeit überflutete unsere Seele. Im Herzen war es hell wie Frühlingshimmel, frisch wie Veilchenduft — still und heilig wie ein Sonntagmorgen.

Ja, so wollen wir auch unsere schwarzen Waisen sich freuen lassen. Sie sollen später mit ungetrübter Freude zurückblicken auf ihre sonnige Kindheit, die sie in der Mission, unter der Obhut treuer Schwesternhände verlebt haben. Für manche ist das ja die einzige wahrhaft glückliche Zeit ihres Lebens. Diese Kindheit ist ein heller Stern in späteren dunklen Tagen. Eine zarte Kinderseele bedarf der Liebe und Freude.

„Und wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf“, sagt der Herr. Wie könnten wir es also wagen, eines dieser Kleinen, die da gebracht werden, wegen Mangel an Essen, Kleidern oder Raum abzuweisen?

„Schickt der Herr ein Haferl, so gibt er auch ein Graserl“, heißt es im österreichischen Volksmund, und es ist wirklich so.

Die Kinderstube in Kilema ist voll von solchen Kleinen, und man muß sich wirklich oft wundern, wie sie doch noch immer satt werden, gesund und munter bleiben, wie die edlen lieben Wohltäter jenseits des Meeres der Mission immer helfen, diese Waislein zu erhalten, und wie unsere fürsorgliche Mutter Oberin doch immer das nötige Geld hat, wieder Mais, Bohnen und Bananen zu kaufen oder für etwas anderes einzutauschen. Dieses Jahr war infolge der Heuschrecken eine Mißernte, und Mutter Oberin muß viel Mais von anderen Orten einkaufen, was ihr nicht wenig Sorge bereitet.

Aber deshalb werden die Kleinen aus der Kinderstube doch nicht hinausgewiesen, sondern im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit weiter gepflegt und gefüttert.

Scherzfragen für Kinder

1. Welcher Peter macht den meisten Lärm?
2. Welche Biere machen den meisten Schaum?
3. Welcher Baum wird geschossen?
4. Welche Hütte kann man essen?
5. Wie bin ich doch so eigner Art!

Ich bin eine Frau und hab 'nen Bart;
In meinem Kopf ist wenig drin;
Doch auf dem Kopf ist desto mehr,
Das dienet mir zu Schutz und Wehr.
Und machst du mich zur Gärtnerin,
Bleibt sicherlich kein Kohl in deinem Garten.
Doch schlägst du mich, so hüte dich —,
Ich wehre mich!

Nun, Kindlein, sprich, wie heiße ich?

B

Nachtrag zum Totenglöcklein

Bemerkung der Redaktion: Die vorige Nummer brachte, wie jedes Jahr, die Namen der verstorbenen Schwestern, welche das Zeitliche vom November des vorigen bis November des laufenden Jahres gesegnet haben. Schwester M. Dibaka starb am 27. Oktober 1931, an welchem die Caritasblüten schon im Druck waren. Bei Einsendung der Namen an die Redaktion ist dieser Umstand in der Registratur dem Mutterhaus entgangen, und darum möchten wir das Glöcklein noch einmal läuten lassen, um der guten Schwester M. Dibaka, gebürtig aus M. Gladbach-Lürrip, noch einmal zu gedenken.

Schwester M. Dibaka, Alara Eid, geboren zu M. Gladbach-Lürrip.

Ihr Andenken ist ja noch keineswegs erloschen; sie war in Diefflen im Saargebiet und sechs Jahre in Ruppichteröth als die immer heitere Oberin bekannt. Der göttliche Heiland nahm sie zu wiederholten Malen in seine Leidenschaft, aber die schwersten Krankheiten, die heftigsten Schmerzen konnten ihren Mut nicht erschüttern. Ihr letztes Lebensjahr brachte sie in unserm Herz-Jesu-Krankenhaus in Paderborn zu, wo sie auf ihrem Schmerzenslager alle durch ihr heiteres Wesen und ihren Leidensmut erbaute. Vor ihrem Tode bat sie die Schwestern noch während der hl. Messe, welche in der Kapelle neben dem Krankenzimmer immer gefeiert wurde, zu singen; nachdem das hl. Opfer vollbracht war, enteilte ihre Seele ins Jenseits, zu Jesus, dem sie so treu gedient und nach dem ihr Herz so sehr verlangt hat. R. I. P.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Horrem 21 Mk., Angelika; Warburg 21 Mk., Antonia Theresia vom Kinde Jesu; Wassenberg 21 Mk., Joseph; Dortmund 21 Mk., Leni Maria; N. N. 21 Mk., Hilda; Weingarten 21 Mk., Joseph; N. N. 21 Mk., Joseph; N. N. 23 Mk., Johanna; Kirchhellen 21 Mk., Anna.

Für arme Kranke in Afrika: Horrem 4 Mk.

Für die Mission: Solingen 75 Pfg.; Recklinghausen 50 Pfg.

Für Missionszwecke: Neuenbeken 1 Mk.

Für die Missionschule, zur Heranbildung armer Mädchen zu Missionslehrerinnen (Batenstelle): N. N. 1,80 Mk.

Allen lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Maria, mit dem Kinde lieb, allen deinen Segen gib,
Stehe ihnen stets zur Seit, in dieser ach so schweren Zeit.
O Maria, Mutter rein, und du, o liebes Jesulein,
Spendet Segen, spendet Gnad, auch für die aller kleinste Gab.

So mögen alle unsere lieben Wohltäter feiern:
ein recht frohes gnadenreiches Weihnachtsfest!

Gebetserhörungen

Der Ehrwürdigen Mutter Johanna vom Kreuze innigen Dank für die Erhörung in einem besonderen Anliegen. Schwester A.

Innigsten Dank der lieben kleinen Theresia vom Kinde Jesu, sowie dem hl. Antonius für auffallende Hilfe bei schwerer Operation. — Veröffentlichung in den Caritas-Blüten war versprochen.
Mariannahill Sr. M. R.

Lustige Ecke

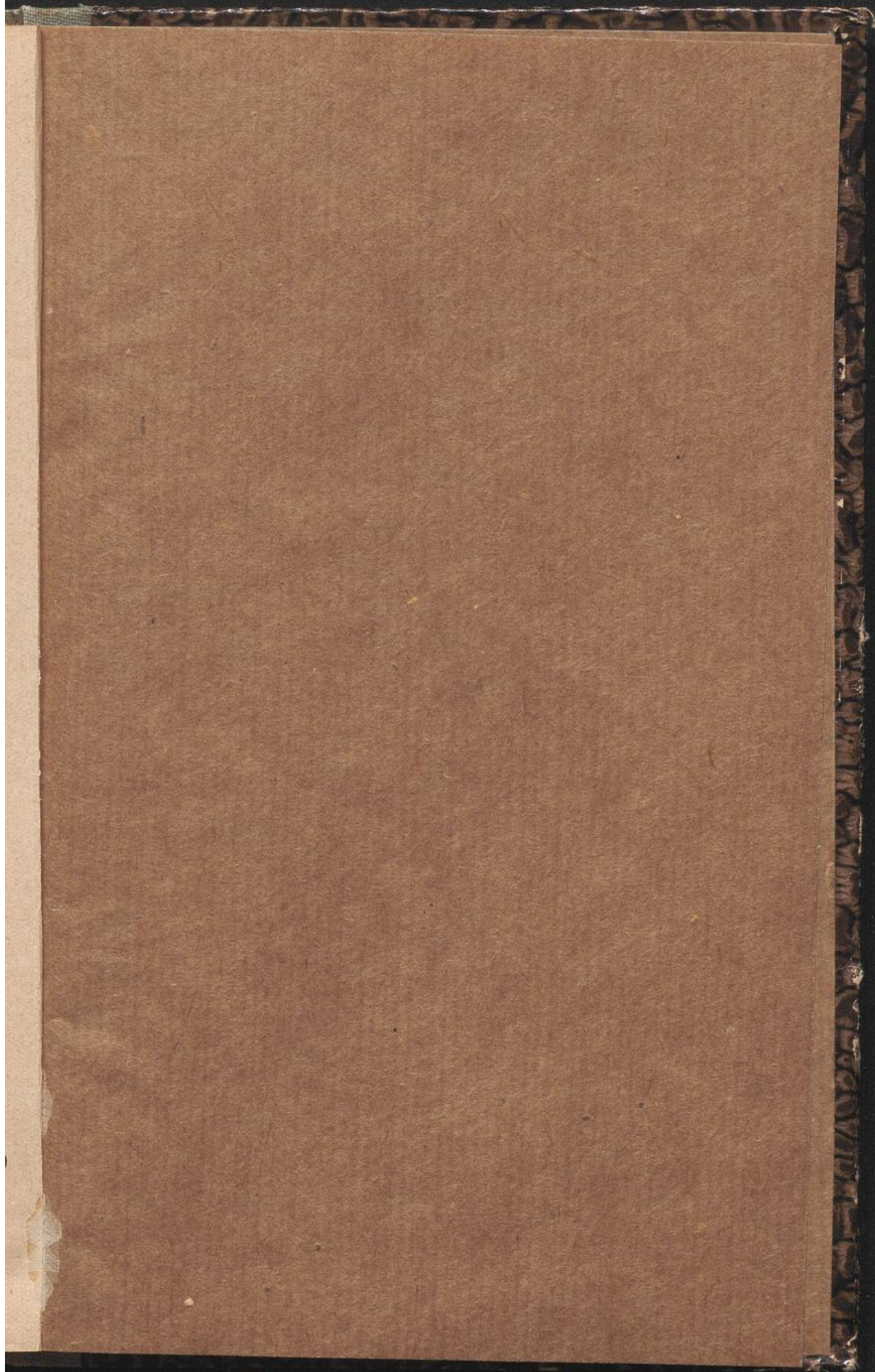
A. „Woher kommt es, daß die Töne wechselweise stark und schwach lauten, wenn Fräulein Hansen auf dem Klavier spielt?“

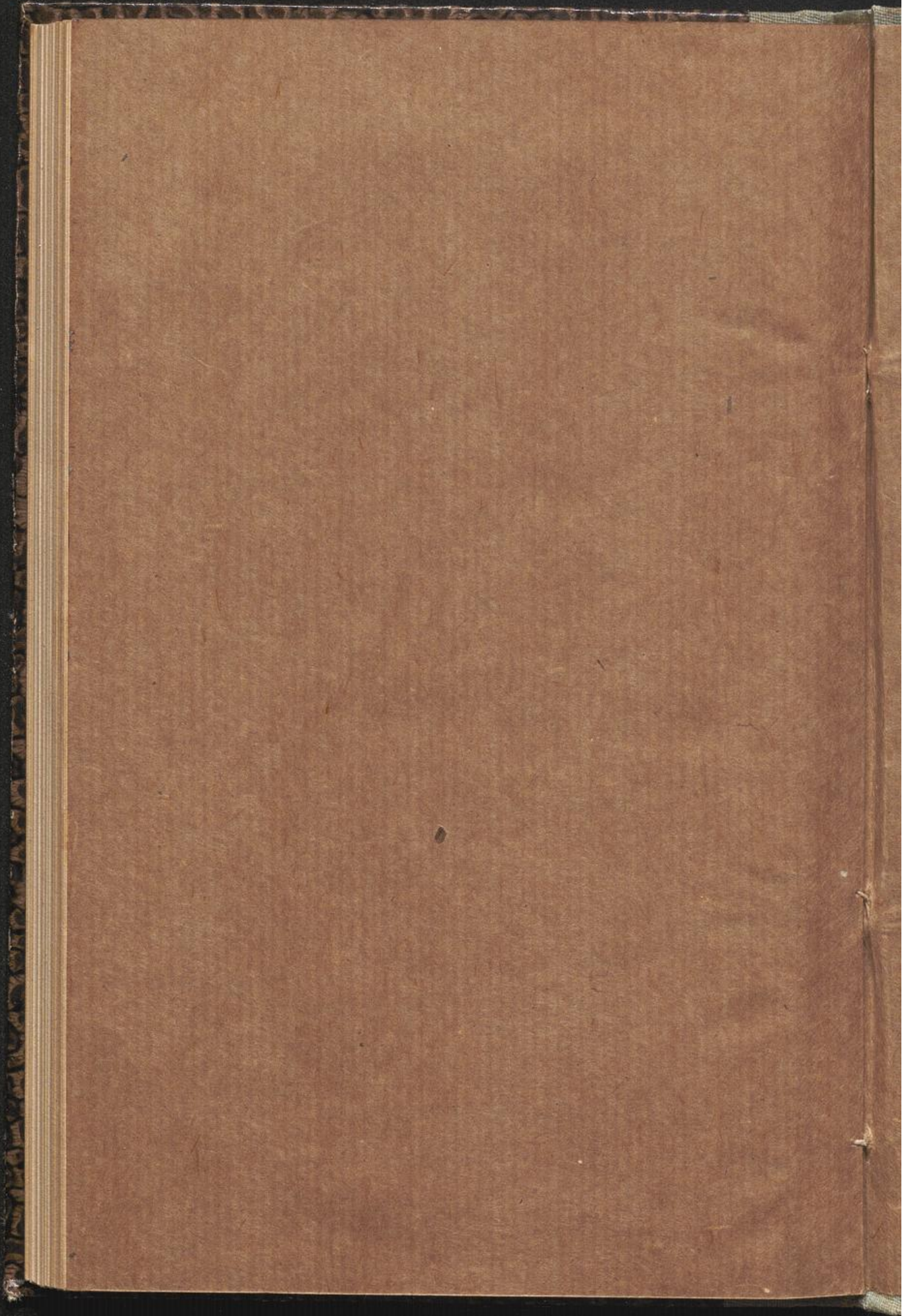
B. „Ja, das will ich Dir sagen; sie hat gerade radeln gelernt und braucht aus alter Gewohnheit beide Pedale.“

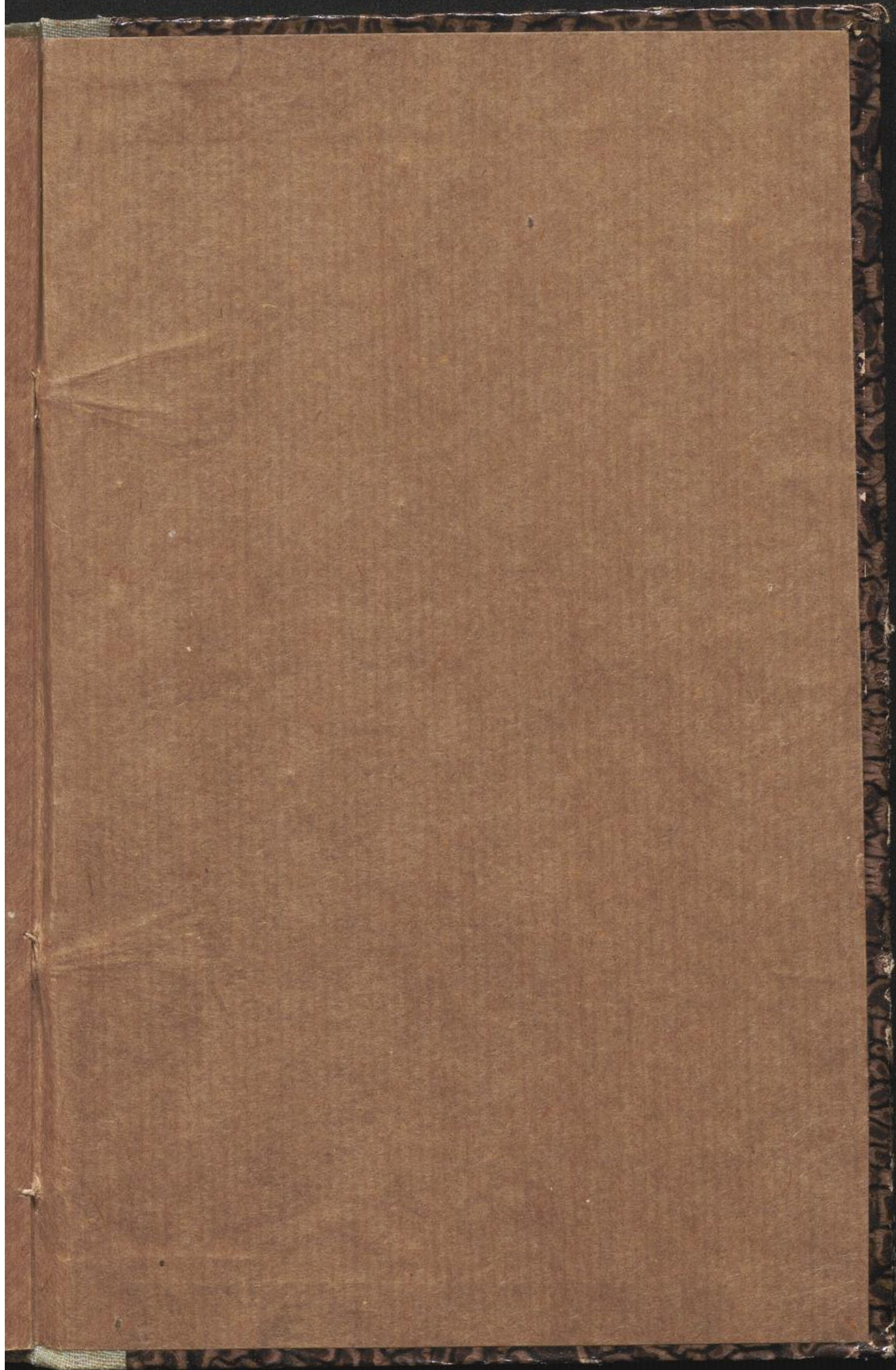
In der Schulküche.

Lehrerin: „Wo kann man an einem heißen Sommertag die Milch am besten aufbewahren, damit sie sich gut und frisch hält?“

Kleines Mädchen: „In der Kuh!“







Car

Caritasblüt
1932